



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

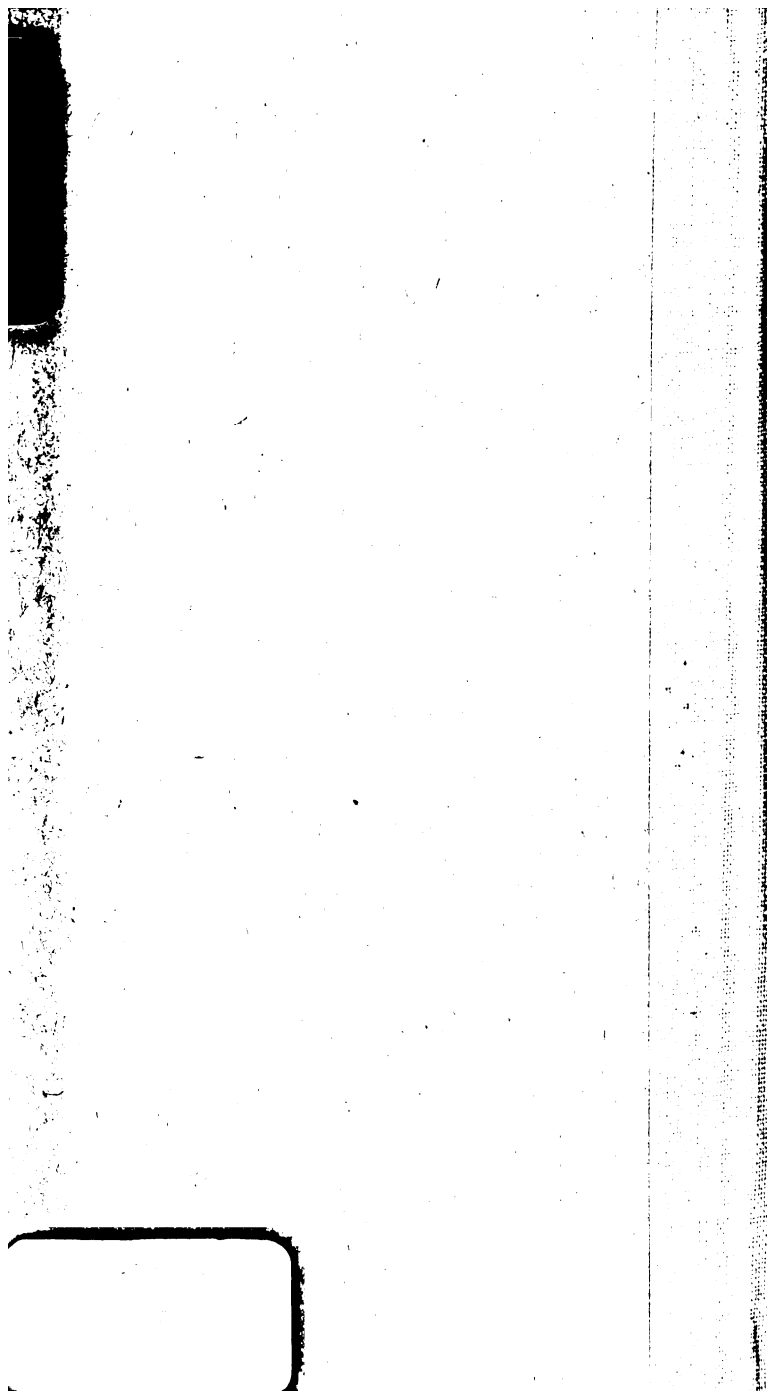
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 07572909 9



Schiller

1757





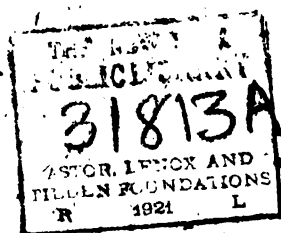
Friedrichs von Schiller
sämmtliche Werke.

Sechster Band.

Wts Königl. Sächsischen und Königl. Westphälischen allergnädigsten Wts
verlegen gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachttüde.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1813.



Nachtrag zum Verzeichniß der Subscribenten.

	Beihpr.	Schlichtpr.	St. Dir.	St. Dir.
N a r a u.				
Herr Sauerländer, Buchhändler		I	4	4
A l t e n b u r g.				
— von der Becke, Regierungsrath		I		
— Weder, Laurich, Stud.				I
— von Deust, Graf, herz. Sachsen				
Goth. Kammerherr, Reg. und				
Consistorial-Rath u. u.				I
— — — Kammerher und Forstmeister				I
Röbl. Bibliothek des Gymnasiums.			I	
Herr Buddeus, Oberstenersekretär			I	
— Eichmann, Doct. jur.			I	
— Hain, Doct. jur.			I	
— Hebenstreit, Kammer-Commis.				I
— Hempel, Bes. des Gasthofs zum Hirsch				I
— Hempel, Heint., Hofadvokat			I	
— Hempel, Ferd.			I	
Die literarische Gesellschaft.				
Herr Löper, Handlungsbesitzer				I
— Messerschmidt, Professor		I	2	I
— Reichenbach, Commerzienrath		I	I	
Die Schnupfase'sche Buchhandlung				
Herr Schwarzenberg, Handelsherr				2
— Windler, Bürgermeister			I	I
A l t o n a.				
— Hammerich, Buchhändler	2	6	12	12
A l z e y.				
— Zheper, Notar				I
— Wagner, clerc de notaire				I
— Weber, Cand.				I
A m b e r g.				
— Grölich, Professor			7	
A m e r d i n g e n.				
— Kropp, Amtmann				I
A n n a w e i l e r.				
— Dietz, Notar				I
A n s b a c h.				
— Kraus, Mediz. Rath				I

31813A

	Befugn.	Schweiz.	M. Dpt.	St. Dpt.
A schaffenburg.				
Herr Graf von Benzel-Sternau, Staats- und Finanzminister.				I
— Ettlinger, Buchhändler		2	I	I
— Herrmann, Ob. Landger. Rath				I
— v. Mergenbaum			I	
— Reuter, Ob. Landger. Rath				I
Augsburg.				
— Clarmann, Postoffizial			I	
— Degmair, Licentiat			I	
— Geuder, Diaconus			I	
— Grubler, Handlungs-Commis			2	
— Kumbieg, F. D., Geh. Rath			I	
— Kesting, Kaufmann			I	
— Reubner, Diaconus			5	
— Schäbler, f. Finanzrath		I		
Bamberg.				
— Geier, Coop. an der Dompfarren				I
— Kremer, Kaplan an der Dompfarren				I
Edl. Lese-Institut, K. Privil.			2	
Herr Kunzler, Stud.				6
Barmen.				
— Bischoff, Dr. u. Gouvern. Arzt		3		
Bayreuth.				
— Hagen, Appellat. Ger. Rath				I
— Jordan, Dr. und Professor				I
— Vogel, Vicarius				I
— Zimmermann, Dr. und Professor				4
Berlin.				
— Abelson, Hauptseehandlungsbuchhalter			I	
— Amelang, Buchhändler				2
— Aubach, C.			I	
Des. Bärwald, H. und C.				I
Herr Barkisow, Oberförster		I		
— Bauer			I	
— Belleremann, Stud.				I
— Bielefeld			I	
Mad. Brendel				2
Herr Butsy				I
— Gossie, J.		I		
— Dietrichs, Reg. Rath	I			
— Ehlers, J.		I		
Mad. Fink, Wilhelmine				I

	Belmpt.	Schneidm.	W. Appr.	Ob. Dmpt.
Herr Fischer, Geh. Registrator			I	
Frick, Urkanist bey der K. Porzellan-	I			
manufactur				
Goll, Kriegsrath			I	
Hemensdorf, Kammergerichts Rath		I		
Hibig				I
Homper			I	
Jungmeister				I
Kagarde, Buchhändler			I	4
Lehman, Dr.				I
Madtke				I
Marbt, Lehrer am Joachimthal. Gymn.				I
von Manderode			I	
Mittler, C.			I	
Nicolopius, Staatsrath		I		
Pehlmann				I
Pittet, Sekretär			I	
Röhl, Real schulschulbuchhandlung	I	I	4	3
Herr Reclam, Pred.				I
Sandmann, Stud.				I
Schell, Kaufmann			I	
Schmidt, Hauptseehandlungsbuchhalter			I	
Schrader				I
Schuler, Univ. Sekret. und Quästor			I	
Strenge, Stud.				I
Ungerhante			7	4
Wolff			I	
Wesoh, J. H.		I		
von Wining, Hauptseehandl. Buch.			I	
Dieblich				
Herr Durchlaucht die Prinzessinn von Nassau				I
Herr v. Reichach, Lieutenant				I
Reug, Registrator				I
Bingen				
Reichard, Einnehm. d. Contributionen				I
Reich, Fr. J. Kaufmann				I
In dem folg. Verzeichn. stehen irriger Weise:				
Herr Drouss und Peter Scherr, statt				
Scherr, Dionys				I
Peter				I
Blieskastel.				
Wiest, Cantonsger. Schreiber		I		3
Bonseldt.				
Schäfer, Schullehrer				7

Brandenburg.				
Herr Koch, Referendarius				1
Braunschweig.				
— Klingemann, Dr.				2
Köbl. Schulbuchhandlung	1	1	6	12
Brenken.				
Herr von Brenken				1
Brann.				
— Hofdemmel, Fr., beyder Rechte Dr.,				
Hof- und Ger. Advokat				1
— Tesusch, W., Pastor d. evangel. Gem.				1
— Graf J. Ludw. von Hierotin, R. A.				
Destert. Hauptmann				1
Buchholz.				
— Bach, Ferd.				1
Calbe.				
— Honig, K.				1
Cammerforst.				
— von Seebach, Hauptmann				2
Carlsruhe.				
— Knoch, Bergrevisor				
Carlsruhe.				
— Ewald, Geh. Kirchenrath				1
— von Hayman, Baron				
— Krieger, Oberrevisor				
— Marr, Raphael				1
— Bierpordt, Finanzdirector				1
Cassel.				
Fräulein von Baumbach				
Herr Becker, Hypotheken-Conservator				
— von Bodenhausen, Kammerherr				1
— Böhlken				1
— Gonsbruch, Canzler				
Mad. Diebe				
Herr von Drachenfels, Königl. Räte				1
— Engelhardt, Staatsrathsadvokat				
Frau Gräfin von Fürststein				
— von Heinemann, Majorin				
Herr Hesse, Archivar				1
— Hütteroth				
— Lichtenberg, Staatsrathsauditor und				
Generalsecretär				
— von Löwenclau, Baron				

	Belmpt.	Schlichtspr.	W. Dir.	St. Dir.
Frau Gräfin von Malsburg			I	I
Herr Meyer, Verificateur				I
— Nahl, Cand. jur.				I
— von Natorp, Staatsr. Auditor			10	
— von Pestell, Referendarius			I	
— Pfaar			I	
— Raschopp				I
— Rüppel, Hypotheken-Conservator				I
— Ruppenthal, P. L. Richter beim Tribunal				I
— Schläfte, Douanendirector				I
— von Sparre-Wangenstein, Staats-				
raths Adv.				I
— Wais, Hofrath				I
— Wille, Cassier				I
Chemisch.				
— Grätsch, Oberstadtschreiber			I	
Coblenz.				
— Becker, A. J.			I	
— Wencelius			I	
Edltn.				
— Keil, Buchhändler			2	
Crampa.				
— Rebe, Mag.			I	
Dalheim.				
— Stuber, Pfarrer				I
Dessau.				
— Wöttger, Hofpred.			I	
Dieh.				
— Ehelins, Geheimer Rath				I
Dresden.				
— Wöttiger, Hofrath			I	
— Körner, Ober Appell. Rath				I
Ebenloben.				
— Paraguin			I	
Elberfeld.				
— Heinrich				7
— Seibels			14	
Erlangen.				
— Palm, Buchhändler				8
Frankfurt a. M.				
Mad. Auberson, geb. Wendelstebt				I
Herr Barthoffer, G. A.				I
— von Bethmann, M.			I	

	Rechnung.	Schlichter.	St. Dir.	Ob. Dir.
Herr Beutlinger, Carl			1	1
— Böhm, Präfectur-Rath			1	
Hab. Bunse			1	
Herr Burger				1
— Dams, Fr.			1	
— Delorca, D.			1	
Hab. Dörner			2	
Herr Ekeling, Chr. Fr.				1
— Faibel			1	
— Fingerlin			1	
— von Firschhaber			1	
— Gebhardt und Körber			1	
— von St. George, Associe der Hrn. Gebr. Bethmann		1		
Hab. Henry Gontard			1	
Dem. Gontard, Marg.				1
Herr Grunelius, Associe der Hrn. Gebr. Bethmann		1		
— Haas			1	
— Hantjens			1	
Hab. Hassenclever-Schlosser			1	
Herr Hepp, Inspector			2	
— Hess, Oberlehrer am Philantropin			1	2
— Hess, Sohn, Architect				
— Hiepe, Dr.		1		
— Hofmann, P. C.				1
— Huber			1	1
— von Hügel, Elem. u. Var.			1	
— Hurdt				1
— Imler				1
— Klotz			1	
— Kornrumpf		1		
— von Leutsch, Baron, K. Sächs. Geh. Rath, außerordentl. Gesandter und bevollm. Minister				1
— Luca, Professor				1
Hab. Maff, geb. Warrentzapp		1		
Herr Metteninck				1
— Müller			1	
— Mumm, P. A.			2	
— Ofterdingen				1
Dem. Vassavant, J. C.			1	
Herr Vassavant, Breuille			1	

	Beirath.	Schlichter.	Pr. Dir.	Ab. Dir.
Herr Passavant, Passavant				I
— Pfungst			I	
— Poppe, Professor				3
— Rottwitt, Einnehmer			I	
— Rüppel			I	
— Schäfer, Buchhändler	I	I	2	2
— Schloffer, Rath			I	
— Schmidt, J. Fr.	I			
— Seufferheld, Marq.				I
Dem. Soldan			I	
Herr Spruth				I
Mad. Stadel-Willemer	I			
Herr Starck, Dr.			I	
— Steig, Geh. Kammerrath				I
— Stern, sen.			I	
— Stern, Jac.				I
— Trost, Kaufmann			I	
— Warrentzapp, Dr.			I	
— Werhufen				I
— Walbach				I
— Wegel, Dr.				I
— v. Wiesenhütten, Baron und Obrist		I		I
— Willems				I
— Wimpfen			4	
— Ziegler, C.			I	
— Ziegler, F. L.				I
Dem. Euf. Ziegler			I	
Frankfurt a. D.				
Herr Büttkow				I
Dem. Huth, Minna			I	
— Jzig, Adelaide			I	
Fräulein von Kleist			I	
Herr Petersen, Pharmaceut				I
— Piepel, Dr. med.				2
Freiburg.				
— Wagner, Buchhändler				I
Freiburg.				
Freih. von Blümner, Geh. Legat. Rath		I		
Freiburg.				
Herr Bollmann, J. C. W., Cand. d. Theol.				I
— Consbruch, Defonom				I
— Nabe, Amtmann				I
— von Niben, Geh. Rath			I	

Pers.	Schulst.	Bilsh.	Gera.	
			Ort.	Stip.
Frau Christiane, verm. Fürstin Reuß, geb. Herzogin von Bayern Hier leben.			I	
Herr Braunbehrens, Amtmann Gießen.			I	
— Bender, Theol. cult.				I
— Endres, Theol. cult.				I
— Klein, Theol. cult.				I
— Glogau.				
— Klopsch, Rector Göttingen.				I
— von Nordelind, Stud.				I
— Delfus, Stud.				I
— Dödt, Stud.				I
— von Alshing, Stud.				I
— Leopold, J. C. Stud.				I
— Mensing, Stud.				I
— Debrichs, Stud.				I
— Pustuchen, Stud.				I
— Schrage, Stud.		I		I
— Werner, Stud.		I		I
— Zacharia, Stud.				I
Gotha.				
Frau von Buttlar, geb. von Bernstadt			I	
Herr Ettinger, Buchhändler			I	7
— Hufschke,				I
— Pungold, J.				I
— von Schönberg				2
— Trebsdorf, C. Fr.				I
— Grömbach.				
— Kraft, Wfr. und Mag.				I
— Grönenbach.				
— Nehm, M. Pfarrer		I		
— Groß Behnig.				
— Mänter, Defonom		I		
Halle.				
Dogn. Härting, Auguste			I	
Herr Hundt, Controlleur			I	
— Kahleß, Stud. theol.			I	
— Kümme, Buchhändler		4		
— Meckel, Bau-Conduct.				I
— Neufel		I		

	Beimpr.	Schweizer.	W. Dopp.	Ant. Dopp.
Herr Schaaf, Stud. jur.			I	
Dem. Schmeltzer, Caroline			I	
Herr Schütter, Stud. der Theol.				I
— Schuhmacher, Stud. der Theol.				I
— v. Udermann, Scholar im K. Pädagog.			I	
— Ulrich, Dr. med.			I	
— Wocke, Cand. der Theol.			I	
— Zschorn, Cand.				I
— Haltenbergstetten.				
— Geier, Amtmann			2	
Hannover.				
— Hahn, Gebr., Buchhändler		4	12	30
Hausen.				
— Rehbock, Pfarrer				I
Heidelberg.				
— Mohr und Zimmer, Buchhändler				4
— Schindling, Stud.				I
— Volk, Stud.	I			
Heiersdorf.				
— Grabe, Prediger			I	
Heilbronn.				
— Haupt, Kaufmann			I	
— Kleinmann, Amtspfleg : Amtsver-				
weiser, Advot.			2	
— von Wächter, Reg. Rath			I	
— Wiedmann, Rath			I	
Helmstedt.				
Frau von Hersenbruch				I
Helmstedt.				
Herr Wölter, Postdirector				I
Holzgemünde.				
— von Hanstein, Friedensrichter		I		I
Idstein.				
— Hotte, Buchbinder				I
Ilmenau.				
— Udermann, Justizrath			I	
Ivenack.				
— Carl Baron von Maltzahn				I
Frau Baroness Alexandrine von Maltzahn				I
Kaiserslautern.				
Herr Mültinghoff, Apotheker				I
Kempen.				
— Kirchofer, Studienrector			14	

	Ob. Drupp.	M. Drupp.	Schm. Drupp.	Meinper.
Kirchberg.				
Herr Hiller, Substitut	I			
Kirchheim u. L.				
— Gerber, Advokat	I			
— Leisinger, Cameralamts-Scrib.	I			
Kleinbaddenheim.				
— Wels, Notar	I			
Kleinhenbach.				
— Hennig, J.	I			
— Landfried, Kaufmann	I			
— Martin, Justizrath	I			
Königsberg.				
— Thomas, Kaufmann	I			
Kriegsfelden.				
— Knnz, J., Maire	I			
— Lawall, J., Oberförster	I			
Kronburg.				
— Westernach, Baron	I			
Lahr.				
— Deimling	I			
Landshut.				
— Paul, C., Akademiker	6			
Langendorf.				
— Riestohl, Pfarrer	I			
Langerwische.				
— Mollendorf, Secretär	I			
Leipzig.				
— Koch	7			
— Köhler, Buchhändler	2			
— Lag	I			
Ludwigsburg.				
— Ndst, Antiquar	I			
Ludwigslust.				
— von Schmidt, Gouverneur des Prinzen	7			
Paul von Mecklenburg-Schwerin				
Lübben.				
— Houwald, Landesyndikus	I			
Lüneburg.				
— Gazert, D. Jr.	I			
— Knopf, Greffier	I			
Magdeburg.				
— von Schlegel, Hauptmann	I			
Mannheim.				
— Walther, Secret.	I			

	Stellungs.	Schweizer.	M. Drupp.	Dr. Drupp.
Marburg.				
Herr Usener, Prediger			1	
Mannheim.				
— Fetting, Cand.				1
Menz.				
— Willig, Notar				1
— Gräf			2	1
— Hanau, J. L.				1
— Jung, Ph., Handelscommis				1
— Babern, Brückenmeister				1
Meissen.				
— Göbcke, Buchhändler			1	
Memmingen.				
— von Feury, Baron, K. B. Postmeister			1	
— von Grimmel, J., Bürgermeister				
— von Heuß, J.			1	
— von Höfer, K. B. Appellat. Ger. Rath			1	
— Mayr, W.			1	
— von Schellbarn, Stadtkr. Assessor			1	
Merseburg.				
Dem. Reinhardt, Louise				1
Monheim.				
Herr Graf von Reiffach	1			
Morslein.				
— von Förstner				1
München.				
— Bachmann, C., zweyter Actuar beyhm				
K. Landgericht			1	
— Beuerlein, Buchhalter			1	
Köbl. Centralschulbuchhandlung			15	
Frau Gräfin von Deroy				1
Herr Gallinger, Dyonis, zweyter Land-				
ger. Assessor			1	
— Gehlen, Hofrath				1
— Hänlein, Carl				1
— von Harnier, Wilh.				1
— Hobmann, Oberstud. Rath		1		
— Höß, B. J., erster Landger. Assessor			1	
— von Jacobi, Präsident			1	
— Kienle, Oberappellat. Ger. Rath			6	
— Mayer, Alois				1
— Mundler, Ludwig				1
— Riethammer, Oberstud. Rath und				
Oberkirchenrath	1			

	Beimpr.	Commiss.	St. Durchl.	St. Durchl.
Herr Rabus, Diaconus			1	1
— Schichtegross, Generalsecretär				1
— Erdher, Cassier			1	
— Schröder, Secretär			1	
— Seyffer, Director				1
— von Stell, Hofgarten-Intendant			1	
— Stengel, Ober Finanzrath			7	
— von Tröltzsch, Postinstitlar			1	
— von Wiebeking, Gehelmer Rath		1		
Münster.				
— Waldeck, Buchhändler			6	
Mutterstadt.				
— Wolff, Gehülfe des Notars				1
Naumburg.				
— von Seebach, Th.				2
Neckargemünd.				
— von Sternensfeld, C.				1
Neudöbern.				
— von Thelau, Kreishauptmann			1	
Neustadt a. d. Haardt.				
Mad. Morian		1		
Neuwied.				
Herr Bianchi		1		
Nördlingen.				
— Ludwig Kraft Ernst, Fürst von Det-				
tingen Wallerstein, des Königr.				
Bapern Kronobersthofmeister	1			
— Doppelmeyer, Präceptor				1
Nydau.				
— Hausknecht				1
Oberlöbda.				
Freih. von Höltnig				1
Oberwiehra.				
— von Kogau				1
Oehringen.				
J. D. die Prinzess. v. Hohenlohe-Ingelfingen			1	1
Hettingen.				
Herr Kuosch, Präsident		1		
Offenbach.				
Se. Durchl. der regier. Fürst von Isenburg	1			
Herr Römer, Cabinetssecretär			1	
Ohmenheim.				
— Wetter, Decan und Vfr.				1

	Ob. Dyrp.	M. Dyrp.	Schweitzer.	Rechner.
O p p e n h e i m.				
Herr Egli, S.	I			
— D r e d r u f.				
— Hammer, Kammerrath	I			
— Loder, Hofrath	I			
— Paris				
— Schall, Buchhändler	I			
— Schaubart, Alex.	I			
— Penzlin.				
— von Dehrmann, zweiter Lieut.	I			
— P f e f f l o n.				
— Echer, Camerarius	I			
— P u l l e n d o r f.				
— Hoffmann, Rechts-Consulent	I			
— P u l l a c h.				
— Roth, Pfarrer	I			
— R a g e b u r g.				
— Christlieb, Subrector	I			
— Dufft, Herzogl. Mecklenburg-Stre-				
— litzscher Reg. Secretan	I			
— Hütefeld, Prediger an der Stadtkirche	I			
— Nölting, Doctor med.	I			
— Rußwurm, Conrector	I			
— R e g e n s b u r g.				
— von Gentter, Finanzdirector	I			
— R e m s c h e i d.				
Mad. Hasenklever, geb. Schloffer	I			
— R o u r b u r g.				
Herr Straube, Candidat	I			
— R o s t o d.				
— Sticker, Buchhändler	9	3		
— R o t h e n b u r g a. d. Tauber.				
— Häder, Landrichter	I			
— R u d o l f s t a d t.				
3. D. die Frau Fürstin von Schwarz-	I			
— b u r g Sondershausen				
3. D. die Frau Prinzessin von Schwarz-				
— b u r g-Rudolstadt, geb. Prinzessin	I			
— v o n H o m b u r g.				
— S a a r b r ü c k e n.				
Herr Lucas, Uhrmacher	I			
— W e s s e r e r, Pastor und Professor	I			
— S c h w a l b, Prof. a. d. Secundarschule	I			

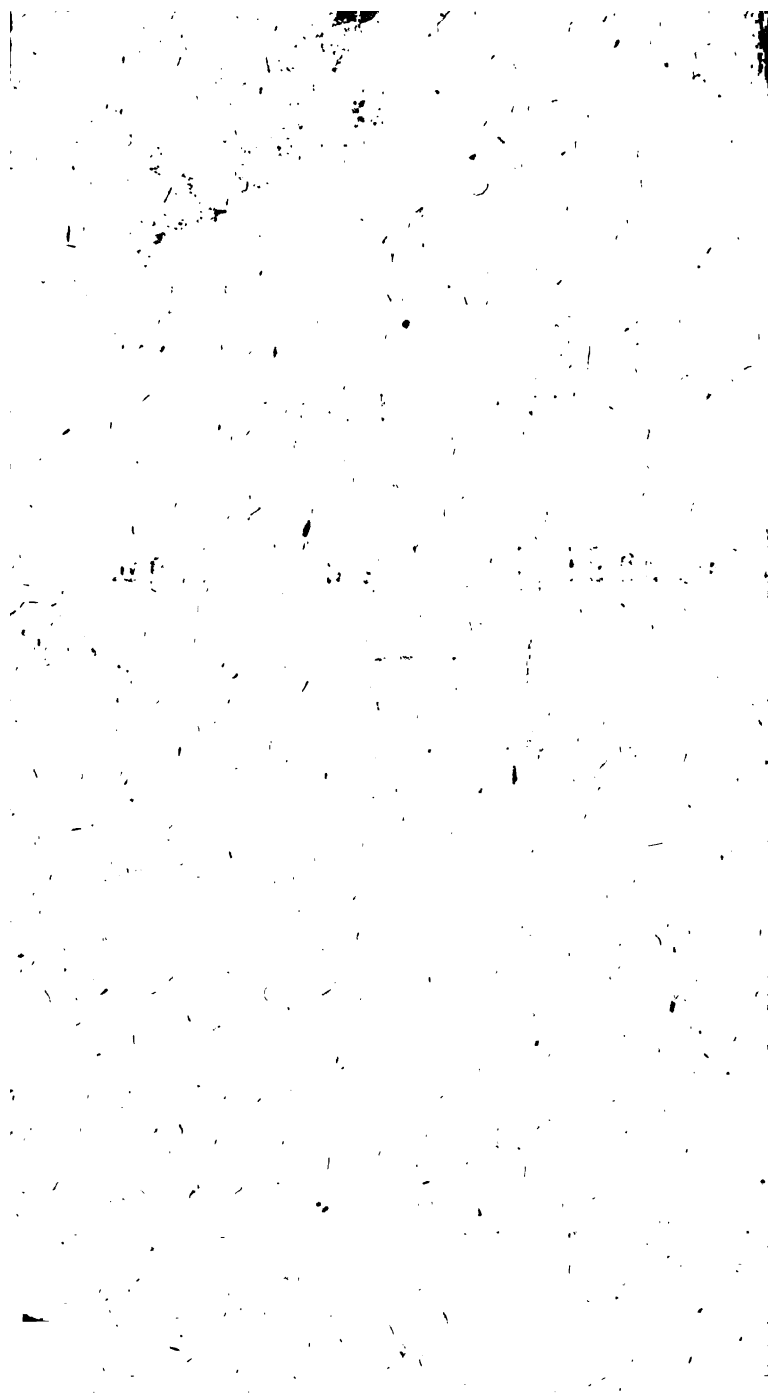
	Salzburg.	Ob. Dppn.	St. Dppn.	Schnepp.	Rechnp.
Herr Distelbrunn, Leibarzt		I			
— Köberlein, Rector		I			
— Schreiner, Verenter			I		
— Hauff, Obeamtmann			I		
— Kraft, J., dritter Lehrer am Gymnasio		2	7		
— Lohmeier, Landbaumeister			I		
— Merggraf, Prediger			I		
— Adsch, Pödc. M.			I		
— Zaiser, Amtsch. Scrib.			I		
— Derscheld, Director vom Detroy			I		
— Kolb, Buchdrucker			I		
— Schlemmer, Suppleant bey d. Tribunal			I		
— Engelhardt, C. M.			I		
Stuttgart.					
— von Moigel, Regierungsrath			I		
— Caspar, Kaufmann			I		
— Döbel, Büchsenspanner Sr. Maj. des			I		
Königs			I		
— Elsäffer, Reg. Secret.			I		
— Gaupp, Apotheker			I		
— Götz, Gen. Hofsecret.			I		
— Gutbrod, Conscriptiönsact.			I		
— Gutbrod, Kammerdiener			I		
— Heyd, Oberjustizsecretär			I		
— Hödele, J. Matth.			I		
— Hölz, Fr.			I		
— Kapff, Rechnungsrath			I		
— Kling, A.			I		
— Knapp, Registrator			I		
— v. Marschall, Freyh., Großherzogl.			I		
Bad. Minister			3		
— von Martens, Oberjustizsecretär			I		
— von Moltke, Flügeladjutant			I		
— Murschel, Scrib.			I		
— Dehlenschläger			I		

	Meinings.	Schweinf.	M. Drey.	Gr. Drey.
Herr Pfeiffer, Hofactor			2	1
— Nieger, Erb.				5
— Schickhardt				6
— von Soden, Ober-Regierungs-rath				
— Stein, Ober-Rechnungs-rath			I	
— Storr, Dr. med.			I	
— von Süsskind, Prälat und Oberhof- prediger				I
Se. D. der Prinz von Thurn und Taxis, Flügeladjutant			I	
Herr von Wächter, Stadt-Dir.			I	
— Berner, Präc. und M.			I	
— Widmann, Subst.				I
— Krieg.				
— Ring, Buchhändler		I		
— Tübingen.				
— Wlfer, Hofbuchbinder				7
— Unna.				
— Hesselmann, Buchhändler				I
— Wächtersbach.				
— Graf Ludwig Max von Isenburg				
— Wädlingen			I	
— Keller, Hofrath				I
— Warschau.				
— Glücksberg, N.				2
— Weimar.				
Se. Durchlaucht der regierende Herzog von Sachsen-Weimar ic.	I			
Ihro Durchlaucht die regierende Frau Her- zogin von Sachsen-Weimar ic.	I			
Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Groß- fürstin Maria Paulowna, Erbprin- zessin von Sachsen-Weimar	I			
Herr Büttner, Kammerkassator				I
— Hoffmann, Buchhändler			3	I
Freih. von Müller, Geheimer Regie- rungs-Rath			I	
Herr von Müller, Captain			I	
— Medel, Geh. Kammer-Rath				I
Frau Hofrath von Schiller	12	6	6	
— Weinheim.				I
— Gräfin von Lehrbach				
Herr Rauch, Hermann	I			

	Det. Dpt.	St. Dpt.	Schwefelpr.	Mittelp.
Vertheim.				
Herr Assum, J. C., Cand. Minist.	I			
— Faber, J. C.		I		
Wettin.				
— Bertram, L.	I			
Wiblingen.				
— Gneiting	7			
Wien.				
— von Clam, Graf, K. K. Oesterreich.				
Mittmeister		I		
— Lump, H.		Io		
— von Paar, Graf, K. K. Oesterreich.				
Obristleutnant		I		
— Franz v. Schönborn, Graf	I			
— von Schwarzenberg, Fürst, K. K.				
Oesterreich. Gesandter in Paris	I			
Wiesbaden.				
— Beck, Kaufmann		I		
— Schaaf, Revisor		I		
Wolkenburg.				
— Scheblich, Gerichtsdirector		I		
Sanzhausen.				
— Oman, Hüttenfactor		I		
Sichow.				
— Frig, Wreb.		I		
Sürich.				
— Hess, beim Lannenbergr		I		
— von Meiss		I		
— Dit in der Engelburg		I		
— Pestalozzi, Ingenieur		I		
Sweydrücken.				
— Albrecht, Posthalter		I		
— Bastian, C., Kaufmann		I		
— Faber, Commis. Greffier am Tribunal		I		
— Frölich, H.		I		
— Koch, L.		I		
— Merkel, Secret. der Mairie		I		

G e s c h i c h t e
des
dreyßigjährigen Kriegs.

Erster Theil.



Seit dem Anfange des Religionkriegs in Deutschland, bis zum Münsterischen Frieden, ist in der politischen Welt Europas kaum etwas Großes und Merkwürdiges geschehen, woran die Reformation nicht den vornehmsten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche sich in diesem Zeitraume ereignen, schlossen sich an die Glaubensverbesserung an, wo sie nicht ursprünglich daraus herfloßen, und jeder noch so groß und noch so kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derselben empfunden.

Beynahe der ganze Gebrauch, den das spanische Haus von seinen ungeheuern politischen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Befenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier stürmischen Regierungen in seinen Grundvesten erschütterte, ausländische Waffen in das Herz dieses Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatz der traurigsten Zerrüttung machte. Die Reformation

machte den Niederländern das spanische Joch unerträglich, und weckte bey dieser Volke das Verlangen und den Muth, dieses Joch zu zerbrechen, so wie sie ihm größtentheils auch die Kräfte dazu gab. Alles Wdse, welches Philipp der Zweyte gegen die Königin Elisabeth von England beschloß, war Rache, die er dafür nahm, daß sie seine protestantischen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen, und sich an die Spitze einer Religionspartey gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutschland eine fortdauernde politische Trennung zur Folge, welche dieses Land zwar länger als ein Jahrhundert, der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politische Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es größtentheils, was die nordischen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerst in das Staatssystem von Europa zog, weil sich der protestantische Staatenbund durch ihren Beitritt verstärkte, und weil dieser Bund ihnen selbst unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden gewesen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrscher gegen ihre Unterthanen, durch die Reformation in andre Verhältnisse kamen, rückten durch sie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und so

mußte es durch einen seltsamen Gang der Dinge die
 Kirchentrennung seyn, was die Staaten unter
 sich zu einer engeren Vereinigung führte. Schreck-
 lich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch
 welche diese allgemeine politische Sympathie sich ver-
 kündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg,
 der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die
 Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis
 an die Küsten der Ostsee, Länder entvölkerte, Ernten
 zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein
 Krieg, in welchem viele Tausend Streiter ihren Un-
 tergang fanden, der den aufstimmenden Funken der
 Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert
 verlöschte, und die kaum auflebenden bessern Sitten
 der alten barbarischen Wildheit zurückgab. Aber Eu-
 ropa ging ununterdrückt und frey aus diesem fürch-
 terlichen Kriege, in welchem es sich zum ersten Male
 als eine zusammenhängende Staatsgesellschaft erkannt
 hatte; und diese Theilnehmung der Staaten an ein-
 ander, welche sich in diesem Kriege eigentlich erst bil-
 dete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbür-
 ger mit seinen Schrecken zu versöhnen. Die Hand
 des Fleißes hat unvermerkt alle verderbliche Spuren
 dieses Kriegs wieder ausgelöscht; aber die wohlthäti-
 gen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblie-
 ben. Eben diese allgemeine Staatsympathie, wel-
 che den Stoß in Böhmen dem halben Europa mit-

theilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Kriege ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Osthmiens, Mährens und Oesterreichs einen Weg fand, Deutschland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, so wird die Fackel der Kultur von diesen Staaten aus einen Weg sich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieses Alles. Durch sie allein wurde möglich, was geschah; aber es fehlte viel, daß es für sie und ihrentwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvorteil, nicht das Staatsinteresse sich schnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks so bereitwillige Fürsten, nie die neue Lehre so zahlreiche, so tapfere, so beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein größser Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unstreitig der siegenden Gewalt der Wahrheit, über dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeschmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Forderungen, mußte nothwendig ein Gemüth empfinden, das von der Ahnung eines bessern Lichts schon gewöhnt war, mußte es geneigt machen, die verbesserte Religion zu umfassen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter, mußte die Regenten nach einer Religionsveränderung kühn machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht

wenig bey Ihn verstärken; aber die Staatsbrüder
 kein konnte sie dazu drängen. Hätte nicht Karl der
 Fünfte im Uebermuth seines Glücks an die Reichs-
 freyheit der deutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte
 sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreyheit
 bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hät-
 ten die Calvinisten in Frankreich nie einen Condé oder
 Coligny an ihrer Spitze gesehen; ohne die Anflage des
 zehnten und zwanzigsten Pfennigs hätte der Stuhl zu
 Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Re-
 genten kämpften zu ihrer Selbstvertheidigung oder Ver-
 größerung; der Religionsenthussiasmus warb ihnen die
 Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks.
 Der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute an-
 ter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein
 Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheile seines
 Fürsten verspritzte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß diesmahl
 der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem Irigen-
 ging! Diesem Zufalle allein haben sie ihre Befreyung
 vom Papstthum zu danken. Glück genug für die Für-
 sten, daß der Unterthan für seine eigne Sache stritt, in-
 dem er für die Irrige kämpfte! In dem Zeitalter, wo-
 von jetzt die Rede ist, regierte in Europa kein Fürst so
 absolut, am über den guten Willen seiner Unterthanen
 hinweggesetzt zu seyn, wenn er seine politischen Entwürfe
 verfolgte. Aber wie schwer hielt es, diesen guten Will-

len, der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen! Die nachdrücklichsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Unterthan kalt, der sie selten einfließt, und den sie noch seltener interessiren. In diesem Falle bleibt einem staatsklugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Kabinets an irgend ein anderes Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden ist, oder, wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Dies war der Fall, worin sich ein großer Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten sind. Durch eine sonderbare Verkettung der Dinge, mußte es sich fügen, daß die Kirchentrennung mit andern politischen Umständen zusammentraf, ohne welche sie vermuthlich eine ganz andere Entwicklung gehabt haben würde. Diese waren; die auf ein Mal hervorwachsende Uebermacht des Hauses Oesterreich, welche die Freiheit Europas bedrohte, und der thätige Eifer dieses Hauses für die alte Religion. Das Erste weckte die Regenten, das Zweite bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchste Gewalt in geistlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geistlichen Stifter, waren Vortheile, die für jeden Souverain auf gleiche Art verführerisch

(yn mußten; warum, konnte man fragen, wirkten
 sie nicht eben so gut, auf die Prinzen des Hauses
 Oesterreich? Was hinderte dieses Haus, und insbes
 ondere die deutsche Linie desselben, den dringenden
 Aufforderungen so vieler seiner Unterthanen Gehör zu
 geben, und sich nach dem Beispiele Anderer, auf Un
 kosten einer wehrlosen Geistlichkeit zu verbessern? Es
 ist schwer zu glauben, daß die Ueberzeugung von der
 Unfehlbarkeit der römischen Kirche an der frommen
 Standhaftigkeit dieses Hauses, einen größern Antheil
 gehabt haben sollte, als die Ueberzeugung vom Ge
 gentheile an dem Abfalle der protestantischen Fürsten.
 Mehrere Gründe veranlaßten sich, die österreichischen
 Prinzen zu Stützen des Papstthums zu machen.
 Spanien und Italien, aus welchen zum
 wischische Macht einen großen Theil ihrer Stärke zog,
 waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglich
 keit ergeben, welche die Spanier insbesondere schon
 in den Zeiten der gothischen Herrschaft ausgezeichnet
 hat. Die geringste Annäherung an die herabschenden
 Lehren Luthers und Kalvins mußte dem Beherrscher
 von Spanien die Herzen seiner Unterthanen unwill
 kürlich entziehen; der Abfall von dem Papstthum
 konnte ihm dieses Königreich kosten. Ein spanischer
 König mußte ein rechtgläubiger Prinz seyn, oder er
 mußte von diesem Throne steigen. Den nämlichen
 Zwang, legten ihm seine italienischen Staaten auf, die

er fast noch mehr schonen mußte, als seine Spanier, weil sie das auswärtige Joch am ungeduligsten tragen, und es am leichtesten abschütteln konnten. Das zu kam, daß ihm diese Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papst zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, sich für eine Parthey zu erklären, welche das Ansehen des Papstes vernichtete — die ihn auferbieten, sich letztern durch den thätigsten Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Diese allgemeinen Gründe, welche bey jedem spanischen Monarchen von gleichem Gewichte seyn mußten, wurden bey Jedem insbesondere noch durch besondere Gründe unterstützt. Karl der Fünfte hatte in Mailand einen ~~schändlichen~~ ^{schändlichen} Wobensitzer an dem Könige von Frankreich, dem dieses Land sich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo Karl sich keiserlicher Grundsätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche Karl mit der meisten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholischen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich gewesen seyn. Als Karl der Fünfte in den Fall kam, zwischen beyden Religionsparteyen zu wählen, hatte sich die neue Religion noch nicht bey ihm in Achtung setzen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beyder Kirchen damals noch die wahrscheinlichste Hoffnung vorhanden: Bey seinem Sohne und Nachfolger, Philipp dem

Zweyten, vereinigte sich eine monarchische Erziehung mit einem despotischen finstern Charakter, einen unversöhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubenssachen bey diesem Fürsten zu unterhalten, den der Umstand, daß seine schlimmsten politischen Gegner auch zugleich Feinde seiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da seine Europäischen Länder, durch so viele fremde Staaten zerstreut, dem Einflusse fremder Meinungen überall offen lagen, so konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zusehen, und sein eigener näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, sich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der keherischen Ansteckung zu verstopfen. Der natürlichste Gang der Dinge stellte also diesen Fürsten an die Spitze des katholischen Glaubens und des Bundes, den die Papisten gegen die Neuerer schlossen. Was unter Karl des Fünften und Philipps des Zweyten langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die Folgenden Gesetz; und je mehr sich der Riß in der Kirche erweiterte, desto fester mußte Spanien an dem Katholicismus halten.

Freyer schien die deutsche Linie des Hauses Österreich gewesen zu seyn; aber wenn bey dieser auch mehrere von jenen Hindernissen wegfielen, so wurde sie durch andere Verhältnisse in Fesseln gehalten. Der Besitz der Kaiserkrone, die auf einem protestantischen

Haupte ganz undenkbar war. (Denn wie konnte ein Apparat der römischen Kirche die römische Kaiserkrone tragen?) Inhielte die Nachfolger Ferdinands des Ersten an den päpstlichen Stuhl; Ferdinand selbst war diesem Stuhle aus Gründen des Gewissens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die deutsch-österreichischen Prinzen nicht mächtig genug, der spanischen Unterstützung zu entbehren, die aber durch eine Begünstigung der neuen Religion durchaus verschärzt war. Auch fordernte die Kaisermürde sie auf, das deutsche Reichssystem zu bürstzen, wodurch sie selbst sich als Kaiser behaupteten, und welches der protestantische Reichtheil zu stürzen strebte. Rechnet man dazu die Kälte der Protestanten gegen die Bedrängnisse der Kaiser und gegen die gemeinschaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltsamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche, und ihre Feindseligkeiten, wo sie sich als die Stärkern fühlten; so begreift man, wie so viele zusammenwirkende Gründe die Kaiser auf der Seite des Papstthums erhalten, wie sich ihr eigger Vortheil mit dem Vortheile der katholischen Religion aufs Genaueste vermengen mußte. Da vielleicht das ganze Schicksal dieser Religion von dem Entschlusse abhing, den das Haus Oesterreich ergrieff, so mußte man die österreichischen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papstthums betrachten. Der Haß der Protestanten gegen letzteres lehrte sich darum auch einstimmig gegen Oesterreich, und ver-

menigte nach und nach den Beschützer mit der Sache, die er beschützte.

Aber eben dieses Haus Oesterreich, der unversöhnliche Gegner der Reformation, setzte zugleich durch seine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterstützt waren, die politische Freyheit der europäischen Staaten, und besonders der deutschen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieser Umstand mußte letztere aus ihrer Sicherheit aufschrecken, und auf ihre Selbstvertheidigung aufmerksam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer so drohenden Macht zu widerstehen. Außerordentliche Anstrengungen mußten sie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch diese bey Weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch Bündnisse unter einander eine Macht aufzuwägen suchen, gegen welche sie einzeln nicht bestanden.

Aber die großen politischen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, sich den Fortschritten Oesterreichs zu widersetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile, oder gegenwärtige Uebel sind es, welche das Volk in Handlung setzen; und diese darf eine gute Staatskunst nicht abwarten. Wie schlimm also für diese Fürsten, wenn nicht zum Glücke ein anderes wirksames Motiv sich ihnen dargaboten hätte, das die Nation in Leidenschaft setzte, und einen Enthusiasmus in ihnen entflammte, der gegen die politische Gefahr ge-

richtet werden konnte, weil er in dem nämlichen Gegenstande mit derselben zusammentraf! Dieses Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Oesterreich beschützte, die schwärmerische Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieses Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen strebte. Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerie berechnet nie, was sie aufopfert. Was die entschiedenste Gefahr des Staats nicht über seine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöse Begeisterung. Für den Staat, für das Interesse des Fürsten würden sich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künstler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürsten würde man sich auch der kleinsten außerordentlichen Abgabe zu entziehen gesucht haben; an die Religion setzte man Gut und Blut, alle seine zeitlichen Hoffnungen. Dreyfach stärkere Summen strömen jetzt in den Schatz des Fürsten; dreyfach stärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worin die nahe Religionsgefahr alle Gemüther versetzte, fühlte der Unterthan die Anstrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erschöpft würde niedergesunken seyn. Die Furcht vor der spanischen Inquisition, vor Bartholomäusnächten, eröffnet dem Prinzen von Oranien, dem Admiral Coligny, der brittischen Königin Eli-

sa betz, den protestantischen Fürsten Deutschlands, Hülfquellen bey ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich sind.

Mit noch so großen eignen Anstrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigsten Fürsten, wenn er einzeln stand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hülfsleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben so viele verschiedene Ganze absonderte, und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizte. Die Reformation stärzte diese Scheidewand. Ein lebhafteres näher liegendes Interesse als der Nationalvorthell oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu befehlen. Dieses Interesse konnte mehrere und selbst die entlegensten Staaten mit einander verbinden, und bey Unterthanen des nämlichen Staats konnte dieses Band wegfallen. Der französische Calvinist hatte also mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutschen oder Holländer einen Verührungspunkt, den er

mit seinem eignen katholischen Mitbürger nicht hatte. Er hörte also in einem sehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu seyn, seine Aufmerksamkeit und Theilnahme auf diesen einzelnen Staat einzuschränken. Sein Kreis erweitert sich; er fängt an, aus dem Schicksale fremder Länder, die festes Glaubens sind, sich sein eignes zu weissagen, und ihre Sache zu der seinigen zu machen. Nun erst dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Landstände zu bringen, nun erst hoffen, ein williges Ohr und schnelle Hülfe zu finden. Diese auswärtigen Angelegenheiten sind jetzt zu einheimischen geworden, und gern reicht man den Glaubensbrüdern eine hilfsreiche Hand, die man dem bloßen Nachbar, und noch mehr dem fernen Ausländer, verweigert hätte. Jetzt verläßt der Pfälzer seine Heimat, um für seinen französischen Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu sechten. Der französische Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt steht man Schweizer gegen Schweizer, Deutsche gegen Deutsche im Eiferst geräthet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entscheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiedet sind.

Es ist sehr schwer zu sagen, was mit der Reformations

tion, was mit der Freiheit des deutschen Reichs verbunden seyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oesterreich nicht Partey gegen sie genommen hätte. So viel aber scheint erwiesen, daß sich die österreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Unversöhnlichkeit durch nichts mehr gehindert haben, als blühendes hartnäckiges Krieg, den sie gegen die neuen Ansichten führten. In keinem andern Falle, als unter diesem, war es den schwächern Fürsten möglich, die außerordentlichen Anstrengungen von ihren Ständen zu erzwingen; wodurch sie der österreichischen Macht widerstanden; in keinem andern Falle den Ständen möglich, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

Obwohl war die österreichische Macht nie gestanden, als nach dem Siege Karls des Fünften bey Mühlberg, nachdem er die Deutschen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldischen Bunde lag die deutsche Freiheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber sie lebte wieder auf in Moritz von Sachsen, ihrem gefährlichsten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergischen Siegs sahen auf dem Congresse zu Passau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anstalten zur weltlichen und geistlichen Unterdrückung endigen in einem nachgehenden Frieden.

Deutschland zerfiel auf diesem Reichstage zu Augsburg in zwey Religionen und in zwey politische Parteyen; jetzt erst zerriß es, weil die Trennung jetzt erst

IV. • 2008-2009

schen Königs Ferdinand, der diesen Frieden zu Stande brachte; eine Versicherung, die von dem katholischen Reichstheile widersprochen, und, mit diesem Widerspruche in das Friedensinstrument eingetragen, keine Gesetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen gewesen, was die Gemüther trennte — wie gleichgültig hätte man dieser Trennung zugeesehen! Aber an diesen Meinungen hingen Reichthümer, Würden und Rechte: ein Umstand, der die Scheidung unendlich erschwerte. Von zwei Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hienher gemeinschaftlich genossen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheimbleibenden Bruder abzutheilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts bestimmt, weil ihm von dieser Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Vorältern war der Reichthum der Kirche, innerhalb eines Jahrtausends, zusammengefloßen, und diese Vorältern gehörten dem Weggehenden eben so gut an, als dem, der zurückblieb. Hüftete nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hause, oder hängte es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholische Kirche geschehen, weil damals noch keine andere vorhanden war; an den erstgebornen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erstgeburt, wie in adelichen Geschlechtern? Galt die Begünstigung

des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberstehen, konnts? Könnten die Lutheraner von dem Genuße dieser Güter ausgeschlossen seyn, an denen doch ihre Vorfahren mit stiften halfen, bloß allein deswegen ausgeschlossen seyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterschied zwischen Lutheranern und Katholischen Statt fand? Beide Religionsparteyen haben über diese Streitsache mit scheinbarn Gründen gegen einander gerechtfertigt, und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Theile so schwer fallen, als dem andern, sein Recht zu erweisen. Das Recht hat nur Entscheidungen für denkbare Fälle, und vielleicht gehören geistliche Stiftungen nicht unter diese; zum wenigsten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatische Sätze erstreckt — wie ist es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entscheiden kann, so thut es die Stärke, und so geschah es hier. Der eine Theil bezog, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere vertheidigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachte Bischöfe und Äbteyen verblieben den Protestanten; aber die Papisten perquirirten sich in einem eignen Vorbehalte, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Besitzer eines geistlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Churfürst, Bischof oder Abt, hat seine Benefizien

und Wärden verwirkt, sobald er zur protestantischen Kirche abfällt. Sogleich muß er seine Besigungen räumen, und das Kapitel schreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre seine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An diesem heiligen Anker des geistlichen Vorbehalts, der die ganze zeitliche Existenz eines geistlichen Fürsten von seinem Glaubensbekenntnisse abhängig machte, ist noch bis heute die katholische Kirche in Deutschland besetzt — und was würde aus ihr werden, wenn dieser Anker zerrisse? Der geistliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerspruch von Seiten der protestantischen Stände, und obgleich sie ihn zuletzt noch in das Friedensinstrument mit aufnahmen, so geschah es mit dem ausdrücklichen Besatze, daß beyde Parteyen sich über diesen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den protestantischen Theil nicht verbindlich seyn, als jene Versicherung Ferdinand's zum Vortheile der protestantischen Unterthanen in geistlichen Stiftern es für die katholischen war? Zwey Streitpunkte blieben also in dem Frieden zurück, und an diesen entzündete sich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreyheit und mit den geistlichen Gütern; mit den Rechten und Wärdem war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutsche Reichssystem berechnet, weil nur eine da war, als es sich bildete. Die Kirche hat sich getrennt, der Reichstag sich in zwey Religionsparteyen geschieden —

und doch soll das ganze Reichssystem ausschließend einer einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiser waren Edhne der römischen Kirche gewesen, weil die römische Kirche in Deutschland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältniß mit Rom, was den Kaiser der Deutschen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutschland, welches sich in seinem Kaiser repräsentierte? Zu dem ganzen Deutschland gehört aber auch der protestantische Theil — und wie repräsentirt sich nun dieser in einer ununterbrochenen Reihe kaiserlicher Kaiser? — In dem höchsten Reichsgerichte richten die deutschen Stände sich selbst, weil sie selbst die Richter dazu stellen; daß sie sich selbst richteten, daß eine gleiche Gerechtigkeit Allen zu Statten käme, war der Sinn seiner Stiftung — kann dieser Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin sitzen? Daß, zur Zeit der Stiftung, in Deutschland noch ein einziger Glaube herrschte, war Zufall; daß kein Stand den andern auf rechtem Wege unterdrücken sollte, war der wesentliche Zweck dieser Stiftung. Dieser Zweck aber ist verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausschließenden Besitze ist, den andern zu richten — darf nun ein Zweck aufgeopfert werden, wenn sich ein Zufall verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Protestanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. —

Zur Kaiserkrone hat noch kein protestantisches Haupt sich erhoben.

Was man auch von der Gleichheit sagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwischen beyden deutschen Kirchen einfährte, so ging die katholische doch unwidersprechlich als Siegerinn davon. Alles, was die lutherische erhielt, war — Duldung; Alles, was die katholische hingab, opferte sie der Noth, und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwischen zwey gleichgeachteten Mächten, bloß ein Vertrag zwischen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus diesem Prinzip scheinen alle Wrazeduren der katholischen Kirche gegen die protestantische hergestossen zu seyn und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen, weil es mit einem so schweren Verluste geahndet wurde, als der geistliche Vorbehalt über abtrännige geistliche Fürsten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten setzte sich die katholische Kirche lieber aus, Alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freywillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verlust; aber ein aufgegebenener Anspruch, ein den Protestanten zugestandenes Recht erschütterte die Grundpfeiler der katholischen Kirche. Bey dem Religionsfrieden selbst setzte man diesen Grundsatz nicht aus den Augen. Was man in diesem Frieden.

den Evangelischen Preis gab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hieß es ausdrücklich, sollte nur bis auf die nächste allgemeine Kirchenversammlung gelten, welche sich beschäftigen würde; beide Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erst, wenn dieser letzte Versuch mißlänge, sollte der Religionsfriede eine absolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieser Wiedervereinigung da war, so wenig es vielleicht den Katholischen selbst damit Ernst war, so viel hatte man dessen ungeachtet schon gewonnen, daß man den Frieden durch diese Bedingung beschränkte.

Dieser Religionsfriede also, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten erstickten sollte, war im Grunde nur eine temporäre Anstalt, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Gesez der Gerechtigkeit diktiert, nicht die Frucht berechtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholischen nicht geben, und wenn man aufrichtig sehn will, einen solchen vertragen die Evangelischen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholischen eine uneingeschränkte Billigkeit zu beweisen, unterdrückten sie, wo es in ihrer Macht stand, die Kalvinisten, welche freylich eben so wenig eine Duldung in jenem bessern Sinne verdienten, da sie eben so weit entfernt waren, sie selbst auszuüben. In einem Religionsfrieden von dieser Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu träge.

Wie konnte ein Theil von dem andern fordern, was er selbst zu leisten unvermeidlich war? Was eine jede Religionspartey in dem Augsburg'schen Frieden rettete oder gossam, verdankte sie dem zufälligen Machtverhältnisse, in welchem beyde bey Gründung des Friedens zu einander gestanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältnis mußte also auch für die Künftige fortauern, oder der Friede verlor seine Kraft. Mit dem Schwerte in der Hand wurden die Grenzen zwischen beyden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mußten sie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten Partey! Eine zweifelhafte schreckenvolle Aussicht für Deutschlands Ruhe, die aus dem Frieden selbst schon hervordrohte!

In dem Reiche erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht schen die getrennten Glieder wieder in einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinschaftliche Wohlfahrt auf eine Zeitlang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerste Wesen getroffen, und die erste Harmonie wiederherzustellen, war vorbei. So genau der Friede die Rechtsgrenzen beyder Theile bestimmt zu haben schien, so ungleichen Auslegungen blieb er nichtsdestoweniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigsten Kampfe hatte er den freitenden Parteyen Stillstand auferlegt, er hatte den Feuerbrand

zugebedt, nicht geldsücht, und unbefriedigte Ansprüche blieben auf beyden Seiten zurück. Die Katholischen glaubten zu viel verloren, die Evangelischen zu wenig errungen zu haben; beyde halfen sich damit, den Frieden, den sie jetzt noch nicht zu verlegen wagten, nach ihren Absichten zu erklären.

Dasselbe mächtige Motiv, welches so manchen protestantische Fürsten so geneigt gemacht hatte, Luthers Lehre zu umfassen, die Besitznehmung von den geistlichen Stiftern, war nach geschlossenem Frieden nicht weniger wirksam, als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, mußte bald in dieselben wandern. Ganz Niederdeutschland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutschland anders war, so lag es an dem lebhaftesten Widerstande der Katholischen, die hier das Uebergewicht hatten. Jede Party drückte oder unterdrückte, wo sie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geistlichen Fürsten besonders, als die wehrlosesten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsbegierde ihrer unkatholischen Nachbarn gedrängt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete sich unter die Flügel der Justiz, und die Spolienklagen gegen protestantische Stände häuften sich auf dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Theil mit Sentenzen zu

verfolgen, aber zu wenig unterstützt, um sie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreyheit einräumte, hatte doch einigermassen auch für den Unterthan gesorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem seine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlassen. Aber vor den Gewaltthätigkeiten, womit der Landesheerr einen gehässigen Unterthan bedrückte, vor den namenlosen Drangsalen, wodurch er den Auswandernden den Abzug erschweren, vor den künstlich gelegten Schlingen, worein die Arglist, mit der Stärke verbunden, die Gemüther verstricken kann, konnte der todtte Buchstabe dieses Friedens ihn nicht schützen. Der katholische Unterthan protestantischer Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangelische noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von seiner katholischen Obrigkeit widerfahren. Die Erbitterung und Streitsucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an sich unbedeutend war, und setzte die Gemüther in Flammen; glücklich genug, wenn sich diese theologische Wuth an dem gemeinschaftlichen Religionsfeinde erschöpft hätte, ohne gegen die eignen Religionsverwandten ihr Gift auszuspritzen.

Die Einigkeit der Protestanten unter sich selbst würde doch endlich hingereicht haben, beyde streitenden Parteyen in einer gleichen Schwankung zu erhal-

ten, und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verschwand diese Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürich und Kalvin in Genf verbreitet hatten, fand bald auch in Deutschland an festen Boden zu gewinnen, und die Protestanten unter sich selbst zu entzweyen, daß sie einander kaum mehr an etwas anderm als beim gemeinschaftlichen Haffe gegen das Papstthum erkannten. Die Protestanten in diesem Zeitraume glichen denselben nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntniß zu Augsburg übergeben hatten, und die Ursache dieser Veränderung ist — in eben diesem Augsburger Bekenntnisse zu suchen. Dieses Bekenntniß setzte dem protestantischen Glauben eine positive Grenze, die noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Grenze gefallen ließ, und die Protestanten verschertzten unwissend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papstthum versicherte. Gleiche Beschwerden gegen die römische Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieser Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholischen Lehrbegriffe, würden hinreichend gewesen seyn, den Vereinigungspunkt für die protestantische Kirche abzugeben; aber sie suchten diesen Vereinigungspunkt in einem neuen positiven Glaubenssysteme, setzten in dieses das Unterscheidungszeichen, den Vorzug, das Wesen ihrer Kirche, und bezogen auf dieses den Vertrag,

den sie mit den Katholischen schlossen. Bloß als Anhänger der Konfession gingen sie den Religionsfrieden ein; die Konfessionsverwandten, allein hatten Theil an der Wohlthat dieses Friedens. Wie als auch der Erfolg seyn mochte, so stand es gleich schlimm um die Konfessionsverwandten. Dem Geiste der Forschung war eine bleibende Schranke gesetzt, wenn den Vorschriften der Konfession ein blinder Gehorsam geleistet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man sich über die festgesetzte Formel entzweite. Dem Unglück ergriffen sich beyde, und die schlimmen Folgen von beyden stellten sich ein. Eine Partei hielt standhaft fest an dem ersten Bekenntnisse, und wenn sich die Katholiken davon entfernten, so geschah es nur, um sich auf ähnliche Art, in einen neuen Lehrbegriff einzuschließen.

Keinen, scheinbaren Vorwand hätten die Protestanten ihren gemeinschaftlichen Feinde geben können, als diese Uneinigkeit unter sich selbst — kein erfreuendes Schauspiel, als die Erbitterung, womit sie einander wechselseitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreistigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Gläubensverbesserer sich angewagt hatten, das einzige wahre Religionsystem zu verkündigen? wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten ablehnten? wenn sie sich bey diesem Widerstande der

Meinungen an die Autorität ihres Glaubens festhielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach? Aber die Protestanten kamen bey dieser Trennung auf eine noch ernsthaftere Art ins Gedränge. Auf die Konfessionsverwandten allein war der Religionsfriede gestellt, und die Katholischen drangen nun auf Erklärung, wen diese für ihren Glaubensgenossen erkannt wissen wollten. Die Evangelischen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einschließen, ohne ihr Gewissen zu beschweren; sie konnten sie nicht davon ausschließen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte diese unselige Trennung, den Machinationen der Jesuiten einen Weg, Mißtrauen zwischen beyden Parteien zu pflanzen, und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerstören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eignen protestantischen Gegnern gebündelt, versäumten die Protestanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römischen zu ersuchen. Und allen diesen Verlegenheiten wären sie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unschädlich gewesen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papstthum, nicht in Augsburgerischen Konfessionen, nicht in Konkordienwerken gesucht hätte.

So sehr man aber auch in allen Andern getheilt

war, so begriff man doch einstimmig, daß eine Sicherheit, die man bloß der Nachgiebigkeit zu danken gehabt hatte, auch nur durch diese Nachgiebigkeit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Parthey, die Gegenbemühungen der andern, unterhielten die Wachsamkeit auf beyden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Lösung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andere Theil that, mußte zu Kränkung dieses Friedens abzielen; jeder, den man sich selbst erlaubte, geschah zur Aufrechthaltung dieses Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholischen hatten eine angreifende Absicht, wie ihnen von der Gegenpartey Schuld gegeben wird; Vieles, was sie thaten, machte ihnen die Selbstvertheidigung zur Pflicht. Die Protestanten hatten auf eine nicht zweydeutige Art gezeigt, wozu die Katholischen sich zu verstehen hätten, wenn sie das Unglück haben sollten, der unterliegende Theil zu seyn. Die Lusternheit der Protestanten nach den geistlichen Gütern ließ sie keine Schonung, ihr Haß keine Großmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Protestanten war es zu vergessen, wenn sie zu der Mäßigkeit der Päpste wenig Vertrauen zeigten. Durch die treulose und barbarische Behandlungsart, welche man sich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenossen erlaubte, durch die schändliche Ausflucht katholischer Für-

ten, sich von den heiligsten Eiden durch den Papst lösen
sprechen zu lassen; durch den abschwelichen Eidsatz
daß gegen Kezer kein Treu und Blauke zu beobachten
sey, hatte die katholische Kirche in den Augen aller
Redlichen ihre Ehre verloren. Keine Versicherung,
kein noch so feierlicher Eid konnte aus dem Munde
eines Papisten den Protestanten heutzutage. Wie hätte
der Religionsfriede es gekonnt, den die Jesuiten durch
ganz Deutschland nur als eine zinsfressende Kon-
nienz abschilderten, der in Rom selbst feyerlich ver-
worfen ward!

Die allgemeine Kirchenversammlung, auf welche
in diesem Frieden hingewiesen worden, war unterdessen
in der Stadt Tridentum vor sich gegangen; aber, wie man
nicht anders erwartet hatte, ohne die streitenden Religio-
nen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieser Ver-
einigung gethan zu haben, ohne von den Protestanten
auch nur beschiedt worden zu seyn. Feyerlich waren
diese nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Re-
präsentanten sich das Concilium ausgab. — Sonst stän-
gen ein profaner, und noch dazu durch die Waffen er-
zwungener Beitrag von dem Vorn der Kirche eine hin-
längliche Sicherheit geben — ein Beitrag, der sich auf
eine Bedingung stützte, welche der Schluß des Conci-
liums aufzuheben schien? In einem Schweig des Rechts
fehlte es also nicht mehr, wenn sich die Katholischen so
mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu ver-
werfen.

gen — von jetzt an also schätzte die Protestanten nichts mehr, als der Respekt vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholische Deutschland sich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der spanischen Macht an die Grenzen Deutschlands gezogen hatte. Wie schnell standen diese Truppen im Reiche, wenn ein entscheidender Streich sie hier nothwendig machte! Deutschland war damals eine Vorrathskammer des Kriegs für fast alle europäische Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede außer Brot setzte. So vielen von einander unabhängigen Fürsten war es leicht, Kriegsheere zusammenzubringen, welche sie alsdann, sey's aus Gewinnsucht oder aus Parteygeist, an fremde Mächte verließen. Mit deutschen Truppen bekriegte Philipp der Zweyte die Niederlande, und mit deutschen Truppen vertheidigten sie sich. Eine jede solche Truppenwerbung in Deutschland schreckte immer eine von beyden Religionsparteyen auf; sie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Gesandter, ein außerordentlicher päpstlicher Legat, eine Zusammenkunft von Fürsten, jede ungewöhnliche Erscheinung mußte dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So stand Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwerte; jedes rauschende Blatt erschreckte.

Ferdinand der Erste, König von Ungarn, und sein vortrefflicher Sohn, Maximilian der Zweyte, hielten in dieser bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich herbitischen Gedult hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und an den unabkündbaren Versuch, beyde Kirchen auf dem Concilium zu Trident zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verschwendet. Von seinem Neffen, dem spanischen Philipp, im Stiche gelassen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den siegreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte sich dieser Kaiser sollen in den Sinn kommen lassen, den Religionsfrieden zu verletzen, und sein eignes mühevolltes Werk zu vernichten? Der große Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkriegs konnte von den sparsamen Beyträgen seiner erschöpften Erblande nicht bestritten werden; er brauchte also den Beystand des Reichs — und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in Einem Körper zusammen. Das ökonomische Bedürfnis machte ihm die Protestanten nicht weniger nöthig, als die Katholischen, und legte ihm also auf, beyde Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bey so sehr widerstreitenden Forderungen ein wahres Riesenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg seinen Wünschen entsprochen hätte: seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte bloß dazu gedient, seinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der sein sterbendes

Auge verschonte. Nicht viel glücklicher war sein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umstände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiserthron zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Protestanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die Willigkeit diktierten sie seinem Sohne. Der Enkel haßte es theuer, daß er weder die Willigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian, aber nur der Älteste von diesen, Erzherzog Rudolph, erbte seine Staaten, und bestieg den kaiserlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit schwachen Apanagen abgesondert. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steyermark, ihr Oheim, fortführte; doch wurden auch diese schon unter Ferdinand den Zweyten, seinem Sohne, mit der übrigen Erbschaft vereinigt. Diese Länder also ausgenommen, versammelte sich nunmehr die ganze ansehnliche Macht des Hauses Oesterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer schwachen.

Rudolph der Zweyte war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menschen hätten erwerben müssen, wenn ihm das Loos eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Charakter ward mild, er liebte den Frieden, und den Wissenschaften — besonders der Astronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der An-

tiquitäten — ergab er sich mit einem leidenschaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angestrengteste Aufmerksamkeit heischte, und seine erschöpften Finanzen die höchste Sparsamkeit nöthig machten, von Regierungsgeschäften zurückzog, und zu einer höchst schädlichen Verschwendung reizte. Sein Geschmack an der Sternkunst verirrte sich in astrologische Träumereien, denen sich ein melancholisches und furchtsames Gemüth, wie das seinige war, so leicht überliefert. Dieses und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete sein Ohr den schlimmen Rathschlägen der Jesuiten und den Eingebungen des spanischen Hofes, die ihn zuletzt unumschränkt beherrschten. Von Liebhabereien angezogen, die seines großen Postens so wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrsagungen geschreckt, verschwand er nach spanischer Sitte vor seinen Unterthanen, um sich unter seinen Gemmen und Antiken, in seinem Laboratorium, in seinem Marstalle zu verbergen, während daß die gefährlichste Zwietracht alle Bande des deutschen Staatskörpers auflöste, und die Flamme der Empörung schon anfing, an die Stufen seines Throns zu schlagen. Der Zugang zu ihm war Jedem, ohne Ausnahme, versperrt; unausgefertigt lagen die dringendsten Geschäfte; die Aussicht auf die reiche spanische Erbschaft verschwand, weil er unerschläffig blieb, der Infantinn Isabella seine Hand zu geben; dem Reiche drohte die fürchterlichste

Anarchie, weil er, obgleich selbst ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römischen König erwählen zu lassen. Die österreichischen Landstände sagten ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entrißen sich seiner Hoheit, und Böhmen säumte nicht lange, diesem Beispiele zu folgen. Die Nachkommenschaft des so gefürchteten Karls des Fünften schwebte in Gefahr, einen Theil ihrer Besitzungen an die Türken, den andern an die Protestanten zu verlieren, und unter einem fürchtbarn Fürstenbunde, den ein großer Monarch in Europa gegen sie zusammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutschlands geschah, was von jeher geschehen war, wenn es dem Throne an einem Kaiser, oder dem Kaiser an einem Kaiserfinne fehlte. Gebränkt oder im Stiche gelassen von dem Reichsoberhaupt, halfen die Stände sich selbst, und Bündnisse mußten ihnen die fehlende Autorität des Kaisers ersetzen. Deutschland theilt sich in zwey Unionen, die einander gewaffnet gegenüberstehen; Rudolph, ein verachteter Gegner der einen, und ein ohnmächtiger Beschützer der andern, steht müßig und überflüssig zwischen beyden, gleich unfähig, die erste zu zerstreuen, und über die andre zu herrschen. Was hätte auch das deutsche Reich von einem Fürsten erwarten sollen, der nicht einmal vermögend war, seine eignen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechts aufzuhalten, tritt

sein eignes Haus gegen ihn zusammen, und eine mächtige Faction wirft sich seinem Bruder in die Arme. Aus allen seinen Erbstaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiserthron, und der Tod reißt ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm diese letzte Schande zu ersparen.

Deutschlands schlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieser bedenklichen Epoche, wo nur eine geschmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs retten konnte, einen Rudolph zum Kaiser gab. In einem ruhigern Zeitpunkte hätte der deutsche Staatskörper sich selbst geholfen, und in einer mystischen Dunkelheit hätte Rudolph, wie so viele Andre seines Ranges, seine Wunden versteckt. Das dringende Bedürfnis der Tugenden, die ihm fehlten, riß seine Unfähigkeit ans Licht. Deutschlands Lage forderte einen Kaiser, der durch eigne Hülfsmittel seinen Entscheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbstaaten Rudolphs, so ansehnlich sie auch waren, befanden sich in einer Lage, die den Regenten in die äußerste Verlegenheit setzte.

Die österreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten, und noch dazu Stützen des Papstthums: aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholische Länder gewesen wären. Auch in diese Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und, begünstigt von Ferdinands Bedrängnissen und Maximilians Güte,

hatten sie sich mit schnellem Glücke in denselben verbreitet. Die österreichischen Länder zeigten im Kleinen, was Deutschland im Großen war. Der größere Theil des Herren- und Ritterstandes war evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten bey Weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, Einige aus ihrem Mittel in die Landschaft zu bringen, so wurde unvermerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Collegium nach dem andern, mit Protestanten besetzt, und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterstand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche das ungezogene Gespötte und die kränkende Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verschlechte. So war unvermerkt der ganze österreichische Landtag protestantisch, und die Reformation that von jetzt an die schnellsten Schritte zu einer öffentlichen Existenz. Von den Landständen war der Regent abhängig, weil sie es waren, die ihm die Steuern abschlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfnisse, in denen sich Ferdinand und sein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern von diesen Fürsten zu erpressen. Dem Herren- und Ritterstande gestattete endlich Maximilian die freye Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eignen Territorien und Schlössern. Der

unbescheidene Schwärmereifer der evangelischen Prediger überschritt dieses von der Weisheit gesteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider, ließen sich mehrere derselben in den Landstädten und selbst zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte sich schaaungsweise zu diesem neuen Evangelium, dessen beste Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Haß beyder, einander so nahe stehenden, Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbstaaten des Hauses Oesterreich war Ungarn nebst Siebenbürgen die unsicherste und am schwersten zu behauptende Besizung. Die Unmöglichkeit, diese beyden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte schon Ferdinand zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberste Hoheit über Siebenbürgen einzugesiehn — ein schädliches Bekenntniß der Ohnmacht, und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Herrn zu beschweren. Die Ungarn hatten sich dem Hause Oesterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreyheit ihrer Krone, und forderten trotz alle ständischen Rechte, welche von dieser Wahlfreyheit unzertrennlich sind. Die nahe Nachbarschaft

des türkischen Reichs, und die Leichtigkeit, ungestraft ihren Herrn zu wechseln, bestärkte die Magnaten noch mehr in diesem Troge; unzufrieden mit der österreichischen Regierung, warfen sie sich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von diesen, kehrten sie unter deutsche Hoheit zurück. Der öftere und rasche Uebergang von einer Herrschaft zur andern hatte sich auch ihrer Denkart mitgetheilt; ungewiß, wie ihr Land zwischen deutscher und ottomannischer Hoheit schwebte, schwankte auch ihr Sinn zwischen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beyde Länder sich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgesetzt zu seyn; desto unüberwindlicher war ihr Bestreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und so wurde es einem unternehmenden Edelmann nicht schwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächste türkische Bassa einem Rebellen gegen Oesterreich Scepter und Krone; eben so bereitwillig bestätigte man in Oesterreich einem Andern den Besitz der Provinzen, die er der Pforte entrissen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet, und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere solcher Magnaten, Bathori, Boskai, Nagoczi, Bethlen, standen auf diese Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Rdnige auf, welche sich durch keine andere Staatskunst erhielten,

als diese: sich an den Feind anzuschließen, um ihrem Herrn desto furchtbarer zu seyn.

Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drey Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beyden gegen die Ueberschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechselten auf diesem Boden mit kurzen Waffenstillständen ab, die nicht viel besser waren. Verwüestet lag weit und breit das Land, und der gemißhandelte Unterthan führte gleich große Beschwerden über seinen Feind und seinen Beschützer. Auch in diese Länder war die Reformation eingedrungen, wo sie unter dem Schutze der ständischen Freyheit, unter der Decke des Tumults, merkliche Fortschritte machte. Auch diese tastete man jetzt unvorsichtig an, und der politische Faktionsgeist wurde gefährlicher durch religiöse Schwärmerey. Der siebenbürgische und ungarische Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen, Bosciai, angeführt, die Fahne der Empdrung. Die Anführer in Ungarn sind im Begriffe, mit den mißvergnügten Protestanten in Oesterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen, und alle diese Länder in Einer furchtbarn Rebellion fortzureißen. Dann war der Untergang des Papstthums in diesen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erzherzoge von Oester-

reich, des Kaisers Brüder, dem Verderben ihres Hauses mit stillem Unwillen zugehoben; dieser letzte Vorfall bestimmte ihren Entschluß. Erzherzog Matthias, Maximilians zweyter Sohn, Statthalter in Ungarn, und Rudolfs vermuthlicher Erbe, trat hervor, Habsburgs sinkendem Hause sich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren, und von einer falschen Ruhmbegierde übereilt, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Einladungen einiger niederländischen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freyheiten der Nation gegen seinen eignen Anwandten, Philipp den Zweyten, zu vertheidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faction/die Stimme des ganzen niederländischen Volks zu vernehmen glaubte, erschien auf diesen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entsprach eben so wenig den Wünschen der Brabanter, als seinen eignen Erwartungen, und ruhmlos zog er sich aus einer unweisen Unternehmung. Desto ehrenvoller war seine zweyte Erscheinung in der politischen Welt.

Nachdem seine wiederholtesten Aufforderungen an den Kaiser ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, seine Brüder und Vettern, nach Preßburg, und pflog Rath mit ihnen über des Hauses wachsende Gefahr. Einstimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Ältesten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das

ein blödsinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen sie in die Hand dieses Ältesten, und bekleiden ihn mit souverainer Vollmacht, über das gemeine Beste nach Einsicht zu verfügen. Alsobald eröffnet *Matthias* Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungarischen Rebellen, und seiner Geschicklichkeit gelingt es, den Ueberrest Ungarns durch einen Frieden mit den Türken, und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oesterreichs Ansprüche auf die verkornen Provinzen zu retten. Aber *Rudolph*, eben so eifersüchtig auf seine landesherrliche Gewalt, als nachlässig, sie zu behaupten, hält mit der Bestätigung dieses Friedens zurück, den er als einen strafbarn Eingriff in seine Hoheit betrachtet. Er beschuldigt den Erzherzog eines Verständnisses mit dem Feinde, und verrätherischer Absichten auf die ungarische Krone.

Die Geschäftigkeit des *Matthias* war nicht weniger als frey von eigennütigen Entwürfen gewesen; aber das Betragen des Kaisers beschleunigte die Ausführung dieser Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geschenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch seine Unterhändler der Ergebenheit des Adels versichert, und in Oesterreich selbst eines zahlreichen Anhangs gewiß, wagt er es nun, mit seinen Absichten lauter hervorzutreten, und, die Waffen in der Hand, mit dem Kaiser zu rechten.

Die Protestanten in Oesterreich und Mähren, lange schon zum Aufstande bereit, und jetzt von dem Erzherzoge durch die versprochene Religionsfreiheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich seine Parthey, und ihre längst gedrohte Verbindung mit den rebellischen Ungarn kommt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verschwörung hat sich auf Einmal gegen den Kaiser gebildet. Zu spät entschließt er sich, den begangenen Fehler zu verbessern; umsonst versucht er, diesen verderblichen Bund aufzulösen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oesterreich und Mähren haben dem Matthias gehuldigt, welcher schon auf dem Wege nach Böhmen ist, um dort den Kaiser in seiner Burg aufzusuchen und die Nerven seiner Macht zu zerschneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oesterreich eine nicht viel ruhigere Besizung als Ungarn, nur mit dem Unterschiede, daß hier mehr politische Ursachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luthern das erste Feuer der Religionskriege ausgebrochen; in Böhmen entzündete sich ein Jahrhundert nach Luthern die Flamme des dreyßigjährigen Kriegs. Die Sekte, welcher Johann Hus die Entstehung gegeben, lebte seitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römischen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Husite

in beyden Gestalten genoß. Dieses Vorrecht hatte die Basel'sche Kirchenversammlung in einem eignen Vertrage (den Böhmischen Kompakaten) Hussen's Anhängern zugestanden, und wiewol ihm nachher von den Päpsten widersprochen wurde, so fuhrn sie dennoch fort, es unter dem Schutze der Geseze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterscheidungszeichen dieser Sekte ausmachte, so bezeichnete man sie mit dem Namen der Utraquisten (der in beyderley Gestalt Communicirenden) und sie gefielen sich in diesem Namen, weil er sie an ihr so theures Vorrecht erinnerte. Aber in diesem Namen verbarg sich auch die weit strengere Sekte der böhmischen und mährischen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrschenden Kirche abwichen, und mit den deutschen Protestanten sehr viel Aehnliches hatten. Bey beyden machten die deutschen sowol als die schweizerischen Religionsneuerungen ein schnelles Glück, und der Name der Utraquisten, womit sie ihre veränderten Grundsätze noch immer zu bedecken wußten, schützte sie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was sie mit jenen Utraquisten gemein hatten; dem Wesen nach waren sie ganz Protestanten. Voll Zuversicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaisers Toleranz, wagten sie sich unter Maximilians

Regierung mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht. Sie setzten, nach dem Beispiel der Deutschen, eine eigene Konfession auf, in welcher sowol Lutheraner als Reformirte ihre Meinungen erkannten; und wollten alle Privilegien der ehemaligen Utraquistischen Kirche auf diese neue Konfession übertragen haben. Dieses Gesuch fand Widerspruch bey ihren katholischen Mitständen, und sie mußten sich mit einem bloßen Worte der Versicherung aus dem Munde des Kaisers begnügen.

So lange Maximilian lebte, genoßten sie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Gestalt; unter seinem Nachfolger änderte sich die Scene. Eine kaiserliche Edikt erschien, welches den sogenannten Böhmischen Brüdern die Religionsfreiheit absprach. Die Böhmischen Brüder unterschieden sich in nichts von den übrigen Utraquisten; das Urtheil ihrer Verdammung mußte daher alle böhmischen Konfessionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle setzten sich deswegen dem kaiserlichen Mandate auf dem Landtage entgegen; aber ohne es umstoßen zu können. Der Kaiser und die katholischen Stände stützten sich auf die Kompaktaten und auf das böhmische Landrecht, worin sich freylich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für sich hatte! Aber wie viel hatte sich seitdem verändert! Was damals bloß eine unbedeutende Sekte war, war jetzt herrschende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als

in beyden Gestalten genoß. Dieses Vorrecht hatte die Basel'sche Kirchenversammlung in einem eignen Vertrage (den Böhmischen Kompakaten) Hussens Anhängern zugestanden, und wiewol ihm nachher von den Päpsten widersprochen wurde, so fuhren sie dennoch fort, es unter dem Schutze der Gesetze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterscheidungszeichen dieser Sekte ausmachte, so bezeichnete man sie mit dem Namen der Utraquisten (der in beyderley Gestalt Communicirenden), und sie gefielen sich in diesem Namen, weil er sie an ihr so theures Vorrecht erinnerte. Aber in diesem Namen verbarg sich auch die weit strengere Sekte der böhmischen und mährischen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrschenden Kirche abwichen, und mit den deutschen Protestanten sehr viel Aehnliches hatten. Bey beyden machten die deutschen sowol als die schweizerischen Religionsneuerungen ein schnelles Glück, und der Name der Utraquisten, womit sie ihre veränderten Grundsätze noch immer zu bedecken wußten, schützte sie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was sie mit jenen Utraquisten gemein hatten; dem Wesen nach waren sie ganz Protestanten. Voll Zuversicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaisers Toleranz, wagten sie sich unter Maximilians

Regierung mit ihren wahren Gefinnungen an das Licht. Sie setzten, nach dem Beispiel der Deutschen, eine eigne Konfession auf, in welcher sowol Lutheraner als Reformirte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen Ultraquistischen Kirche auf diese neue Konfession übertragen haben. Dieses Gesuch fand Widerspruch bey ihren katholischen Fürständen, und sie mußten sich mit einem bloßen Worte der Versicherung aus dem Munde des Kaisers begnügen:

So lange Martin Isten lebte, genoßten sie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Gestalt; unter seinem Nachfolger änderte sich die Scene. Eine kaiserliche Edikt erschien, welches den sogenannten Böhmischen Brüdern die Religionsfreiheit absprach. Die Böhmischen Brüder unterschieden sich in nichts von den übrigen Ultraquisten; das Urtheil ihrer Verdammung mußte daher alle böhmischen Konfessionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle setzten sich deswegen dem kaiserlichen Mandate auf dem Landtage entgegen; aber ohne es umstoßen zu können. Der Kaiser und die katholischen Stände stützten sich auf die Kompakten und auf das böhmische Landrecht, worin sich freylich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für sich hatte. Aber wie viel hatte sich seitdem verändert! Was damals bloß eine unbedeutende Sekte war, war jetzt herrschende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als

beharrte auf der ersten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, angebracht über den Kaiser, verabredeten unter sich eine eigenmächtige Zusammenkunft zu Prag, um sich selbst zu helfen.

In großer Anzahl erschienen sie zu Prag. Des Kaiserlichen Verbots ungeachtet gingen die Berathschlagungen vor sich, und fast unter den Augen des Kaisers. Die Nachgiebigkeit, die er anfang zu zeigen, bewies ihnen nur, wie sehr sie gefährdet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptsache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen und faßten ernstlich den Entschluß, die freie Ausübung ihrer Religion an allen Orten von selbst anzustellen, und den Kaiser so lange in seinen Bedürfnissen zu verlassen, bis er diese Verfügung bestätigt hätte. Sie gingen weiter, und gaben sich selbst die Defensoren, die der Kaiser ihnen verweigerte. Zehn aus jedem der drey Stände wurden ernannt; man beschloß, auf das Schnellste eine militärische Macht zu errichten, woben der Hauptbefehlshaber dieses Aufstands, der Graf von Thurn, als Generalwachtmeister angestellt wurde. Dieser Ernst brachte endlich den Kaiser zum Nachgeben, wozu jetzt sogar die Spanier ihm rathen. Aus Furcht, daß die aus Rußland gebrachten Stände sich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majestätsbrief der Böhmern,

durch welchen sie unter den Nachfolgern dieses Kaisers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmische Konfession, welche die Stände dem Kaiser Maximilian vorgelegt hatten, erhielt in diesem Majestätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholischen Kirche. Den Utraquisten, wie die böhmischen Protestanten noch immer fortführen sich zu nennen, wird die Prager Universität und ein eignes Konsistorium zugestanden, welches von dem erzbischöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig ist. Alle Kirchen, die sie zur Zeit der Ausstellung dieses Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits inne haben, sollen ihnen bleiben, und wenn sie über diese Zahl noch neue erbauen lassen wollten, so soll dieses dem Herren- und Rittersstande und allen Städten unverboden seyn. Diese letzte Stelle im Majestätsbriefe ist es, über welche sich nachher der unglückliche Streit entspann, der Europa in Flammen setzte.

Der Majestätsbrief machte das protestantische Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die sie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Maßregeln gewannen. Dem Kaiser blieb nicht viel mehr, als ein Schatten seiner landesherrlichen Gewalt; in der Person der sogenannten Freyheitsbeschützer wurde dem Geiste des Aufruhrs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beispiel und Glück war ein verführerischer Wink

für die übrigen Erbstaaten Oesterreichs, und alle schickten sich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpressen. Der Geist der Freyheit durchlief eine Provinz nach der andern; und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwischen den österreichischen Prinzen war, was die Protestanten so glücklich zu benutzen gewußt hatten, so eilte man, den Kaiser mit dem Könige von Ungarn zu versöhnen.

Aber diese Versöhnung konnte nimmermehr aufrichtig seyn. Die Beileidigung war zu schwer, um vergeben zu werden, und Rudolph fuhr fort, einen unausslöschlichen Haß gegen Matthias in seinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bey dem Gedanken, daß endlich auch das böhmische Scepter in eine so verhasste Hand kommen sollte; und die Aussicht war nicht viel tröstlicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alsdann war Ferdinand, Erzherzog von Oestreich, das Haupt der Familie, den er eben so wenig liebte. Diesen sowol, als den Matthias, von der böhmischen Thronfolge auszuschließen, verfiel er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, dem Erzherzoge Leopold, Bischof von Passau, der ihm unter allen seinen Agnaten der Liebste und der Verdienteste um seine Person war, diese Erbschaft zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmern von der Wahlfreyheit ihres Königreichs, und ihre Neigung zu Leopolds Person, schienen diesen Entwurf zu begünstigen,

bey welchem Rudolph mehr seine Parteylichkeit und
 Rächgier, als das Beste seines Hauses zu Rathe gezo-
 gen hatte. Aber um dieses Projekt durchzusehen, be-
 durfte es einer militärischen Macht, welche Rudolph
 auch wirklich im Bisthum Passau zusammenzog. Die
 Bestimmung dieses Corps wusste Niemand; aber ein
 unversehener Einfall, den es, aus Abgang des Geldes
 und ohne Wissen des Kaisers, in Böhmen that, und die
 Ausschweifungen, die es da verübte, brachte dieses ganze
 Königreich in Aufruhr gegen den Kaiser. Umsonst ver-
 sicherte dieser die böhmischen Stände von seiner Unschuld;
 sie glaubten ihm nicht; umsonst versuchte er den eigen-
 mächtigen Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten Einhalt
 zu thun; sie hörten ihn nicht. In der Voraussetzung,
 daß es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgese-
 hen sey, bewaffneten die Freyheitsbeschützer das ganze
 protestantische Böhmen, und Matthias wurde ins
 Land gerufen. Nach Verjagung seiner Passauischen
 Truppen blieb der Kaiser, entblößt von aller Hülfe, zu
 Prag, wo man ihn, gleich einem Gefangenen, in seinem
 eignen Schlosse bewachte, und alle seine Rätke von ihm
 entfernte. Matthias war unterdessen unter allge-
 meinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo Rudolph
 kurz nachher kleinmüthig genug war, ihn als König von
 Böhmen anzuerkennen. So hart strafte diesen Kaiser
 das Schicksal, daß er seinem Feinde noch lebend einen
 Thron überlassen mußte, den er ihm nach seinem Tode

nicht gegbnnt hatte. Seine Demüthigung zu vollenden, nöthigte man ihn, seine Unterthanen in Böhmen, Schlesien und der Lausitz durch eine eigenhändige Entsagungsakte aller ihrer Pflichten zu entlassen; und er that dieses mit zerrissener Seele. Alles, auch die er sich am meisten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlassen. Als die Unterzeichnung geschehen war, warf er den Hut zur Erde, und zerbiß die Feder, die ihm einen so schimpflichen Dienst geleistet hatte.

Indem Rudolph eins seiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaisertürde nicht viel besser von ihm behauptet. Jede der Religionsparteyen, unter welche Deutschland vertheilt war, fuhr in ihrem Bestreben fort, sich auf Unkosten der andern zu verbessern, oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je schwächer die Hand war, welche das Scepter des Reichs hielt, und je mehr sich Protestanten und Katholiken sich selbst überlassen fühlten, desto mehr mußte ihre Aufmerksamkeit auf einander gespannt werden, desto mehr das gegenseitige Mißtrauen wachsen. Es war genug, daß der Kaiser durch Jesuiten regiert und durch spanische Rathschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben. Der unbesonnene Eifer der Jesuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, schürte ihr Mißtrauen immer mehr, und ließ sie in jedem gleichgültigen

Schritte der Katholischen gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiserlichen Erbländen zu Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands rege; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Unterthanen Oesterreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutschland fanden, oder zu finden erwarteten, hatte einen großen Antheil an ihrem Troste und an dem schnellen Glücke des Mathias. Man glaubte in dem Reiche, daß man den längern Genuß des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worin den Kaiser die innerlichen Unruhen in seinen Ländern versetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reißen.

Fast alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumseligkeit des Kaisers, oder durch die Schuld der protestantischen Reichskände liegen, welche es sich zum Gesetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Reichs etwas beizutragen, bis ihre Beschwerden gehoben wären. Diese Beschwerden wurden vorzüglich über das schlechte Regiment des Kaisers, über Kränkung des Religionsfriedens, und über die neuen Anmaßungen des Reichshofraths geführt, welcher unter dieser Regierung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts seine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonst hatten die Kaiser in unwichtigen Fällen für sich allein, in wichti-

gen mit Zuziehung der Fürsten, alle Rechtshandel zwischen den Ständen, die das Hausrecht nicht ohne sie ausmachte, in höchster Instanz entschieden, oder durch kaiserliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entscheiden lassen. Dieses obrigkeitliche Amt hatten sie am Ende des funfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und stehenden Tribunale, dem Kammergerichte zu Speyer, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkür des Kaisers unterdrückt zu werden, sich vorbehielten, die Besizer zu stellen, auch die Aussprüche des Gerichts durch periodische Revisionen zu untersuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationsrecht genannt, auch auf die Lutherischen ausgedehnt worden, so daß nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshandeln sprachen, und ein scheinbares Gleichgewicht beyder Religionen in diesem höchsten Reichsgerichte Statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der ständischen Freyheit, wachsam auf jeden Umstand, der ihre Zwecke begünstigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieser Einrichtung zu zerstreuen. Nach und nach kam es an, daß ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrath in Wien — anfänglich zu nichts anderm bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner unbezweifelten persönlichen Kaiserrechte mit Rath an

die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein willkürlich aufgestellt und von ihm allein besoldet, den Vortheil ihres Herrn zu ihrem höchsten Gesetze und das Beste der katholischen Religion, zu welcher sie sich bekannten, zu ihrer einzigen Richtschnur machen mußten — die höchste Justiz über die Reichsstände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshändel zwischen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu sprechen nur dem Kammergericht gebührte, und vor Entstehung desselben dem Fürstenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Aussprüche dieses Gerichtshofs ihren Ursprung verriethen, wenn von katholischen Richtern und von Kreaturen des Kaisers dem Interesse der katholischen Religion und des Kaisers die Gerechtigkeit aufgeopfert wurde. Obgleich alle Reichsstände Deutschlands Ursache zu haben schienen, einem so gefährlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, so stellten sich doch bloß allein die Protestanten, welche er am empfindlichsten drückte, und unter diesen nicht einmal alle, als Vertheidiger der deutschen Freiheit auf, die ein so willkürliches Institut an ihrer heiligsten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege verlegte. In der That würde Deutschland gar wenig Ursache gehabt haben, sich zu Abschaffung des Faustrechts und Einsetzung des Kammergerichts Glück zu wünschen, wenn neben dem letztern noch eine willkürliche kaiserliche Gerichtsbarkeit Statt finden dürfte. Die deutschen

Reichsstände würden sich gegen jene Zeiten der Barbarey gar wenig verbessert haben, wenn das Kammergericht, wo sie zugleich mit dem Kaiser zu Gerichte saßen, für welches sie doch das ehemalige Fürstenrecht aufgegeben hatten, aufhören sollte, eine nothwendige Instanz zu seyn. Aber in den Köpfen dieses Zeitalters wurden oft die seltsamsten Widersprüche vereinigt. Dem Namen Kaiser, einem Vermächtnisse des despotischen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutschen den lächerlichsten Abtich machte, aber nichts desto weniger von den Juristen in Schutz genommen, von den Befürdern des Despotismus verbreitet, und von den Schwachen geglaubt wurde.

An diese allgemeinen Beschwerden schloß sich nach und nach eine Reihe von besondern Vorfällen an, welche die Besorglichkeit der Protestanten zuletzt bis zu dem höchsten Mißtrauen spannten. Während der spanischen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten sich einige protestantische Familien in die katholische Reichsstadt Aachen geflüchtet, wo sie sich bleibend niederließen, und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch List gelungen war, einige ihres Glaubens in den Staatsrath zu bringen, so forderten sie eine eigne Kirche und einen öffentlichen Gottesdienst, welchen sie sich, da sie eine abschlägige Antwort erhielten, nebst dem ganzen Stadtreimente, auf einem gewaltsamen Wege zu verschaffen suchten.

samen Wege verschafften. Eine so ansehnliche Stadt in protestantischen Händen zu sehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiser und die ganze katholische Partey. Nachdem alle kaiserlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherstellung des vorigen Zustandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erst unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwey andre Versuche der Protestanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Churfürst Gebhard zu Eßln, geborner Truchseß von Waldburg, empfand für die junge Gräfinn Agnes von Mansfeld, Kanonissinn zu Herresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwiedert blieb. Da die Augen von ganz Deutschland auf dieses Verhältniß gerichtet waren, so forderten die Brüder der Gräfinn, zwey eifrige Calvinisten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauses, die, so lange der Churfürst ein katholischer Bischof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Churfürsten, in seinem und ihrer Schwester Blute diese Schande zu tilgen, wenn er nicht sogleich allem Umgange mit der Gräfinn entsagte, oder ihre Ehre vor dem Altare wiederherstellte. Der Churfürst, gleichgültig gegen alle Folgen dieses Schrittes, hörte nichts, als die Stimme der Liebe. Sey es, daß er der reformirten Religion überhaupt schon ge-

neigt war, oder daß die Reize seiner Geliebten allein dieses Wunder wirkten — er schwur den katholischen Glauben ab, und führte die schöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchsten Bedenklichkeit. Nach dem Buchstaben des geistlichen Vorbehalts hatte der Churfürst durch diese Apostasie alle Rechte an sein Erzstift verloren, und wenn es den Katholiken bey irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geistlichen Vorbehalt durchzusetzen, so war es bey Churfürstenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchsten Gewalt ein so harter Schritt, und um so härter für einen so zärtlichen Gemahl, der den Werth seines Herzens und seiner Hand durch das Geschenk eines Fürstenthums so gern zu erhöhen gewünscht hätte. Der geistliche Vorbehalt war ohnehin ein bestrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen protestantischen Deutschland schien es von äußerster Wichtigkeit zu seyn, dem katholischen Theile diese vierte Chur zu entreißen. Das Beyspiel selbst war schon in mehrern geistlichen Stiftern Niederdeutschlands gegeben, und glücklich durchgesetzt worden. Mehrere Domkapitularen aus Eöln waren bereits Protestanten, und auf des Churfürsten Seite; in der Stadt selbst war ihm ein zahlreicher protestantischer Anhang gewiß. Alle diese Gründe, denen das Zureden seiner Freunde und Verwandten und die Versprechungen vieler deutschen Hbfe

noch mehr Stärke gaben, brachten den Churfürsten zu dem Entschlusse, auch bey veränderter Religion sein Erzkist beyzubehalten.

Aber bald genug zeigte sich, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freygebung des protestantischen Gottesdienstes in den Eblnischen Landen hatte bey den katholischen Landständen und Domkapitularen den heftigsten Widerspruch gefunden. Die Dazwischenkunft des Kaisers und ein Bannstrahl aus Rom, der ihn als einen Apostaten verfluchte, und aller seiner sowol geistlichen als weltlichen Würden entsetzte, bewaffnete gegen ihn seine Landstände und sein Kapitel. Der Churfürst sammelte eine militärische Macht; die Kapitularen thaten ein Gleiches. Um sich schnell eines mächtigen Arms zu versichern, eilten sie zu einer neuen Churfürstenwahl, welche für den Bischof von Lüttich, einen bayrischen Prinzen, entschieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bey dem großen Antheile, den beyde Religionsparteyen in Deutschland an diesem Vorfalle nothwendig nehmen mußten, leicht in eine allgemeine Auflösung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meisten empörte es die Protestanten, daß der Papst sich hatte herausnehmen dürfen, aus angemessener apostolischer Gewalt einen Reichsfürsten seiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldnen Zeiten ihrer geistlichen Herr-

schaft war den Päpsten dieses Recht widersprochen worden; wie vielmehr in einem Jahrhunderte, wo ihr Ansehen bey einem Theile gänzlich gestürzt war, und bey dem andern auf sehr schwachen Pfeilern ruhte! Alle protestantische Hölse Deutschlands nahmen sich dieser Sache nachdrücklich bey dem Kaiser an; Heinrich der Vierte von Frankreich, damals noch König von Navarra, ließ keinen Weg der Unterhandlung unversucht, den deutschen Fürsten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entscheidend für Deutschlands Freyheit. Vier protestantische Stimmen gegen drey katholische im Churfürstenrathe, mußten das Uebergewicht der Macht auf protestantische Seite neigen, und dem östereichischen Hause den Weg zum Kaiserthron auf ewig versperren.

Aber Churfürst Gebhard hatte die reformirte und nicht die lutherische Religion ergriffen, dieser einzige Umstand machte sein Unglück. Die Erbitterung dieser beyden Kirchen gegen einander ließ es nicht zu, daß die evangelischen Reichsstände den Churfürsten als den Ihrigen ansahen, und als einen solchen mit Nachdruck unterstützten. Alle hatten ihm zwar Rath zugesprochen und Hilfe zugesagt; aber nur ein apanagirter Prinz des Pfälzischen Hauses, Pfalzgraf Johann Casimir, ein Calvinischer Eiferer, hielt ihm Wort. Dieser eilte, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, mit seinem kleinen Heere ins Edlische, doch

ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Churfürst, selbst von dem Nothwendigsten entblößt, ganz und gar ohne Hülfe ließ. Desto schnellere Fortschritte machte der neupostulirte Churfürst, den seine bayrischen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus aufs Kräftigste unterstützten. Die Gebhardischen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelassen, lieferten dem Feinde einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. Gebhard hielt sich noch etwas länger in seinen westphälischen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Versuche zu seiner Wiederherstellung gethan, zog er sich in das Stift Strassburg zurück, um dort als Domdechant zu sterben; das erste Opfer des geistlichen Vorbehalts, oder vielmehr der schlechten Harmonie unter den deutschen Protestanten.

An diese Eblnische Streitigkeit knüpfte sich kurz nachher eine neue in Strassburg an. Mehrere protestantische Domkapitularen aus Ebln, die der päpstliche Bannstrahl zugleich mit dem Churfürsten getroffen hatte, hatten sich in dieses Bisthum geflüchtet, wo sie gleichfalls Präbenden besaßen. Da die katholischen Kapitularen in dem Strassburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu gestatten, so setzten sie sich eigen-

mächtig und gewaltsam in Besitz, und ein mächtiger protestantischer Anhang unter den Bürgern von Straßburg verschaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholischen Domherren entwichen nach Elsaß-Zabern, wo sie unter dem Schutze ihres Bischofs ihr Kapitel als das einzig rechtmäßige fortführten, und die in Straßburg Zurückgebliebenen für unächt erklärten. Unterdeß hatten sich diese Letztern durch Aufnahme mehrerer protestantischen Mitglieder von hohem Range verstärkt, daß sie sich nach dem Absterben des Bischofs herausnehmen konnten, in der Person des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen neuen protestantischen Bischof zu postuliren. Die katholischen Domherren, weit entfernt, diese Wahl zu genehmigen, postulirten den Bischof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Erhebung sogleich durch Feindseligkeiten gegen das Gebiet von Straßburg verkündigte.

Da die Stadt Straßburg für das protestantische Kapitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpartey aber mit Hülfe lothringischer Truppen die Stiftsgüter an sich zu reißen suchte, so kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiste jener Zeiten, von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst trat der Kaiser mit seiner höchsten Autorität dazwischen, den

Streit zu entscheiden; die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwischen beyden Parteyen getheilt, bis endlich der protestantische Prinz für ein mäßiges Aequivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte, und also auch hier die katholische Kirche siegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich bald nach Schlichtung des vorigen Streits, mit Donauwerth, einer schwäbischen Reichsstadt, ereignete. In dieser sonst katholischen Stadt war unter Ferdinand und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartey auf dem gewöhnlichen Wege so sehr die herrschende geworden, daß sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster des Heiligen Kreuzes begnügen, und dem Mergerniß der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu trotzen, und eine öffentliche Prozession mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzustellen; aber man zwang ihn bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als dieser nämliche Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf diese Prozession wiederholte, schritt man zu offenkbarer Gewalt. Der fanatische Abbel sperrte den zurückkommenden Klosterbrüdern das Thor, schlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete sie unter Schreien und Schimpfen nach Hause.

Eine kaiserliche Citation war die Folge dieser Gewaltthatigkeit; und als das ausgebrachte Volk sogar Muth machte, sich an den kaiserlichen Commissarien zu vergreifen, als alle Versuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatischen Haufen rückgängig gemacht wurden, so erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollstrecken dem Herzoge Maximilian von Bayern übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die sonst so trotzigte Bürgerschaft bey Annäherung des bayerischen Heers, und ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Die gänzliche Abschaffung der protestantischen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde aus einer schwäbischen Reichsstadt in eine bayerische Landstadt verwandelt.

Zwey Umstände begleiteten diesen Vorgang, welche die höchste Aufmerksamkeit der Protestanten erregen mußten, wenn auch das Interesse der Religion weniger wirksam bey ihnen gewesen wäre. Der Reichshofrath, ein willkürliches und durchaus katholisches Tribunal, dessen Gerichtsbarkeit ohnehin so heftig von ihnen bestritten wurde, hatte das Urtheil gefällt; und dem Herzoge von Bayern, dem Chef eines fremden Kreises, hatte man die Vollstreckung desselben übertragen. So konstitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholischer Seite gewaltthätige Maßregeln an, welche sich leicht auf geheime Ver-

abredungen und einen gefährlichen Plan stützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der schwächste Theil der geschäftigste seyn, sich in Verteidigungsstand zu setzen. Dieses war jetzt der Fall auch in Deutschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war, so mußte, der vernünftigsten Berechnung nach, der erste Streich vielmehr in das südliche als in das nördliche Deutschland schlagen, weil die niederdeutschen Protestanten in einer langen ununterbrochenen Länderstrecke mit einander zusammenhängen, und sich also sehr leicht unterstützen konnten, die Oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt, und um und um von katholischen Staaten umlagert, jedem Einfalle bloßgestellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Protestanten benutzen, und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartey richten würden, so waren die Calvinisten, als die Schwächern, und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren, augenscheinlich in einer nähern Gefahr, und auf sie mußte der erste Streich niedersinken.

Wendes traf in den Ebur-Pfälzischen Landen zusammen, welche an dem Herzoge von Bayern ei-

nen sehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Rückfalls zum Kalvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz, und von den evangelischen Ständen wenig Beystand hoffen konnten. Kein deutsches Land hat in so kurzer Zeit so schnelle Religionswechsel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraume von sechzig Jahren sah man dieses Land, ein unglückliches Spielwerk seiner Herrscher, zwey Mal zu Luthers Glaubenslehre schwören, und diese Lehre zwey Mal für den Kalvinismus verlassen. Churfürst Friedrich der Dritte war der Augsbургischen Konfession zuerst ungetreu geworden, welche sein erstgeborener Sohn und Nachfolger, Ludwig, schnell und gewaltsam wieder zur herrschenden machte. Im ganzen Lande wurden die Kalvinisten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger, und selbst die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwiesen, und auch noch in seinem Testamente verfolgte sie der eifrig evangelische Fürst, indem er nur streng orthodore Lutheraner zu Vormündern seines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieses gesetzwidrige Testament vernichtete Pfalzgraf Johann Kasimir, sein Bruder, und nahm nach den Vorschriften der goldnen Bulle Besitz von der Vormundschaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Churfürsten (Friedrich dem Vierten) gab man Kalvinische Lehrer, denen aufgetragen

war, den Lutherischen Keberglauben, selbst, wenn es seyn mußte, mit Schlägen aus der Seele ihres Jüglings herauszutreiben. Wenn man so mit dem Herrn verfuhr, so läßt sich leicht auf die Behandlung des Unterthans schließen.

Unter diesem Friedrich dem Vierten war es, wo sich der pfälzische Hof ganz besonders geschäftig zeigte, die protestantischen Stände Deutschlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Oesterreich zu veranlassen, und wo möglich einen allgemeinen Zusammentritt derselben zu Stande zu bringen. Neben dem, daß dieser Hof durch französische Rathschläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oesterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für seine eigne Sicherheit, sich gegen einen nahen und überlegenen Feind, des so zweifelhaften Schutzes der Evangelischen bei Zeiten zu versichern. Große Schwierigkeiten setzten sich dieser Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangelischen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinschaftlicher Abscheu vor den Papisten. Man versuchte also zuerst, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politische Verbindung zu erleichtern; aber alle diese Versuche schlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, daß sich jeder Theil nur desto mehr in seiner Meinung befestigte. Nichts blieb also übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangelischen zu vermehren,

und dadurch die Nothwendigkeit einer solchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrößerte die Macht der Katholischen; man Abtrieb die Gefahr; zufällige Ereignisse wurden einkelt überdachten Pläne zugeführt; unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellt; und beim ganzen Betragen der Katholischen eine Uebereinstimmung und Planmäßigkeit gesehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Protestanten sich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzusetzen, hatte sich fruchtlos zerschlagen; und zu ihren bisherigen Beschwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwerth hinzugekommen. Unglaublich schnell kam die so lange gesuchte Vereinigung zu Stande. Zu Anhausen in Franken traten (1608) der Churfürst Friedrich der Vierte von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg — also Lutheraner mit Calvinisten — für sich und ihre Erben in ein enges Bündniß, die evangelische Union genannt, zusammen. Der Inhalt derselben war, daß die unirten Fürsten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ständischen Rechte, einander wechselweise gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterstützen, und alle für Einen Mann stehen sollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mit-

gliede den Union von den übrigen sogleich mit einer kriegerischen Macht, sollte, bei Ansrungen, jedem im Nothfall für seine Truppen die Ländereien, die Städte und sich selber der mitrirten Städte geöffnet und erhöht werden, oder, nach Verhältnis des Beitrags, den ein Theil der Union gegeben, unter sämtliche Glieder theilhaftig werden sollte. Die Direction des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten dem Kaiser überlassen; doch mit einer beschränkten Gewalt, zu Bestreitung der höchsten Nothfälle gefordert, und ein Band niedergelegt. Die Religionsverschiedenheit zwischen Lutheranern und Katholiken sollte auf den Bund keinen Einfluss haben; das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte sich zugleich anheischig machen müssen, neue Mitglieder anzuwerben. Kur-Brandenburg ließ sich freiwillig finden; Kur-Sachsen mißbilligte den Bund. Hessen konnte keine freie Entscheidung fassen; die Herzöge von Braunschweig und Kärnberg hatten gleichfalls Bedenken. Aber die drei Reichsfürsten, Straßburg, Nürnberg und Ulm, waren keine unbedeutende Erhöhung für den Bund, weil man ihres Rathes sehr bedürftig war, und ihr Beispiel von mehreren andern Reichsfürsten nachgeahmt werden konnte. Die unirten Städte, einzeln machtlos und wenig geachtet, führten nach geschlossener Vereinigung eine stärkere Sprache. Sie brachten durch den Fürsten Christoph von Anhalt ihre gemeinschaftlichen Be-

schwerden und Forderungen vor den Kaiser; unter denen die Wiederherstellung Donauwerrth's, die Aufhebung der kaiserlichen Hofprozesse und die Reformen seines eignen Regiments und seiner Rathgeber den obersten Platz einnahmen. In diesen Vorstellungen hatten sie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiser von den Anstrengungen seiner Erbländer zu Aachen kommen konnte; wo er Dr. Reich und Wagner persönlich an Marillac verweisen, und seine böhmisches Krone bloß durch Demüthigung des Majestätsbriefs gerettet hatte; wo endlich durch die Fühlische Succession schon von fern ein neues Kriegsfeuer zubereitet wurde. Kein Wunder, daß dieser langsame Fürst sich jetzt weniger als je in seinen Entschlüssen überreife, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiser sich besonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union. Als Union hürte eben so mißtrauisch die Katholiken und den Kaiser; der Kaiser beyde; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung auf's Höchste gestiegen. — Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkt mußte sich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchst streitige Erbsfolge in den Jülich, Clevischen Ländern eröffnen.

Nicht Kompetenten niedersen sich zu dieser Erbschaft, deren Unzertrümmlichkeit durch solenne Verträge festgesetzt worden war; und der Kaiser, der Lust bezeugte, sie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für

den neunten gaben. Hier nun diesen, der Churfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Rheingau, der Pfalzgraf von Zweibrücken, und der Markgraf von Burgau, ein österreichischer Prinz, soehrten es als ein Weiblichen, im Namen von vier Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwey andere, der Churfürst von Sachsen, Albertinischer, und die Herzoge von Sachsen, Ernestinischer Linie, beriefen sich auf seine frühere Verantwortung, welche ihnen Kaiser Friedrich der Dritte, auf diese Erbschaft erteilt, und Maximilian der Erste, beyden sächsischen Häusern bestätigt hatte. Auf die Ansprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das wichtigste Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es fehlten beyde Theile ziemlich gleich zu begünstigen: Beyde Hölse lieffen auch sogleich nach Eröffnung der Erbschaft Besiz, ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beyde fiengen ihren Streit mit der Feder an, und wurden ihn wahrscheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwischenkunft des Kaisers, der diesen Rechtshandel vor seinen Thron stehen, einstweilen aber die streitigen Länder in Sequester nehmen wollte, brachte beyde streitende Parteyen zu einem schnellen Vergleich, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinschaft zu regieren. Umsonst, daß der Kaiser die Landstände auffordern ließ, ih-

ren neuen Herren die Handgültig zur Belagerung — um-
sonst? Daß er seinen eignen Anberaumten, den Erzbis-
chof von Köln, Bischof von Passau und Bischof von
Trier, in die Hände schloß, und dort durch seine persön-
liche Gegenwart der katholischen Partei maßgebend. In das
ganze Land, außer Köln, hielten sich den protestant-
ischen Prinzen unterworfen, und die katholische Partei
wurde in dieser Hauptstadt belagert. Im Jahr 1601

Die jülichische Erbfolge war dem ganzen deut-
schen Reiche wichtig und erregte sogar die Aufmerk-
samkeit mehrerer europäischen Höfe. Es war nicht
sowol die Frage: wer das jülichische Herzogthum be-
sitzen und wer es nicht besitzen sollte? — Die Frage
war, welche von beyden Parteien in Deutschland,
die katholische oder die protestantische, sich um eine
so ansehnliche Besizung werkbüßern, für welche von
beyden Religionen dieses Landstrich gewonnen oder
verloren werden sollte? Die Frage war: ob Oester-
reich abermals in seinen Anmaßungen durchdringen,
und seine Ländersucht mit einem neuen Staube vergnü-
gen, oder ob Deutschlands Freiheit, und das Gleichge-
wicht seiner Macht gegen die Anmaßungen Oesterreichs
behauptet werden sollte? Der jülichische Erbfolgestreit
war als eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Frey-
heit begünstigten und Oesterreich anfeindeten. Die evan-
gelische Union, Holland, England, und vorzüglich Hein-
rich der Vierte von Frankreich, wurden herein gezogen.

Dieser Monarch, der die schönste Hälfte seines Lebens an das Haus Oesterreich und Spanien verlebte, der nur mit ausdauernden Heldenkraften alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihm und den französischen Thron getrennt hatte, wußte es vorher, sein mühsamer Zuschauer der Kriegen in Deutschland gewesen, über diesen Kampf der Stände mit dem Kaiser schenkte und sicherte seinem Fürstenthum den Frieden. Die Protestanten und Katholiken waren die zwei heftigen Gemüthsstücke, welche die österreichische Macht in Osten und Westen darniederzogen — aber in ihrer ganzen Ehrenbarkeit stand sie wieder auf, sobald man ihr vergönnte, diesen Zwang abzuwerfen. Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von österreichischer Herrschbegierde und österreichischem Länderdurst vor Augen; den Widerwärtigkeit, noch selbst Geistesarmuth, welche doch sonst alle Leidenschaften mäßigt, in einer Bruchstücke konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Aragoniers floß. Die österreichische Ländersucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden gerissen, und in dem Innern seiner vornehmsten Staaten eine gewaltsame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Acker von Pflügern, die Werkstätten von Künstlern entblößt, um die Länder mit ungeheuern, nie gesehenen Heeresmassen, kaufmännische Meere mit feindseligen Flotten zu bedek-

Woh! Sie hätte den europäischen Fürsten die Nothwendigkeit auferlegt, den Fleiß ihrer Unterthanen mit nie erschöpften Schatzungen zu beschwören, und die beste Kraft ihrer Staaten, für die Glückseligkeiten ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erschöpfen. Für Europa war kein Friede, für seine Staaten kein Gedeihen; kein Plan von Dauer für der Völker Glück, so lange es diesem gefährlichen Geschlechte überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Welttheils zu führen.

Betrachtungen dieser Art umwölkten Heinrichs Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekostet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben diesem Oesterreich angefacht und unterhalten, Frankreich gestürzt hatte! Jeder große Mensch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer führte diesem Könige für die Dauer des Wohlstandes, worin er Frankreich verließ, so lange Oesterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darniederlag, aber nur ein einziges glückliches Umgelühr brauchte, um sich schnell wieder in einen Körper zusammenzuziehen, und in ihrer ganzen Fruchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er seinem Nachfolger einen fest gegründeten Thron, seinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklassen, so mußte diese gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieser

Quelle floß der unverföhnliche Haß, welchen Heinrich der Vierte dem Hause Oesterreich geschworen — unauslöschlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindschaft gegen Romulus Volk, aber durch einen edlern Ursprung geädelt.

Alle Mächte Europens hatten diese große Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle diese lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennütigen Muth, nach einer solchen Aufforderung sich in Handlung zu setzen. Jeden ohne Unterschied reizt der nahe Gewinn, aber nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bey ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder sich auf ihre eignen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andere als schimärische Pläne, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß, und sie kann auf Beyfall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen Planen eine Rolle für Barbarey, Habsucht und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützigte Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Zwecke zu machen.

In dem erstern Falle hätte Heinrichs bekanntes Projekt, das öfterreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagen, und unter die europäischen Mächte seinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Schimäre wirklich verdient, womit man immer so freygebig gegen dasselbe gewesen ist; aber verdiente es ihn auch in dem

ändern? Dem vortreflichen Könige war es wol nie eingefallen, bey den Vollstreckern seines Projekts auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich gemessen wäre, der ihn selbst und seinen Cully bey dieser Unternehmung befeelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabey nöthig war, wurden durch die stärksten Motive, die eine politische Macht nur immer in Handlung setzen können, zu der Rolle vermocht, die sie dabey zu übernehmen hatten. Von den Protestanten im Oesterreichischen verlangte man nichts, als was ohne hin das Ziel ihres Bestrebens schien, die Abwerfung des österreichischen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem spanischen. Dem Papste und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die spanische Tyranney auf immer von ihrer Halbinsel zu verjagen; für England konnte nichts wünschenswürdiger seyn, als eine Revolution, welche es von seinem abgelagtesten Feinde befreyte. Jede Macht gewann bey dieser Theilung des österreichischen Raubes entweder Land oder Freyheit, neues Eigenthum oder Sicherheit für das alte; und weil Alle gewannen, so blieb das Gleichgewicht unperleht. Frankreich konnte großmüthig jeden Antheil an der Beute verschmähen, weil es durch Oesterreichs Untergang sich selbst wenigstens zweyfach gewann, und am mächtigsten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß sie Europa von ihrer Gegenwart befreyen,

gab man den Nachbarn, von Habsburg die
 Furcht vor, allen übrigen antworten und noch zu ent-
 scheidend. Beltern sich auszusetzen. *M a v g i l l a c s*
 Messerisch reiten. Des Reichs, die Ruhe, von Eu-
 ropä noch um einige Jahrhunderte zu versetzen.

Die Magar auf einen solchen Entwurf gekettet,
 mußte Heinrich die evangelische Union in Deutschland
 und den Erbfolgestreit wegen Fälschlich: nachwiegend, als die
 wichtigsten Ereignisse mit schneller, thätigem, Theile
 ergreifen: Seine Unterhändler waren an allen protes-
 tantschen Hofen Deutschlands geschäftig, und das We-
 nige, was sie von dem großen politischen Geheimnisse
 ihres Wohlwollen preisgaben, oder ahnen ließen, war
 hinlänglich, Mächtern zu gewöhnen, die ein so feuriger
 Haß gegen Österreich befeuert und die Vergewaltigung
 begierde so mächtig bedrängte. Heinrichs Staats-
 kluge Bemühungen gegen die Union noch enger zusam-
 men, und der mächtige Bestand, wozu er sich anhef-
 schig machte, hob den Muth der Verbundenen zur fe-
 feststen Fälschlich: Eine zahlreiche französische Armee,
 von dem Könige in Vertheilung angeführt, sollte den Trup-
 pen der Union am Rheine begegnen, und zuerst die Ero-
 berung der Fälschlich: Elbischen Lande vollenden helfen;
 alsdann in Verbindung mit den Deutschen nach Italien
 rücken, (wo Savoyen, Venedig und der Papst schon
 einen mächtigen Beystand bereit hielten) um dort alle
 spanischen Throne umzustürzen. Diese siegreiche Ar-

mee sollte dann, von der Lombardey aus, in das Habsburgische Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufstande der Protestanten begünstigt, in allen seinen deutschen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das österreichische Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch französischen Beystand gestärkt, hätten sich, unterdessen ihrer spanischen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieser fürchterlich über seine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedroht hatte, Europas Freyheit unter seinen trüben Strudeln zu begraben, sollte dann still und vergessen hinter den pyrenäischen Bergen.

Die Franzosen rühmten sich sonst der Geschwindigkeit; diesmal wurden sie von den Deutschen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elsaß, ehe noch Heinrich sich dort zeigte, und ein österreichisches Heer, welches der Bischof von Straßburg und Paffau in dieser Gegend zusammengezogen hätte, um es ins Rhodische zu führen, wurde zerstreut. Heinrich der Vierte hatte seinen Plan als Staatsmann und König entworfen; aber er hatte ihn Kärnbern zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach sollte keinem katholischen Reichsstande Ursache gegeben werden, diese Klugheit auf sich zu deuten, und die Sache Oesterreichs zu der seinigen zu machen; die Religion sollte ganz und gar nicht in diese Angelegenheit gemischt werden. Aber wie sollten die deutschen Fürsten über Heinrichs Entwur-

fen ihre eignen Zwecke vergessen? Von Vergrößerungs-
 begierde, von Religionshaß gingen sie ja aus — sollten
 sie nicht für ihre herrschende Leidenschaft unterwegs so
 viel mitnehmen, als sie konnten? Wie Raubadler leg-
 ten sie sich über die Länder der geistlichen Fürsten, und
 erwählten sich, kostete es auch einen noch so großen Um-
 weg, diese fetten Tristen zu ihren Lagerplätzen. Als
 wäre es in Feindeslande, schrieben sie Brandschatzun-
 gen darin aus, bezogen eigenmächtig die Landesges-
 fälle, und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde,
 mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren
 Triebfedern ihrer Ausrüstung nicht in Zweifel zu lassen,
 ließen sie laut und deutlich genug hören, was für ein
 Schicksal den geistlichen Stiftern von ihnen bereitet sey.
 So wenig hatten sich Heinrich der Vierte und die
 deutschen Prinzen in diesem Operationsplane verstanden;
 so sehr hatte der vortreffliche König in seinen Werkzeu-
 gen sich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß
 eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit sie gebietet,
 nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden: daß
 nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung
 zu verlegen, dem sie heilig ist.

Das Betragen der Union, welches selbst für meh-
 rere evangelische Stände empfindend war, und die Furcht
 einer noch schlimmern Begegnung bewirkte bey den Ka-
 tholiken etwas mehr, als eine müßige Entrüstung. Das
 tiefgefallene Ansehn des Kaisers konnte ihnen gegen ei-
 n

Schiller's sämmtl. Werke. VI. 6

nen solchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unirten so gefürchtet und trotzig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegenstellen.

Der Bischof von Würzburg entwarf den Plan zu dieser katholischen Union, die durch den Namen der Ligne von der evangelischen unterschieden wurde. Die Punkte, worüber man übereinkam, waren ohngefähr dieselben, welche die Union zum Grunde legte; Bischöfe ihre mehrsten Glieder; an die Spitze des Bundes stellte sich der Herzog Maximilian von Bayern, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung, mit einer ungleich größern Gewalt, als die Unirten ihrem Vorsteher eingeräumt hatten. Außer diesem Umstande, daß der einzige Herzog von Bayern Herr der ganzen liguistischen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligne eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bey der Union nicht so leicht möglich waren; hatte die Ligne noch den Vortheil, daß die Geldbeyträge von den reichen Prälaten weit reichlicher einfließen, als bey der Union von den armen evangelischen Ständen. Ohne dem Kaiser, als einem katholischen Reichsstande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten; ohne ihm, als Kaiser, davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligne auf Einmal überraschend und drohend da; mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben, und unter drey Kaisern fortzubauern. Die Ligne stritt zwar für Oesterreich,

weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war; aber Oesterreich selbst mußte bald vor ihr zittern.

Unterdessen waren die Waffen der Unirten im Füllichischen und im Elsaß ziemlich glücklich gewesen; Füllich war eng eingeschlossen, und das ganze Bisthum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein französisches Heer erschien am Rhein; denn, der es anführen sollte, der überhaupt die ganze Unternehmung befehlen sollte — H e n r i c h der Vierte war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuschießen weigerten sich ihre Landstände, und die mitunirten Reichsstände hatten es sehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld, und nie ihren Rath verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, daß sie sich wegen der Füllichischen Streitsache in Unkosten gesetzt haben sollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden; daß sich die unirten Fürsten aus der gemeinen Kasse große Pensionen zulegte; und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegenstellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesicht eines streitfertigen Feindes

die Waffen wegzulagen. Um sich von Einer Seite wenigstens sicher zu stellen, verglich man sich schnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzoge Leopold, und beyde Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elsaß zu führen, die Gefangenen loszugeben, und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerrann diese vielversprechende Rüstung.

Eben die gebieterische Sprache, womit sich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholischen Deutschlande angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligne gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fußstapfen ihres Zugs, und brandmarkte sie tünd heraus mit den härtesten Namen, die sie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Eßlin und viele andere hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Wasser und zu Lande (denn auch der Rheinischen Schifffahrt hatten sie sich bemächtigt) wieder freygegeben, Alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feste Erklärung, wessen man sich zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohlgerüsteten Feind waren sie nicht gefaßt; aber sie selbst hatten den Katholischen das Geheimniß ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln;

aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Theil versprach Ersatz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch Einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das letzte seiner Erbländer kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen böhmischen Streit.

Endlich starb der Kaiser (1612) eben so wenig vermiff im Sarge, als wahrgenommen auf dem Throne. Lange nachdem das Elend der folgenden Regierung den das Elend der seintigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Glorie um sein Andenken, und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, daß man einen solchen Kaiser mit blutigen Thränen sich zurückwünschte.

Wie hätte man von Rudolph erhalten können, seinen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiserthrons; doch über alle Hoffnung schnell und ruhig bestieg ihn Matthias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil sie von der frischen Thätigkeit dieses Fürsten das Beste hofften; die Protestanten gaben ihm die übrigen, weil sie Alles von seiner Hinfälligkeit hofften. Es ist nicht schwer, diesen Widerspruch zu vereinigen. Jene verließen sich auf das, was er gezeigt hatte; diese urtheilten nach dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbesetzung ist immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erste Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich seine härteste Prüfung. Jede alte Beschwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgesucht, um sie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung soll mit dem neuen Könige beginnen. Die großen Dienste, welche ihre Glaubensbrüder in Oesterreich dem Matthias bey seinem Ausruhr geleistet, lebten bey den protestantischen Reichsständen noch in frischer Erinnerung, und besonders schien die Art, wie sich jene für diese Dienste bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muster zu dienen.

Durch Begünstigung der protestantischen Stände in Oesterreich und Mähren hatte Matthias den Weg zu seines Bruders Thronen gesucht, und auch wirklich gefunden; aber, von seinen ehrgeizigen Entwürfen hingerissen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Gesetze vorzuschreiben. Diese Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit seines Glücks. Kaum zeigte er sich triumphirend nach dem böhmischen Zuge seines kaiserlichen Unterthanen wieder, so wartete schon ein gehorsamstes Anbringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm seinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geschritten würde, eine uneingeschränkte Religionsfreiheit in Städten und

Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwischen Katholiken und Protestanten, und einen völlig gleichen Zutritt der Letztern zu allen Bedienungen. In mehreren Orten nahm man sich diese Freyheit von selbst, und stellte, voll Zupersicht auf die veränderte Regierung, den evangelischen Gottesdienst eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiser aufgehoben hatte. Matthias hatte zwar nicht verschmäht, die Beschwerden der Protestanten gegen den Kaiser zu benutzen; aber es konnte ihm nie eingefallen seyn, sie zu heben. Durch einen festen und entschlossenen Ton hoffte er diese Annäherungen gleich am Anfange niederzuschlagen. Er sprach von seinen erblichen Ansprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine solche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steyermark, dem Erzherzoge Ferdinand geleistet; aber sie hatten bald Ursache gehabt, es zu bereuen. Von diesem Beispiele gewarnt, beharrten die österrreichischen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltsam zur Huldigung gezwungen zu werden, verließen sie sogar die Hauptstadt, hielten ihre katholischen Mitstände zu einer ähnlichen Widersehung auf, und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern; sie zogen die protestantischen Reichsfürsten in ihr Interesse, und schickten sich in vollem Ernste an, ihr Gesuch mit den Waffen durchzusetzen.

Matthias hatte keinen Anstand genommen, die weit höhern Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikanische Verfassung dieses Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm selbst, und seine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholischen Welt. In Oesterreich hingegen hatten seine Vorgänger weit größere Souverainetätsrechte ausgeübt, die er, ohne sich vor dem ganzen katholischen Europa zu beschimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung seiner eigenen katholischen Unterthanen auf sich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine streng katholischen Räte, unter denen der Bischof von Wien, Melchior Kiesel, ihn am meisten beherrschte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltsam von den Protestanten sich entreißen zu lassen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicher Weise betraf ihn diese Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiser Rudolph noch lebte, und ein Zuschauer dieses Auftritts war — wo dieser also leicht versucht werden konnte, sich der nämlichen Waffen gegen seinen Bruder zu bedienen, womit dieser über ihn gesiegt hatte — eines Verständnisses nämlich mit seinen aufrührerischen Unterthanen. Diesem Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der mährischen Landstände bereitwillig an, welche sich zwischen den österreichischen und ihm zu Mittlern anboten.

Ein Ausschuß von beider versammelte sich in Wien, wo von den österreichischen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die selbst im Londoner Parlament überrascht haben würde. „Die Protestanten, hieß es am Schlusse, wollten nicht schlechter geachtet seyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch seinen protestantischen Adel habe Matthias den Kaiser zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papisten fände, würde man drey hundert evangelische Baronen zählen. Das Beyspiel Rudolfs sollte dem Matthias eine Warnung seyn. Er möge sich hüten, daß er das Irdische nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen.“ Da die mährischen Stände, anstatt ihr Mittleramt zum Vortheil des Kaisers zu erfüllen, endlich selbst zur Partey ihrer österreichischen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutschland sich aufs Nachdrücklichste für diese ins Mittel schlug, und die Furcht vor Repressalien des Kaisers den Matthias in die Enge trieb, so ließ er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vortheil der Evangelischen entreißen.

Dieses Betragen der österreichischen Landstände gegen ihren Erzherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände in Deutschland zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten Angelegenheiten auf

Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der sich unterdessen mit Türkischem Beystand zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag nothwendig machte, überraschten sie mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürstenrath; und weil Alles nach der Stimmenmehrheit entschieden wurde, so pfliegten die Evangelischen, auch wenn sie noch so sehr unter sich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieses Vortheils der Stimmenmehrheit sollten sich nun die Katholischen begeben, und keiner einzelnen Religionspartey sollte es künftig erlaubt seyn, die Stimmen der Andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach sich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangelische Religion auf dem Reichstage repräsentirt werden sollte, so schien es sich von selbst zu verstehen, daß ihr durch die Verfassung des Reichstags selbst nicht die Möglichkeit abgeschnitten würde, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Beschwerden über die angemessene Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Protestanten begleiteten diese Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, so lange von allen gemeinschaftlichen Berathschlagungen wegzubleiben, bis eine günstige Antwort auf diesen vorläufigen Punkt erfolgte.

Diese gefährliche Trennung zerriß den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathschlagnungen zu zerstören. So aufrichtig der Kaiser gewünscht hatte, nach dem Beispiele Maximilians, seines Vaters, zwischen beyden Religionen eine staatskluge Mitte zu halten, so ließ ihm das jetzige Betragen der Protestanten nur eine bedenkliche Wahl zwischen beyden. Zu seinen dringenden Bedürfnissen war ihm ein allgemeiner Beytrag der Reichsstände unentbehrlich; und doch konnte er sich die eine Partey nicht verpflichten, ohne die Hülfe der Andern zu verschmerzen. Da er in seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so mußte er schon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzige Entschließung geheftet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des römischen und spanischen Hofes, erlaubten ihm eben so wenig, die Protestanten zum Nachtheil der katholischen Religion zu begünstigen.

Eine so mißliche Situation mußte einen größern Geist, als Matthias war, niederschlagen, und schwerlich hätte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vortheil der Katholischen war aber aufs Engste mit dem Ansehen des Kaisers verflochten; und ließen sie dieses sinken, so hatten besonders die geistlichen Fürsten gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehre

Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Osten kam der Schlag, der sie in Flammen setzte.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief Rudolphs des Zweyten Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Person Ferdinands von Grätz ein neuer Thronfolger in diesem Königreich ernannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser Ferdinand der Zweyte näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papstthum angekündigt, und wurde deswegen von dem katholischen Theile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfällige Gesundheit des Kaisers rückte diesen Zeitpunkt nahe herbey, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer fingen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Unterthanen katholischer Gutsherren besonders erfuhren die härteste Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bey den Protestanten ein schlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieses Mißtrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen seyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre,

zertrennlich verknüpfen. Diesen ganzen Plan zerstörte eine — Ohrfeige, welche der Churfürst von Brandenburg das Unglück hatte, seinem Eidam im Weinrausch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwischen beyden Häusern dahin. Der Prinz von Neuburg trat zu dem Papstthum über. Eine Prinzessin von Baiern belohnte ihn für diese Apostasie, und der mächtige Schutz Baierns und Spaniens war die natürliche Folge von Beydem. Um dem Pfalzgrafen zum abschließenden Besitz der jülichischen Lande zu verhelfen, wurden die spanischen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um sich dieser Gäste zu entladen, rief der Churfürst von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen suchte. Beyde, die spanischen und holländischen Truppen, erschienen; aber, wie es schien, bloß um für sich selbst zu erobern.

Der nahe Niederländische Krieg schien sich nun auf deutschen Boden spielen zu wollen, und welch ein unerschöpflicher Fundus lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterrhein festen Fuß gewinnen — mit noch größerem das katholische die Holländer über die Reichsgrenzen herein brechen. Im Westen sollte sich die Mine entzünden, welche längst schon das ganze Deutschland unterhöhlte — nach den westlichen Gegenden waren

Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Osten kam der Schlag, der sie in Flammen setzte.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief Rudolphs des Zweyten Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Person Ferdinands von Grätz ein neuer Thronfolger in diesem Rdnigreich ernannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser Ferdinand der Zweyte näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papstthum angekündigt, und wurde deswegen von dem katholischen Theile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfällige Gesundheit des Kaisers rückte diesen Zeitpunkt nahe herbey, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer fingen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Unterthanen katholischer Gutsherren besonders erfuhren die härteste Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bey den Protestanten ein schlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieses Mißtrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen seyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre,

und nicht durch besondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein geborner Böhme, aber Besitzer einiger Güter in diesem Königreiche, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion, und durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an sein neues Vaterland, des ganzen Vertrauens der Ultraquisten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigsten Posten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einschmeichelndes Betragen gewann er sich die Herzen der Menge. Ein heißer, ungestümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil seine Talente darin glänzten; unbesonnen und tollkühn genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagen; ungewissenhaft genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, mit dem Schicksale von Tausenden zu spielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die böhmische war, an seinem Gängelbände zu führen. Schon an den Unruhen unter Rudolphs Regierung hatte er den thätigsten Antheil genommen, und der Majestätsbrief, den die Stände von diesem Kaiser erpressen, war vorzüglich sein Verdienst. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Carlstein, die böhmische Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs zur Verwahrung anvertraut;

-Unterdessen hatte sich die Wachsamkeit der Defensores in etwas gemindert, und der Hof glaubte, einen ernstlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaisers wurde die Kirche zu Klostergrab niedgerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt und die unruhigsten Köpfe unter den Bürgern ins Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieses Schrittes; man schrie über Verletzung des Majestätsbriefes, und der Graf von Thurn, von Raggier befehlet und durch sein Defensoramt noch mehr aufgefordert, zeigte sich besonders geschäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreisen des Königreichs wurden auf seinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieser gemeinschaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiser aufzusetzen, und auf Freilassung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaisers, schon darum von den Ständen sehr übel aufgenommen, weil sie nicht an sie selbst, sondern an seine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als gesetzwidrig und rebellisch, rechtfertigte den Vorgang in Klostergrab und Braunau durch einen kaiserlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den schlimmen Eindruck zu vermehren, den dieses kaiserliche

Schreiben unter den versammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieser Bittschrift schwebten, und mußte sie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltsamen Entschlüssen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiser zu empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt gewesen. Nur von Stufe zu Stufe führte er sie an dieses unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerst auf die Räche des Kaisers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiserliche Schreiben in der Statthalterey zu Prag aufgesetzt, und nur zu Wien unterschrieben worden sey. Unter den kaiserlichen Statthaltern waren der Kammerpräsident Slavata und der an Thurns Statt zum Burggrafen von Carlsstein erwählte Freiherr von Martiniz das Ziel des allgemeinen Hasses. Beyde hatten den protestantischen Ständen schon ehemals ihre feindseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, sie für jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern wa-

-Unterdeffen hatte sich die Wachſamkeit der Defenſoren in etwas gemindert, und der Hof glaubte, einen ernſtlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaiſers wurde die Kirche zu Kloſtergrab niedergeriſſen, die zu Braunau gewaltsam geſperrt und die unruhigſten Köpfe unter den Bürgern ins Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Proteſtanten war die Folge dieſes Schrittes; man ſchrie über Verletzung des Majestätsbriefes, und der Graf von Thurn, von Rachgier beſeelt und durch ſein Defenſoramt noch mehr aufgefordert, zeigte ſich beſonders geſchäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreiſen des Kdnigreichs wurden auf ſeinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieſer gemeinſchaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiſer aufzuſetzen, und auf Loſlaſſung der Gefangenen zu bringen. Die Antwort des Kaiſers, ſchon darum von den Ständen ſehr übel aufgenommen, weil ſie nicht an ſie ſelbſt, ſondern an ſeine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als geſezwidrig und rebellisch, rechtfertigte den Vorgang in Kloſtergrab und Braunau durch einen kaiſerlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den ſchlimmen Eindruck zu vermehren, den dieſes kaiſerliche

sie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an diesem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als daß man von einem so hohen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte. Ein Misthausen, auf den die kaiserliche Statthalterschaft zu liegen kam, hatte sie vor Beschädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man sich durch diese rasche Exekution in der Gnade des Kaisers sehr verbessert haben würde; aber eben dahin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt. Hatten sich diese, aus Furcht einer noch ungewissen Gefahr, eine solche Gewaltthätigkeit erlaubt; so mußte jetzt die gewisse Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfniß der Sicherheit sie noch tiefer hineinreißen. Durch diese brutale Handlung der Selbsthülfe war der Unentschlossenheit und Reue jeder Rückweg versperrt, und ein einzelnes Verbrechen schien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgesöhnt werden zu können. Da die That selbst nicht ungeschehen zu machen war, so mußte man die strafende Macht entwaffnen. Dreißig Direktoren wurden ernannt, den Aufstand gesetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte sich aller Regierungsgeschäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmische Nation ergehen, sich der gemeinschaftlichen Sache anzunehmen. Die Jesuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber

aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, sich dieses harten Schusses wegen in einem eigenen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte geschahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze — die Sprache aller Rebellen, bis sich das Glück für sie entschieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmischen Aufstandes am kaiserlichen Hofe verursachte, waren bey Weitem nicht so lebhaft, als eine solche Aufforderung es verdient hätte. Kaiser Matthias war der entschlossene Geist nicht mehr, der ehemals seinen König und Herrn mitten im Schoße seines Volks aufsuchen, und von drey Thronen herunter stützen konnte. Der zuversichtliche Muth, der ihn bey einer Usurpation beseelt hatte, verließ ihn bey einer rechtmäßigen Verteidigung. Die böhmischen Rebellen hatten sich zuerst bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuschließen. In allen Ländern seiner Herrschaft hingen die Protestanten durch eine gefährliche Sympathie zusammen — die gemeinschaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander schnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem solchen Feinde entgegen zu setzen, wenn der protestantische Theil seiner Unterthanen sich von ihm trennte? Und erstbypften sich nicht beyde Theile in einem so ver-

verblichen Bürgerkriege? Was war nicht Alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als seine eigenen Unterthanen hatte er zu Grunde gerichtet, wenn er siegte?

Ueberlegungen dieser Art stimmten den Kaiser und seine Rätbe zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieser Nachgiebigkeit wollten Andere die Ursache des Uebels gefunden haben. Erzherzog Ferdinand von Grätz wünschte dem Kaiser vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewaltthat gegen die böhmischen Protestanten vor ganz Europa rechtfertigen würde: „Der Ungehorsam, hieß es, die Gesetzlosigkeit, und der Aufruhr seyen immer Hand in Hand mit dem Protestantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm selbst und dem vorigen Kaiser den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt seyen alle Schritte der Reher gerichtet; stufenweise seyen sie von Troß zu Troß bis zu diesem letzten Angriff hinauf gestiegen; in Kurzem würden sie auch an die noch einzig übrige Person des Kaisers greifen. In den Waffen allein sey Hilfe gegen einen solchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieser Sekte Sicherheit für den katholischen Glauben. Ungewiß zwar sey der Ausgang des Krieges, aber ge-

miß das Verderben bey Unterlassung desselben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkosten reichlich erstatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landständen künftig einen schnellen Gehorsam lehren.“ — War es den böhmischen Protestanten zu verdenken, wenn sie sich gegen die Wirkungen solcher Grundsätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaisers, nicht gegen ihn selbst, der nichts gethan hatte, die Besorgnisse der Protestanten zu rechtfertigen, war der böhmische Aufstand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmischen Throne zu verschließen, ergriff man die Waffen schon unter Matthias; doch so lange dieser Kaiser lebte, wollte man sich in den Schranken einer scheinbarn Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiser nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien schoss Geld zur Rüstung her, und versprach Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu schicken. Zum Generalissimus ernannte man den Grafen von Boucquoi, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein anderer Ausländer, kommandirte unter seinen Befehlen. Ehe sich diese Armee in Bewegung setzte, versuchte der Kaiser den Weg der Güte durch ein vorausgeschicktes Manifest. In diesem erklärte er den Böhmen: „daß der Majestätsbrief ihm

heilig sey, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beschloffen, daß selbst seine jegige Rüstung ihm durch die übrige sey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von sich lege, würde auch Er sein Heer verabschieden.“ Aber dieser gnädige Brief verfehlte seine Wirkung — weil die Häupter des Auf-
 ruhrs für rathsam fanden, den guten Willen des Kaisers dem Volke zu verhergen. Anstatt desselben verbreiteten sie auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigsten Gerüchte, und lieffen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe existirten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreyer Städte, Budweis, Krumman und Pilsen, nahm Theil an dem Aufruhr. Diese drey Städte, größtentheils katholisch, hatten allein den Muth, bey diesem allgemeinen Abfalle dem Kaiser getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe versprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drey Plätze von solcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu lassen, die den kaiserlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit schneller Entschlossenheit erschien er vor Budweis und Krumman, und hoffte beyde Plätze durch Schrecken zu überwäl-
 tigen. Krumman ergab sich ihm, aber von Budweis wurden alle seine Angriffe standhaft zurückgeschlagen.

Und nun fing auch der Kaiser an, etwas mehr Ernst und Thätigkeit zu zeigen. B o u c q u o i und D a m-

aber etwas weit Wichtigeres — sich selbst — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors, oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrißten ihm unklug die Aufsicht über das Tode, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihm übrig blieb, und kränkten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph dem Zweyten erpreßt hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu Gute; bloß für die Unterthanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreyheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Diesen allein wurde die Freyheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren protestantischen Gottes-

gen, und ein glücklicher Zufall setzte sie in Stand, dieselben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernst von Mansfeld, der Sohn eines verdienstvollen österreichischen Dieners, Ernst von Mansfeld, der die spanische Armee in den Niederlanden eine Zeitlang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das österreichische Haus in Deutschland zu demüthigen. Er selbst hatte dem Dienste dieses Hauses seine ersten Feldzüge gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds, in Fälsch und im Elsaß, gegen die protestantische Religion und die deutsche Freyheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundsätze dieser Religion gewonnen, verließ er einen Chef, dessen Eigennutz ihm die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete der evangelischen Union seinen Eifer und einen siegreichen Degen. Es fügte sich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beystand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mansfeld bekam den Auftrag, ein Heer von 4000 Mann, zum Gebrauch und auf Kosten des Herzogs, in Deutschland bereit zu halten. Dieses Heer stand eben marschfertig da, als das Kriegsglück in Böhmen aufblühte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verstärkung bedurfte, überließ es der Union zu freyem Gebrauche. Nichts konnte dieser willkommen seyn, als

ihren Bundesgenossen in Böhmen auf fremde Kosten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mannsfeld Befehl, diese 4000 Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmische Bekleidung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber seiner Rüstung verbergen.

Dieser Mannsfeld zeigte sich jetzt in Böhmen, und faßte durch Einnahme der festen und kaiserlich gesinnten Stadt Pilsen in diesem Königreiche festen Fuß. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Sukkurs aufgerichtet, den die schlesischen Stände ihnen zu Hülfe schickten. Zwischen diesen und den kaiserlichen Truppen kam es nun zu wenig entscheidenden, aber desto verheerendern Gefechten, welche einem ernstlichen Kriege zum Vorspiele dienten. Um die Lebhaftigkeit seiner Kriegsoperationen zu schwächen, unterhandelte man mit dem Kaiser, und ließ sich sogar die angebotene sächsische Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweisen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiser von der Scene.

Was hatte Matthias nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz seines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron Rudolphs durch ein Verbrechen zu besteigen, um ihn so schlecht zu besitzen, und mit so wenig Ruhm zu verlassen? So lange Matthias König war, büßte er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre

früher sie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit seiner Krone verschärzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbstthätigkeit noch übrig ließ, hielt seine eignen Agnaten unter einem schimpflichen Zwange. Krank und kinderlos sah er die Aufmerksamkeit der Welt einem stolzen Erben entgegeneilen, der ungedultig dem Schicksale vorgriff, und in des Greisen absterbender Regierung schon die seinige eröffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutschen Hauses Oesterreich so gut als erloschen; denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderlose und schwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber seine nähern Rechte auf diese Erbschaft an die Gräzische Linie abgetreten hatte. Auch das spanische Haus hatte sich in einem geheimen Reversé aller seiner Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen zum Vortheile des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgische Stamm in Deutschland frische Zweige treiben, und die ehemalige Größe Oesterreichs wieder aufleben sollte.

Ferdinand hatte den jüngsten Bruder Kaiser Maximilians des Zweyten, Erzherzog Karl von Krain, Kärnthens und Steyermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzessin von Bayern. Da er den ersten schon im zwölften Jahre verlor, so übergab ihn

die Erzherzogin der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsätze er aus dem Umgange eines Fürsten schöpfen mußte, der sich Andachts wegen der Regierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre, und die Verwirrung in ihren Landen; auf der andern den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionsseifer seiner Beherrscher; zwischen diesen beyden Mustern ließ man ihn wählen.

In dieser Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Bayern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung seiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnten und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungseides die Bestätigung ihrer Religionsfreyheit forderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreyheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert, und auch wirklich geleistet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolstadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif schien. Ehe Ferdinand mit derselben ans Licht trat, holte er erst

selbst in Person zu Loreto die Gnade der Jungfrau Maria, und zu den Füßen Clemens des Achten in Rom den apostolischen Segen.

Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Protestantismus aus einem Distrikte zu vertreiben, wo er die überlegene Anzahl auf seiner Seite hatte, und durch eine förmliche Duldungsakte, welche Ferdinands Vater dem Herren- und Ritterstande dieser Länder bewilligt hatte, gesetzmäßig geworden war. Eine so feyerlich ausgestellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Jüdling der Jesuiten schreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beispiel der übrigen, sowol katholischen als protestantischen, Reichsstände, welche das Reformationsrecht in ihren Ländern ohne Widerspruch ausgeübt, und die Mißbräuche, welche die steyerischen Stände von ihrer Religionsfreyheit gemacht hatten, mußten dieser Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten positiven Gesetzes glaubte man ohne Scheu das Gesetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bey dieser ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewundernswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit. Ohne Geräusch, und man darf hinzusetzen, ohne Grausamkeit, unterdrückte er den protestantischen Gottesdienst in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieses

gefährvolle Werk zum Erstaunen des ganzen Deutschlands vollendet.

Aber indem die Katholischen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Protestanten an, sich gegen ihn, als ihren gefährlichsten Feind, zu rüsten. Nichts desto weniger fand das Gesuch des *M a t t h i a s*, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlstaaten Oesterreichs keinen oder nur einen sehr geringen Widerspruch, und selbst die Böhmen krönten ihn, unter sehr annehmliehen Bedingungen, zu ihrem künftigen Könige. Später erst, nachdem sie den schlimmen Einfluß seiner Rathschläge auf die Regierung des Kaisers erfahren hatten, wachten ihre Besorgnisse auf; und verschiedene handschriftliche Aufsätze von ihm, die ein böser Wille in ihre Hände spielte, und die seine Gesinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht aufs Höchste. Besonders entrüstete sie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieser Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verschrieben hatte, ohne die Nation erst zu hören, ohne die Wahlfreyheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche sich dieser Prinz durch seine Reformation in Steyermark unter den Protestanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bey den Böhmen die schlimmsten Dienste; und besonders zeigten sich einige dahin geflüchtete steyermärkische Emigranten, welche ein nach

erfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geschäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In so widriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmische Nation, als Kaiser Matthias ihm Platz machte.

Ein so schlimmes Verhältniß zwischen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bey der ruhigsten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie viel mehr aber jetzt, im vollen Feuer des Aufstands, jetzt, da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte, und in den Zustand des natürlichen Rechts zurückgetreten war, jetzt, da sie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeistertes Selbstvertrauen in ihr erwacht, ihr Muth durch die glücklichsten Erfolge, durch fremde Beystandsversprechungen und schwindlige Hoffnungen zur festesten Zuversicht erhoben war. Ueineigedenk des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für oblig. angebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anschein vorhanden, und wollte sich Ferdinand im Besiz der böhmischen Krone sehen, so hatte er die Wahl, sie entweder mit Allem dem zu erkaufen, was eine Krone wünschenswerth macht; oder mit dem Schwerte in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln sie erobern? Auf welches seiner Länder er seine Augen kehrte, stand

Alles in hellen Flammen. Schlesien war in den böhmischen Aufstand zugleich mit hineingerissen; Währen war im Begriffe, diesem Beispiele zu folgen. In Ober- und Unterösterreich regte sich, wie unter Rudolph, der Geist der Freyheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Ueberfalle; eine geheimnißvolle Rüstung der Türken erschreckte alle östlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängniß vollkommen würde, so mußten auch; von dem allgemeinen Beispiele geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend; in den meisten hatten sie die Einkünfte im Besitze, mit denen Ferdinand seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlingmüthen hatten Muth; die eine Hälfte von Deutschland winkte dem Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausschlag; spanische Hülfe stand noch in fernem Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreißen.

Was er auch jezt, von dem harten Gesez der Noth unterjocht, den böhmischen Rebellen anbietet — alle seine Vorschläge zum Frieden werden mit Uebermuth verschmäht. An der Spiz eines Heers zeigt sich der Graf von Thurn schon in Währen, die

einzig noch wankende Provinz zur Entscheidung zu bringen. Die Erscheinung der Freunde gibt den mährischen Protestanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freywillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachsend in seinem Laufe, stürzt der Rebellenstrom in Oberösterreich, wo eine gleichgesinnte Partey ihn mit freudigem Beyfalle empfängt. „Kein Unterschied der Religion soll mehr seyn, gleiche Rechte für alle christliche Kirchen! — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande geworden werde, die Böhmern zu unterdrücken. Dieses suche man auf, und bis nach Jerusalem werde man den Feind der Freyheit verfolgen.“ — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern sich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Grätz, wo sie ihm nicht mehr sicher waren, nach Tyrol geflüchtet; er selbst erwartete in seiner Kaiserstadt den Aufbruch. Eine Handvoll Soldaten war Alles, was er dem wüthenden Schwarme entgegenstellen konnte. Diesen Wenigen fehlte der gute Wille; weil es an Sold und selbst an Brod fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partey der Protestanten, jeden Augenblick bereit, sich an die Böhmern anzuschließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen schon Truppen ge-

gen ihn zusammen. Schon sah der protestantische Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloster eingesperrt, seine Staaten getheilt, seine Kinder protestantisch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut, und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die böhmischen Kugeln flogen in die kaiserliche Burg, wo sechszehn österreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürzten, und zu einer Consöderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu ertrocken strebten. Einer von diesen ergriff ihn bey den Knöpfen seines Wamms. „Ferdinand!“ schraubte er ihn an: „wirfst Du unterschreiben?“

„Wem hätte man es nicht verziehen, in dieser schrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu seyn, als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riefen Männer — zu dieser katholische Priester. Verließ er die Stadt, so fiel sie in Feinde's Hände; mit Wien war Oesterreich, mit Oesterreich der Kaisersithron verloren. Ferdinand verließ seine Hauptstadt nicht, und wollte eben so wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den deputirten Baronen, als auf Einmal Trompetenschall den Burggelaß erfüllte. Unter den Anwesenden wechseln

Furcht und Erstaunen — ein erschreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verschwindet. Viele von Adel und der Bürgerschaft hörte man eifertig in das Thurnische Lager fliehen. Diese schnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierre'scher Kürassiere, welches in diesem wichtigen Augenblicke in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Fußvolf nach; viele katholische Bürger, durch diese Erscheinung mit neuem Muth belebt, und die Studierenden selbst, ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die so eben aus Böhmen einlief, vollendete seine Errettung. Der niederländische General Bouequet hatte den Grafen Mansfeld bey Budweis auf's Haupt geschlagen, und war im Anzuge gegen Prag. Eifertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptstadt zu entsetzen.

Und jetzt waren auch die Päpste wieder frei, die der Feind besetzt gehalten, um Ferdinand den Weg nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für seinen ganzen Plan wichtig war, den deutschen Thron zu besterzen, so war es jetzt um so wichtiger, da seine Ernennung zum Kaiser das unverdächtigste und entscheidendste Zeugniß für die Würdigkeit seiner Person und die Gerechtigkeit seiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beystande des Reichs Hoffnung machte. Aber dieselbe Rahale, welche ihn in seinen Erbstaaten verfolgte, arbeitete ihm

auch bey seiner Bewerbung um die Kaiserwürde entgegen. Kein österreichischer Prinz sollte den deutschen Thron mehr besteigen, am wenigsten aber Ferdinand, der entschlossene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jesuiten. Dieses zu verhindern, hatte man noch bey Lebzeiten des Matthias dem Herzoge von Bayern, und nach der Weigerung desselben dem Herzoge von Savoyen die Krone angetragen. Da man mit dem Letztern über die Bedingungen nicht so leicht einig werden konnte, so suchte man wenigstens die Wahl aufzuhalten, bis ein entscheidender Streich in Böhmen oder Oesterreich alle Hoffnungen Ferdinands zu Grunde gerichtet, und ihn zu dieser Würde unfähig gemacht hätte. Die Unirten ließen nichts unversucht, Chursachsen, welches an das österreichische Interesse gefesselt war, gegen Ferdinand einzunehmen, und diesem Hofe die Gefahr vorzustellen, womit die Grundsätze dieses Fürsten und seine spanischen Verbindungen die protestantische Religion und die Reichsverfassung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiserthron, stellten sie weiter vor, würde sich Deutschland in die Privatangelegenheiten dieses Prinzen verflochten sehen, und die Waffen der Böhmen gegen sich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeschrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen; und seine Churstimme, mit vergeblichem Wider-

sprache der böhmischen Stände, für gültig erkannt. Die drei geistlichen Churstimmen waren sein, auch die sächsische war ihm günstig, die Brandenburgische nicht entgegen, und die entschiedenste Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiser. So sah er die zweifelhafteste von allen seinen Kronen zuerst auf seinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er schon unter seine gewissen Besitzungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Fast alle seine deutschen Erbländer hatten sich unterdessen in einer allgemeinen furchtbarn Rynsöderation mit den Böhmen vereinigt, deren Troß jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. August 1619 erklärten sie den Kaiser, auf einer Reichsversammlung, für einen Feind der böhmischen Religion und Freiheit, der durch seine verderblichen Rathschläge den verstorbenen König gegen sie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen gesendet, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verspottung ihrer Volksmajestät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verschrieben hatte, aller Ansprüche auf ihre Krone verlustig, und schritten ohne Aufschub zu einer neuen Wahl. Da Protestanten diesen Ausspruch thaten, so konnte diese Wahl nicht wohl auf einen katholischen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Bayern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere

Religionshaß, welcher die Evangelischen und Reformirten unter einander selbst entzweyete, machte eine Zeitlang auch die Wahl eines protestantischen Königs schwer, bis endlich die Feinheit und Thätigkeit der Calvinisten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieser Würde in Vorschlag kamen, hatte sich Churfürst Friedrich der Fünfte von der Pfalz die gegründetsten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bey welchem das Privatinteresse einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch so viele Staatsvorteile gerechtfertigt zu werden schienen. Friedrich der Fünfte war von einem freyen und aufgeweckten Geiste, vieler Herzengüte, einer königlichen Freugebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutschland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote standen, ein naher Anverwandter des Herzogs von Bayern, ein Eidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterstützen konnte. Alle diese Vorzüge wurden von der Calvinistischen Partey mit dem besten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsversammlung zu Prag erwählte Friedrich den Fünften unter Gebet und Freudenthränen zum Könige.

Alles was auf dem Prager Reichstage geschah, war ein vorbereitetes Werk, und Friedrich selbst war

bey der ganzen Verhandlung zu thätig gewesen, als daß
 er von dem Antrage der Böhmen hätte überrascht wer-
 den sollen. Dennoch erschreckte ihn der gegenwärtige
 Glanz dieser Krone, und die zweyfache Größe des Ver-
 brechens und des Glücks brachte seinen Kleinmuth zum
 Zittern. Nach der gewöhnlichen Art schwacher Seelen
 wollte er sich erst durch fremdes Urtheil zu seinem Vor-
 haben stärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn,
 wenn es gegen seine Leidenschaft ausfiel. Sachsen und
 Bayern, wo er Rath verlangt hatte, alle seine Mit-
 churfürsten, Alle, welche diese Unternehmung mit sei-
 nen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor
 dem Abgrunde, in den er sich stürzte. Selbst König
 Jakob von England wollte seinem Eidam lieber eine
 Krone entrißten sehen, als die geheiligte Majestät
 der Könige durch ein so schlimmes Beyspiel verletzen hel-
 fen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit ge-
 gen den verführerischen Glanz einer Königskrone? Im
 Augenblicke ihrer höchsten Kräftäußerung, wo sie den
 geheiligten Zweig eines zweyhundertjährigen Regenten-
 geschlechts von sich selbst, wirft sich ihm eine freye Na-
 tion in die Arme; auf seinen Muth vertrauend, wählt
 sie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des
 Ruhms und der Freyheit; von ihm, ihrem gebornen
 Beschützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz
 und Schirm gegen ihren Verfolger — soll er Kleinmüthig
 seine Furcht bekennen, soll er feigherzig Religion und

Freiheit verrathen? Eben diese Religion zeigt ihm die Ueberlegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwey Dritteile der österreichischen Macht gegen Oesterreich bewaffnet, und einen streitbaren Bundesgenossen von Siebenbürgen aus bereit, den schwachen Ueberrest dieser Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen sollten seinen Ehrgeiz nicht wecken? diese Hoffnungen seinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelassenen Nachdenkens, würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wägesstücks und den geringen Werth des Preises zu zeigen — aber die Aufmunterung sprach zu seinen Sinnen, und die Warnung nur zu seiner Vernunft. Es war sein Unglück, daß die zunächst ihn umgebenden und hörbarsten Stimmen die Partey seiner Leidenschaft nahmen. Diese Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeize und der Gewinnsucht aller seiner Pfälzischen Diener ein unermessliches Feld der Befriedigung. Dieser Triumph seiner Kirche mußte jeden Calvinischen Schwärmer exhilariren. Konnte ein so schwacher Kopf den Vorspiegelungen seiner Räte widerstehen, die seine Hülfsmittel und Kräfte eben so unmaßig übertrieben, als sie die Macht des Feindes heruntersetzten? den Aufforderungen seiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatischen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Astrologische Trümmereien erfüllten seinen

Kopf mit schimärischen Hoffnungen; selbst durch den unwiderstehlichen Mund der Liebe bestürmte ihn die Versuchung. „Konntest du dich vermessen,“ sagte die Churfürstinn zu ihm, „die Hand einer Königs Tochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freywillig dir entgegenbringt? Ich will lieber Brot essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem churfürstlichen Tische schmelgen.“

Friedrich nahm die böhmische Krone. Mit beispiellosem Pompe geschah zu Prag die königliche Krönung; die Nation stellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eignes Werk zu ehren. Schlessen und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beispiele des Hauptstaats, und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Uebertung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutsche Staaten, erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich schickte sich nun an, seinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war seine größte Hoffnung gerichtet. Dieser furchtbare Feind Oesterreichs und der katholischen Kirche, nicht zufrieden mit seinem Fürstenthume, das er seinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Bathori, mit Hilfe der Türken entriffen hatte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, sich auf Unkosten der Oesterrei-

tischen Prinzen zu vergrößern, die sich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oesterreich war mit den böhmischen Rebellen verabredet, und vor der Hauptstadt sollten beyde Heere zusammenstoßen. Unterdessen verbarg Bethlen Gabor unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsrüstung, und versprach voll Arglist dem Kaiser, durch eine verstellte Hülfsleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf Einmal aber stand er als Feind in Ober-Ungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüstung; Alles unterwarf sich; zu Preßburg empfing er die ungarische Krone. Des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptstadt. Eilfertig rief er den General Boucquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiserlichen zog die böhmische Armee zum zweyten Male vor Wien. Durch 12000 Siebenbürgen verstärkt, und bald darauf mit dem siegreichen Heere Bethlen Gabor's vereinigt, drohte sie aus's Neue, diese Hauptstadt zu übermächtigen. Alles um Wien ward verwüstet, die Donau gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten, die Schrecken des Hungers stellten sich ein. Ferdinand, den diese dringende Gefahr eiligt in seine Hauptstadt zurückgeführt hatte, sah sich zum zweyten Male am Rande des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hause; ein Verlust in Ungarn

rief Bethlen Gabor zurück; zum zweyten Male hatte das Glück den Kaiser gerettet.

In wenigen Wochen änderte sich nun Alles, und durch seine staatskluge Thätigkeit verbesserte F e r d i n a n d seine Sache in eben dem Maße, als F r i e d r i c h die seinige durch Saumseligkeit und schlechte Maßregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederösterreich wurden durch Bestätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die Wenigen, welche anblieben, der beleidigten Majestät und des Hochverraths schuldig erklärt. So faßte der Kaiser in einem seiner Erblande wieder festen Fuß, und zugleich wurde Alles in Bewegung gesetzt, sich auswärtiger Hülfe zu verschern. Schon bey der Kaiserwahl zu Frankfurt war es ihm durch mündliche Vorstellungen gelungen, die geistlichen Churfürsten, und zu München den Herzog Maximilian von Bayern für seine Sache zu gewinnen. Auf dem Raththeile, den die Union und die Ligue an dem böhmischen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausschlag dieses Krieges, das Schicksal Friedrichs und des Kaisers. Dem ganzen protestantischen Deutschland schien es wichtig zu seyn, den König von Böhmen zu unterstützen; den Kaiser nicht unterliegen zu lassen, schien das Interesse der katholischen Religion zu erheischen. Siegten die Protestanten in Böhmen, so hatten alle katholischen Prinzen in Deutschland für ihre Besitzungen zu zittern; unterlagen sie, so konnte der Kaiser

dem protestantischen Deutschland Gesetze vorschreiben. Ferdinand setzte also die Ligue, Friedrich die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtschaft und persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser, seinen Schwager, mit dem er in Ingolstadt aufgewachsen war, Eifer für die katholische Religion, die in der augenscheinlichsten Gefahr zu schweben schien, die Eingebungen der Jesuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewogen den Herzog von Bayern und alle Fürsten der Ligue, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem, mit dem Letztern geschlossenen, Vertrage, welcher ihm den Ersatz aller Kriegskosten und aller erlebenden Verluste versicherte, übernahm Maximilian mit uneingeschränkter Gewalt das Kommando der liguistischen Truppen, welche dem Kaiser gegen die böhmischen Rebellen zu Hülfe eilen sollten. Die Häupter der Union, anstatt diese gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiser zu hintertreiben, wendeten vielmehr Alles an, sie zu beschleunigen. Konnten sie die katholische Ligue zu einem erklärten Antheile an dem böhmischen Kriege veranlassen, so hatten sie sich von allen Mitgliedern und Mäkten der Union das Nämliche zu versprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholiken gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwählten also den bedenklichen Zeitpunkt der böhmischen Unruhen, eine

Abstellung aller bisherigen Beschwerden und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholischen zu fordern. Diese Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefaßt war, richteten sie an den Herzog von Bayern, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine schnelle unbedingte Erklärung. Maximilian mochte sich nun für oder wider sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht: seine Nachgiebigkeit beraubte die katholische Partey ihres mächtigsten Beschützers; seine Widersehung bewaffnete die ganze protestantische Partey, und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen sie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch so viele andere Beweggründe ohnehin auf die entgegengesetzte Seite gezogen, nahm die Auforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Während, daß Bayern und die Ligue sich für den Kaiser bewaffneten, wurde auch mit dem spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die schläfrige Politik des Ministeriums diesem Gesuche entgegensetzte, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf von Rhenhüller, glücklich. Außer einem Geldvorschuße von einer Million Gulden, welche man diesem Hofe nach und nach zu entlocken wußte, ward noch zugleich ein Angriff auf die untere Pfalz, von den spanischen Niederlanden aus, beschlossen.

Indem man alle katholischen Mächte in das Bünd-

niß zu ziehen suchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündnisse der Protestantischen auf das Nachdrücklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Churfürsten von Sachsen und mehreren evangelischen Ständen die Besorgnisse zu benehmen, welche die Union. ausgestreut hatte, daß die Rüstung der Ligue darauf abgesehen sey, ihnen die sekularisirten Stifter wieder zu entreißen. Eine schriftliche Versicherung des Gegentheils beruhigte den Churfürsten von Sachsen, den die Privateifersucht gegen Pfalz, die Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkaufte war, und der Verdruß, von den Böhmen bey der Königs- wahl übergangen worden zu seyn, ohnehin schon auf Oesterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutherische Fanatismus dem reformirten vergeben, daß so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Kalvinismus in den Rücken fliegen, und der römische Antichrist nur dem helvetischen Platz machen sollte.

Indem Ferdinand Alles that, seine mißlichen Umstände zu verbessern, unterließ Friedrich nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein ansehnliches enges Bündniß mit dem Fürsten von Siebenbürgen, dem offenbaren Allirten der Psorte, ärgerte er die schwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkosten der Christenheit seine eigne Vergrößerung suche, daß

er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein unbesonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Bilder die Papisten dieses Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeschlagene Erwartung der böhmischen Großen erkältete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beystandes stimmte ihre Zuversicht herab. Anstatt sich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete Friedrich seine Zeit in Ergellichkeiten; anstatt durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrößern, zerstreute er in unndhem theatralischen Prunkte und übel angewandter Freygebigkeit die Einkünfte seiner Länder. Mit sorglosem Leichtsinne bespiegelte er sich in seiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Bestreben, seiner Krone froh zu werden, vergaß er die dringendere Sorge, sie auf seinem Haupte zu befestigen.

So sehr man sich in ihm geirrt hatte, so unglücklich hatte sich Friedrich in seinen Erwartungen von auswärtigem Beystande verrechnet. Die meisten Mitglieder der Union trennten die böhmischen Angelegenheiten von dem Zwecke ihres Bundes; andere ihm ergebene Reichsstände fesselte blinde Furcht vor dem Kaiser. Churachsen und Hessenbarmstadt hatte Ferdinand für sich gewonnen; Niederösterreich, vor wo aus man eine nachdrückliche Diversion erwartete,

hatte dem Kaiser geschuldt, Bethlen Gabor li-
 nen Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Dänemark
 wußte der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzu-
 schlüßern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu
 beschäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, sich
 der spanischen Waffen zu erwehren; Venedig und Sa-
 voyen blieben unthätig; König Jakob von England
 wurde von der spanischen Arglist betrogen. Ein Freund
 nach dem andern zog sich zurück, eine Hoffnung nach
 der andern verschwand — So schnell hatte sich Alles
 in wenigen Monaten verändert!

Indessen versammelten die Häupter der Union
 eine Kriegsmacht; der Kaiser und die Ligue thaten
 ein Gleiches. Die Macht der letztern stand unter
 Maximilians Fahnen bey Donauwerth versam-
 melt; die Macht der Unirten bey Ulm, unter dem
 Markgrafen von Anspach. Der entscheidende Au-
 genblick schien endlich herbegekommen zu seyn, der
 diese lange Zwistigkeit durch einen Hauptstreich endi-
 gen, und das Verhältniß beyder Kirchen in Deutsch-
 land unwiderruflich bestimmen sollte. Aengstlich war
 auf beyden Seiten die Erwartung gespannt. Wie
 sehr aber ersaunte man, als auf Einmal die Bot-
 schaft des Friedens kam, und beyde Armeen ohne
 Schwertschlag auseinandergingen!

Frankreichs Dazwischenkunft hatte diesen Frieden
 bewirkt, welchen beyde Theile mit gleicher Bereitwil-

ligkeit umfaßten. Das französische Ministerium, durch
 keinen Heinrich den Großen mehr geleitet, dessen
 Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage
 des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürch-
 tete jetzt das Wachsthum des österreichischen Hauses
 viel weniger, als die Machtvergrößerung der Kalvi-
 nisten, wenn sich das Pfälzische Haus auf dem böhmischen
 Throne behaupten sollte. Mit seinen eignen
 Calvinisten eben damals in einen gefährlichen Streit
 verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit,
 als die protestantische Faction in Böhmen so schnell
 als möglich unterdrückt zu sehen, ehe die Faction der
 Hugenotten in Frankreich sich ein gefährliches Muster
 daran nähme. Um also dem Kaiser gegen die Böh-
 men geschwind freye Hände zu machen, stellte es sich
 zwischen der Union und Ligue als Mittelsperson dar,
 und verglich jenen unerwarteten Frieden, dessen wich-
 tigster Artikel war, „daß die Union sich jedes An-
 theils an den böhmischen Handeln begeben, und den
 Beystand, welchen sie Friedrich dem Fünften
 leisten würde, nicht über die Pfälzischen Länder des-
 selben erstrecken sollte.“ Maximilians Entschlos-
 senheit, und die Furcht, zwischen den ligistischen Trup-
 pen und einem neuen kaiserlichen Heere, welches aus
 den Niederlanden im Anmarsch war, ins Gedränge
 zu gerathen, bewog die Union zu diesem schimpflichen
 Frieden.

Die ganze Nacht Bayerns und der Ligne stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmische Vergleich ihrem Schicksale überließ. Schneller, als das Gerücht den Vortgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien Maximilian in Oberösterreich, wo die bestürzten Stände, auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaisers mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkaufen. In Niederösterreich zog der Herzog die niederländischen Truppen des Grafen von Boucquoi an sich, und diese kaiserlichbayerische Armee, nach ihrer Vereinigung zu funfzigtausend Mann angewachsen, drang ohne Zeitverlust in das böhmische Gebiet. Alle böhmischen Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her; alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu thun, wurden mit stürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freymüthig ihre Thore; nichts hinderte den reißenden Lauf Maximilians. Weichend zog sich die böhmische Armee, welche der tapfere Fürst Christian von Anhalt kommandirte, in die Nachbarschaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, rechtfertigte diese Schnelligkeit des Herzogs, und versicherte ihm

den Sieg. Nicht 30,000 Mann hatte Friedrich beysammen; 8000 hatte der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, 10,000 Ungarn ließ Bethlen Gabar zu seinen Fahnen stoßen. Ein Einfall des Churfürsten von Sachsen in die Lausitz hatte ihm alle Hülfe abgeschnitten, welche er von diesem Lande und von Schlesiens her erwartete, die Beruhigung Oesterreichs alle, welche er sich von dorthier versprach. Bethlen Gabar, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiser verrathen. Nichts blieb ihm übrig, als seine Böhmen, und diesen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Muth. Die böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruss gegen deutsche Generale zurückgesetzt, Graf Mansfeld blieb, von dem böhmischen Hauptlager getrennt, in Pilsen zurück, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Nothwendigste fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die schlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmanne Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich Friedrich in dem Lager, den Muth der Soldaten durch seine Gegenwart, die Nachseherung des Adels durch sein Beispiel zu ermuntern.

Auf dem weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, sich zu verschänzen, als von der vereinigten kaiserlichbayrischen Armee (am 8ten November 1620) der Angriff geschah. Am Anfange des Treff-

senß wurden einige Vortheile von der Reiteren des Prinzen von Anhalt erfochten; aber die Uebermacht des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Bayern und Wallonen vor, und die ungarische Reiteren war die erste, welche den Rücken wandte. Das böhmische Fußvolk folgte bald ihrem Beispiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen; kaum etliche Hundert von den Kaiserlichen und Ligisten. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Friedrich saß zu Prag bey der Mittagstafel, als seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschließen ließ. Vermuthlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl bestellte. Ein Eilbothe zog ihn endlich vom Tische, und von dem Walle herab zeigte sich ihm die ganze schreckliche Scene. Um einen überlegten Entschluß zu fassen, erbat er sich einen Stillstand von 24 Stunden; achte waren Alles, was der Herzog ihm bewilligte. Friedrich benutzte sie, sich mit seiner Gemahlinn und den Vornehmsten der Armee des Nachts aus der Hauptstadt zu flüchten. Die Flucht geschah mit solcher Eilfertigkeit, daß der Kurfürst von Anhalt seine geheimsten Papiere, und Friedrich

seine Krone zurückließ. „Ich weiß nun, wer ich bin,“ sagte dieser unglückliche Fürst zu denen, welche ihm Trost zusprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind.“

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Friedrichs Kleinmuth es aufgab. Mannsfeids fliegendes Kommando stand noch in Pilsen, und hatte die Schlacht nicht gesehen. Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick sich feindselig erklären, und die Macht des Kaisers nach der ungarischen Grenze abrufen. Die geschlagenen Böhmern konnten sich erholen, Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle diese Hoffnungen verschwanden vor der gegenwärtigen Furcht. Friedrich fürchtete den Unbestand der Böhmern, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen.

Thurn und die in gleicher Verdamniß mit ihm waren, fanden es eben so wenig rathsam, in den Mauern von Prag ihr Schicksal zu erwarten. Sie entwichen nach Währen, um halb darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. Friedrich entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Churfürsten von Brandenburg, und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bey Prag hatte das ganze Schicksal

Böhmen entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das Nämliche thaten die Schlesier und Mährer. Drey Monate ließ der Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung über das Vergangene aufstellte. Viele von denen, welche im ersten Schrecken flüchtig geworden, zeigten sich, voll Vertrauen auf diese scheinbare Mäßigung, wieder in der Hauptstadt. Aber am Einem Tage und zu derselben Stunde brach das Ungewitter aus. Achtundvierzig der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Kommission gezogen, die aus gebornen Böhmen und Oesterreichern niedergesetzt war. Siebenundzwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abwesenden wurden vorgeladen, zu erscheinen, und da keiner sich meldete, als Hochverräther und Beleidiger der katholischen Majestät zum Tode verurtheilt, ihre Güter confiscirt, ihre Namen an den Galgen geschlagen. Auch die Güter schon verstorbenen Rebellen zog man ein. Diese Tyranney war zu ertragen, weil sie nur einzelne Privatpersonen traf, und der Raub des Einen den Andern bereicherte; desto schmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterschied über das ganze Königreich erging. Alle protestantische Prediger wurden des Landes verwiesen; die Böhmisches sogleich, etwas

später die Deutschen. Den Majestätsbrief durchschnitt Ferdinand mit eigener Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsbuldung gegen die Protestanten in dem Königreiche aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche sich der Kaiser gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, untersagte er sich gegen ihre politische Konstitution, und indem er ihnen die Freyheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, sich selbst zu tödten.

Der Sieg auf dem weißen Berge setzte Ferdinand in den Besitz aller seiner Staaten; ja, er gab sie ihm sogar mit einem größern Gewalt zurück, als sein Vorgänger darin besessen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleistet wurde, und kein Majestätsbrief seine landesherrliche Hoheit mehr beschränkte. Das Ziel aller seiner gerechten Wünsche war also erfüllt, und über alle seine Erwartungen.

Jetzt konnte er seine Bundesgenossen entlassen, und seine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wann er auch nichts als gerecht war; wann er großmüthig und gerecht war, so wars auch die Strafe. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend heruhte auf dem Entschlusse, den er faßte. Nie lag eine so große Entscheidung in eines Menschen Hand; nie füßte eines Menschen Verblendung so viel Verderben.

Z w e i t e s B u c h.

Der Entschluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, gab dem Kriege eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Exekutionszuge gegen Rebellen ward ein deutscher und bald ein europäischer Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des deutschen Reichs und die Vorrechte seiner Glieder unter Katholiken und Protestanten vertheilt waren, so durfte jede Parthei nur ihre eigenthümlichen Vortheile suchen, nur in staatskluger Eintracht zusammenhalten, um ihrer Gegenparthei gewachsen zu bleiben. Wenn die Katholische die überlegene Zahl für sich hatte, und von der Reichsconstitution mehr begünstigt war, so besaß die protestantische eine zusammenhängende Strecke vollenreicher Länder, streitbare Fürsten, einen kriegerischen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsfürsten,

die Herrschaft des Meers, und auf den schlimmsten Fall einen zuverlässigen Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholische Spanien und Italien zu ihrem Beystande bewaffnen konnte, so öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkische Macht zu schneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drey geistlichen Stimmen im Churfürstenrathe drey bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Churfürsten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oesterreich, war die Kaiserwürde eine Fessel, wenn die protestantischen Reichsstände ihre Wichtigkeit zu benutzen verstanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausschlag des Kriegs, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältnisse zerrissen leider! das allgemeine politische Band, welches die protestantischen Reichsglieder zusammenhalten sollte. Der große Zeitpunkt fand nur mittelmäßige Geister auf der Bühne, und unbequemt blieb der entscheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einsicht, Muth und Entschlossenheit fehlte.

Das Verdienst seines Ahnherrn Moritz, der Umfang seiner Länder, und das Gewicht seiner Stimme, stellten den Churfürsten von Sachsen an die Spitze des protestantischen Deutschlands. Von dem Entschlusse,

den dieser Prinz faßte, hing es ab, welche von beyden streitenden Parteyen den Sieg behalten sollte; auch war Johann Georg nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieses wichtige Verhältniß verschaffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiser und für den protestantischen Bund, vermied er sorgfältig, sich an einen von beyden ganz zu verschrenken, und durch eine unwiderrüßliche Erklärung sich entweder der Dankbarkeit des Kaisers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieses Fürsten zu gewinnen waren. Unangesteckt von dem Schwindel ritterlicher oder religiöser Begeisterung, welcher einen Souverain nach dem andern dahintrifft, Krone und Leben an das Glücksspiel des Kriegs zu wagen, strebte Johann Georg dem solidern Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen; daß er der Vergrößerung seines Hauses die Errettung des Vaterlands nachgesetzt; daß er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange bloßgestellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn sie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache, als ein unzuverlässiger Freund nicht viel weniger geschadet habe, als ihre erklärtesten Feinde: so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georgs weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn, dieser weisen Politik unge-

achtet, der sächsischen Landmann, wie jeder andere, über die Gräuelt der kaiserlichen Durchzüge seufzte; wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie Ferdinand seinen Bundesgenossen täuschte, und seiner Versprechungen spottete — wenn Johann Georg dieses endlich selbst zu bemerken glaubte — desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hinterging!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oesterreich, und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Churfürsten von Sachsen die Hände banden, so hielten Furcht vor Oesterreich, und Angst, seine Länder zu verlieren, den schwachen Georg Wilhelm von Brandenburg in weit schimpflichen Fesseln. Was man diesen beyden Fürsten zum Vorwurf machte, hätte dem Churfürsten von der Pfalz seinen Ruhm und seine Länder gerettet. Rasches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß französischer Rathschläge, und der verführerische Glanz einer Krone hatten diesen unglücklichen Fürsten zu einem Wagemuth hingeführt, dem weder sein Genie noch seine politische Verfassung gewachsen war. Durch Zertheilung seiner Lande und die schlechte Harmonie seiner Beherrscher wurde die Macht des pfälzischen Hauses geschwächt, welche, in einer einzigen Hand versammelt, den Ausschlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhafte machen können.

Eben diese Zerstückelung der Lande entkräftete auch das Fürstenhaus Hessen, und die Verschiedenheit der

Religion unterhielt zwischen Darmstadt und Kassel eine vererbliche Trennung. Die Linie Darmstadt, der Augsburgischen Konfession zugethan, hatte sich unter die Flügel des Kaisers geflüchtet, der sie auf Unkosten der reformirten Linie Kassel begünstigte. Während daß seine Religionsverwandten für Glauben und Freyheit ihr Blut versprichen, zog Landgraf Georg von Darmstadt Sold von dem Kaiser. Aber ganz seines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutschlands Freyheit gegen den furchtbarn Karl zu vertheidigen, erwählte Wilhelm von Kassel die Partey der Gefahr und der Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürsten unter Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der Erste, der seinen Heldenarm freywillig dem schwedischen Helden brachte, und Deutschlands Fürsten ein Beyspiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth sein Entschluß verrieth, so viel Standhaftigkeit zeigte seine Beharrung, so viel Tapferkeit seine Thaten. Mit kühner Entschlossenheit stellte er sich vor sein blutendes Land, und empfing einen Feind mit Spott, dessen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm ist es werth, neben dem heldenreichen Stamme der Ernestinen zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßli-

cher Fürst! Langsam, aber glorreich ging er auf.
 Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel
 stieg dein Helbengeist herab. Ein tapfres Geschlecht
 von Fürsten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch
 unsterbliche Thaten das Urtheil zu beschämen, das den
 Ehrhut von deinem Haupte stieß, durch aufgehäufte
 blutige Todtenopfer deinen jährenenden Schatten zu ver-
 söhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers
 ihnen rauben; aber nicht die patriotische Tugend, wor-
 durch du sie verwirktest, nicht den ritterlichen Muth, der,
 ein Jahrhundert später, den Thron seines Enkels wan-
 ken machen wird. Deine und Deutschlands Rache schloß
 ihnen gegen Habsburgs Geschlecht einen heiligen De-
 gen, und von einer Heldenhand zur andern erbt sich der
 unbefiegte Stahl. Als Männer vollführen sie, was
 sie als Herrscher nicht vermögen, und sterben einen
 glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Frey-
 heit. Zu schwach an Ländern, um mit eignen Heeren
 ihren Feind anzufallen, richten sie fremde Donner gegen
 ihn, und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutschlands Freyheit, aufgegeben von den mäch-
 tigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zu-
 rückfloß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen ver-
 theiligt, für welche sie kaum einen Werth besaß. Der
 Besitz von Ländern und Wärdern ertödtete den Muth;
 Mangel an beyden machte Helden. Wenn Sachsen,
 Brandenburg u. a. m. sich schüchtern zurückzogen, so

sah man die Anhalt, die Mansfeld, die Prinzen von Weimar u. a. ihr Blut in mörderischen Schlachten verschwenden. Die Herzoge von Pommern, von Mecklenburg, von Lüneburg, von Wirtemberg, die Reichsstädte in Oberdeutschland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen sich furchtsam dem Kampfe mit dem Kaiser, und beugten sich murrend unter seine zermalmende Hand.

Österreich und das katholische Deutschland hatten an dem Herzoge Maximilian von Bayern einen eben so mächtigen als staatsklugen und tapfern Beschützer. Im ganzen Laufe dieses Krieges einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwischen seinem Staatsvorteile und seiner Religion, nie Sklave Österreichs, das für seine Größe arbeitete und vor seinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Wärden und Länder, welche ihn belohneten, von einer bessern Hand, als der Willkür, zu empfangen. Die übrigen katholischen Stände, größten Theils geistliche Fürsten, zu unkriegerisch, um den Schwärmen zu widerstehen, die der Wohlstand ihrer Länder anlockte, wurden nach einander Opfer des Kriegs; und begnügten sich, im Kabinet und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem sie sich im Felde nicht zu stellen wagten. Alle, entweder Sklaven Österreichs oder Bayerns, wichen neben Maximilian

in Schatten zurück; erst in den Händen dieses Fürsten wurde ihre versammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche Karl der Fünfte und sein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beyden Sicilien, aus den weitläufigen Ost- und Westindischen Ländern unnatürlich zusammenzwangen, neigte sich schon unter Philipp dem Dritten und Vierten zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer schnellen Größe gebläht, sah man diese Monarchie an einer langsamen Zehrung schwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau, entzogen wurde. Die Westindischen Eroberungen hatten Spanien in Armuth gestürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längst mit dem Golde, das noch in den Schächten von Peru schlief. Indiens wegen hatte man die spanischen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das schimärische Projekt, die französische Thronfolge umzustossen, an einen verunglückten Angriff auf England verschwendet. Aber der Stolz dieses Hofes hatte den Zeitpunkt seiner Größe, der Haß seiner Feinde seine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken schien noch um die verlassene Höhle des Löwen zu schweben. Das Mißtrauen der Protestanten ließ dem Ministerium P h i l i p p s des Dritten die gefährliche Staatskunst seines Vaters, und bey den deutschen Katholiken bestand noch immer

das Vertrauen auf spanische Hülfe; wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Außerliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen diese Monarchie sich verblutete; und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil sie den hohen Ton ihrer goldnen Tage fortführte. Sklaven zu Hause und Fremdlinge auf ihrem eignen Throne, gaben die spanischen Schattennäbige ihren deutschen Verwandten Geseze; und es ist erlaubt, zu zweifeln, ob der Beystand, den sie leisteten, der schimpflichen Abhängigkeit werth war, womit die deutschen Kaiser denselben erkaufen mußten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwissenden Mönchen und räuberischen Günstlingen Europas Schicksal gesponnen. Aber auch in ihrem tiefsten Verfall mußte eine Macht furchtbar bleiben, die den ersten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus standhafter Politik, doch aus Gewohnheit demselben Staatssystem unverändert getreu blieb, die größte Armeen und treffliche Generale besaß, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolche der Banditen griff, und ihre öffentlichen Gesandten als Nordbrenner zu gebrauchen wußte. Was sie gegen drei Weltgegenden einbüßte, suchte sie gegen Osten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lange vorbereitete Anschlag gelang, zwischen den Alpen und dem Adriatischen Meere mit den Erblanden Oesterreichs zusammenzuschießen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten

hatte sich diese beschwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgesetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarten Souverains für ihre Besitzungen zittern machte. In der gefährlichsten Lage befand sich der Papst, den die spanischen Viceröyde zwischen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig sah sich zwischen dem österreichischen Tyrol und dem spanischen Mailand gepreßt; Savoyen kam zwischen eben diesem Lande und Frankreich ins Gedränge. Daher die wandelbare und zweydeutige Politik, welche seit Karls des Fünften Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Person, welche die Päpste vorstellten, erhielt sie schwankend zwischen zwey ganz widersprechenden Staatssystemen. Wenn der Nachfolger Petri in den spanischen Prinzen seine folgсамsten Eöhne, die standhaftesten Vertheidiger seines Stuhls verehrte, so hatte der Fürst des Kirchenstaats in eben diesen Prinzen seine schlimmsten Nachbarn, seine gefährlichsten Gegner zu fürchten. Wenn dem Erstem keine Angelegenheit näher ging, als die Protestanten vertilgt und die österreichischen Waffen siegreich zu sehen; so hatte der Letztere Ursache, die Waffen der Protestanten zu segnen; die seinen Nachbar außer Stand setzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpste mehr um ihre weltliche Macht, oder um ihre geistliche Herrschaft bekümmert waren; im Ganzen aber

richtete sich die römische Staatskunst nach der dringenden Gefahr — und es ist bekannt, wie viel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu bestimmen pflegt, als die Begierde, ein längst verlornes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich; wie sich der Statthalter Christi mit dem österreichischen Hause zum Untergange der Keger, und wie sich eben dieser Statthalter Christi mit eben diesen Keshern zum Untergange des österreichischen Hauses verschwören konnte. Bewundernswürdig verflochten ist der Faden der Weltgeschichte! Was möchte wol aus der Reformation — was aus der Freyheit der deutschen Fürsten geworden seyn, wenn der Bischof zu Rom und der Fürst zu Rom beständig Ein Interesse gehabt hätten?

Frankreich hatte mit seinem vortrefflichen Heinrich seine ganze Größe und sein ganzes Gewicht auf der politischen Wage Europas verloren. Eine stürmische Minderjährigkeit zernichtete alle Wohlthaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Minister, Geschöpfe der Gunst und Intrigue, zerstreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche Sully's Dekonomie und Heinrich's Sparsamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erschlichene Gewalt gegen innere Faktionen zu behaupten, mußten sie es aufgeben, das große Steuer Europas zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Deutschland gegen Deutschland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich

in Aufrühr, und Ludwig der Dreyzehnte tritt seine Volljährigkeit nur an, um seine eigne Mutter und seine protestantischen Unterthanen zu bekriegen. Diese, durch Heinrichs erleuchtete Politik in Fesseln gehalten, greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt, und von einigen unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehr, ziehen sich im Staat zu einem eignen Staat zusammen, und bestimmen die feste und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsmann, um durch eine weisse Toleranz diesen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte seines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, sieht sich Ludwig der Dreyzehnte bald zu dem erniedrigenden Schritte gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große Geldsummen zu erkaufen. So sehr ihn auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oesterreich zu unterstützen, so unthätig mußte Heinrichs des Vierten Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zusehen, glücklich genug, wenn sich die Kalvinisten in seinem Reiche ihrer Glaubensgenossen jenseits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein großer Geiß am Ruder des Staats würde die Protestanten in Frankreich zum Gehorsam gebracht, und ihren Brüdern in Deutschland die Freyheit ersochten haben; aber Heinrich der Vierte war nicht mehr, und erst Richelieu sollte seine Staatskunst wieder hervorrußen.

Indem Frankreich von der Höhe seines Ruhms wieder herunter sank, vollendete das freygewordene Holland den Bau seiner Größe. Noch war der begeisterte Mann nicht verraucht, der, von dem Geschlecht der *Dranier* entzündet, diese kaufmännische Nation in ein Heldenvolk verwandelt, und sie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderischen Kriege gegen das spanische Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel sie selbst bey ihrer Befreyung fremdem Verstande schuldig waren, brannten diese Republikaner von Begierde, ihren deutschen Brüdern zu einem ähnlichen Schicksale zu verhelfen, und dies um so mehr, da beyde gegen den nämlichen Feind tritten, und Deutschlands Freyheit der Freyheit Hollands zur besten Brustwehr diene. Aber eine Republik, die noch um ihr eignes Daseyn kämpfte, die mit den bewundernswürdigsten Anstrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eignen Gebiete kaum gewachsen blieb, durfte ihre Kräfte der noch wendigen Selbstvertheidigung nicht entziehen, um sie mit großmüthiger Politik für fremde Staaten zu verschwenden.

Auch England, obgleich unterdessen durch Schottland vergrößert, hatte unter seinem schwachen *Jakob* in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrschergeist seiner *Elisabeth* zu verschaffen gewußt hatte. Ueberzeugt, daß die Wohlfahrt ihrer Insel an der Sicherheit der Protestanten befestigt sey, hatte sich

diese staatskluge Königin nie von dem Grundsatz entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der österreichischen Macht abzielte. Ihrem Rathfolger fehlte es sowol an Geist, diesen Grundsatz zu fassen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die sparsame Elisabeth ihre Schätze nicht schonete, um den Niederlanden gegen Spanien, Heinrich dem Vierten gegen die Wuth der Ligue beizuspringen, so überließ Jakob — Tochter, Enkel und Eidam der Willkür eines unversöhnlichen Stügers. Während daß dieser König seine Gefehrsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel anzusehen, ließ er die seinige auf Erden verfallen. Indem er seine Beredsamkeit anstrenzte, um das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das ihrige, und verschätzte durch eine unnütze Goldverschwendung sein wichtigstes Regal, das Parlament zu entbehren, und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge schreckte ihn auch von dem gerechtesten Kriege zurück; sein Viebling, Buckingham, trieb mit seinen Schwächen, und seine selbstgefällige Eitelkeit machte es der spanischen Neglist leicht, ihn zu betriegen. Während daß man seinen Eidam in Deutschland zu Grunde richtete, und das Erbtheil seiner Enkel an Andere verschenkte, zog dieser blödsinnige Fürst mit glückseligem Wohlgefallen den Weinrauch ein;

den ihm Oesterreich und Spanien firenten. Um seine Aufmerksamkeit von dem deutschen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der spaßhafte Vater rüstete seinen abenteuerlichen Sohn selbst zu dem Gaukelspiele aus, mit welchem dieser seine spanische Braut überraschte. Die spanische Braut verschwand seinem Sohne, wie die böhmische Krone und der pfälzische Erbthron seinem Eidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, seine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beschließen, bloß weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von Weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch sein ungeschicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter seinem unglücklichen Sohne, und nöthigten diesen bald nach einigen unerheblichen Versuchen, jedem Antheile an dem deutschen Kriege zu entsagen, um die Wuth der Faktionen in seinem eignen Reiche zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwey verdienstvolle Könige, an persönlichem Ruhme einander zwar bey Weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhmbegierde, setzten damals den europäischen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung Christian des Vierten wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten, eine vortrefliche Marine, auserlesene Truppen, wohlbestellte Finanzen und staatskluge Bündnisse vereinigten sich, die

sem Staate einen blühenden Wohlstand von innen, und Ansehn von außen zu verschaffen. Schweden hatte Gustav Wasa aus der Knechtschaft gerissen, durch eine weise Gesetzgebung umgestaltet, und den neu geschaffenen Staat zuerst an den Tag der Weltgeschichte hervorgezogen. Was dieser große Ring nur im rohen Grundriffe andeutete, wurde durch seinen größern Enkel, Gustav Adolph, vollendet.

Beide Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zusammengezwungen, und kraftlos in dieser Vereinigung, hatten sich zu den Zeiten der Reformation gewaltsam von einander getrennt, und diese Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So schädlich sich jene gezwungene Vereinigung für beyde Reiche erwiesen, so nothwendig war den getrennten Staaten nachbarliche Freundschaft und Harmonie. Auf beyde stützte sich die evangelische Kirche, beyde hatten dieselben Meere zu bewachen; Ein Interesse hätte sie gegen denselben Feind vereinigen sollen. Aber der Haß, welcher die Verbindung beyder Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längst getrennten Nationen feindselig zu entzweyen. Noch immer konnten die dänischen Könige ihren Ansprüchen auf das schwedische Reich nicht entsagen, Schweden das Andenken der vormaligen dänischen Tyranney nicht verbannen. Die zusammenfließenden Grenzen beyder Reiche boten der Nationalfeindschaft einen ewigen Zunder dar; die wachsame Eifersucht

beyder Könige und unvermeidliche Handelskollisionen in den nordischen Meeren ließen die Quelle des Streits nie versiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch Gustav Wasa, der Stifter des schwedischen Reichs, seiner neuen Schöpfung Festigkeit zu geben gesucht hatte, war die Kirchenreformation eine der wirksamsten gewesen. Ein Reichsgrundgesetz schloß die Anhänger des Papstthums von allen Staatsämtern aus, und verbot jedem künftigen Beherrscher Schwedens, den Religionszustand des Reichs abzuändern. Aber schon Gustavs zweyter Sohn und zweyter Nachfolger, Johann, trat zu dem Papstthum zurück, und dessen Sohn, Sigismund, zugleich König von Polen, erlaubte sich Schritte, welche zum Untergange der Verfassung und der herrschenden Kirche abzielten. Karl, Herzog von Södermannland, Gustavs dritten Sohn, an ihrer Spitze, thaten die Stände einen verzweyten Widerstand, woraus zuletzt ein offenkundiger Bürgerkrieg zwischen dem Reich und Kessen, zwischen dem Könige und der Nation sich entzündete. Herzog Karl, während der Abwesenheit des Königs Verweser des Reichs, benutzte Sigismunds lange Residenz in Polen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation sich aufs Engste zu verbinden, und seinem eignen Hause unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die schlechten Maßregeln Sigismunds beförderten seine Absicht nicht wenig. Eine

allgemeine Reichsversammlung erlaubte sich, zum Vortheile des Reichsverweisers von dem Rechte der Erstgeburt abzuweichen, welches Gustav Wasa in der schwedischen Thronfolge eingeführt hatte, und setzte den Herzog von Südermannland auf den Thron, von welchem Sigismund mit seiner ganzen Nachkommenschaft feyerlich ausgeschlossen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen Karls des Neunten regierte, war Gustav Adolph, dem aus eben diesem Grunde die Anhänger Sigismunds, als dem Sohne eines Thronräubers, die Anerkennung versagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, so muß es einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt seyn, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht aufzukündigen und seinen Platz durch einen Würdigeren zu besetzen.

Gustav Adolph hatte das siebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der schwedische Thron durch den Tod seines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife seines Geistes vermochte die Stände, den gesetzmäßigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu seinem Vortheile zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über sich selbst eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beständigen Begleiter haben und siegend endigen sollte. Die junge Gräfin von Brahe, eine Tochter seines Unter-

thaus, hatte die Erflinge seines großen Herzens, und sein Entschluß war aufrichtig, den schwedischen Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umständen bezwungen, unterwarf sich seine Neigung der höhern Regentspflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausschließend ein Herz, das nicht bestimmt war, sich auf das stille häusliche Glück einzuschränken.

Christian der Vierte von Dänemark, König schon, ehe Gustav das Licht der Welt erblickte, hatte die schwedischen Grenzen angefallen, und über den Vater dieses Helden wichtige Vortheile errungen. Gustav Adolph eilte, diesen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weise Aufopferungen den Frieden, um seine Waffen gegen den Czar von Moskau zu kehren. Nie versuchte ihn der zweydeutige Ruhm eines Eroberers, das Blut seiner Völker in ungerechten Kriegen zu versprühen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verschmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das schwedische Reich sah sich mit wichtigen Provinzen gegen Osten vergrößert.

Unterdessen setzte König Sigismund von Polen gegen den Sohn die feindseligen Gesinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ keinen Kunstgriff unversucht, die Unterthanen Gustav Adolphs in ihrer Treue wankend, seine Freunde kaltfinnig, seine Feinde unveröhnlich zu machen. Weder die großen Eigenschaften seines Gegners, noch die

gehäufteften Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden seinem angebeteten Könige gab, konnten jenen verblendeten Fürsten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlornen Thron wieder zu besteigen. Alle Friedensvorschläge Gustavs wurden mit Uebermuth verschmäht. Unwillkürlich sah sich dieser friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Pohlen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Liefland und Pohlisch-Preußen der schwedischen Herrschaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war Gustav Adolph immer der Erste bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieser schwedisch-pohlische Krieg fällt in den Anfang des dreyßigjährigen in Deutschland, mit welchem er in Verbindung steht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die schwedische Krone einem protestantischen Prinzen streitig machte, um sich der thätigsten Freundschaft Spaniens und Oesterreichs versichert halten zu können; eine doppelte Verwandtschaft mit dem Kaiser gab ihm noch ein näheres Recht an seinen Schutz. Das Vertrauen auf eine so mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Pohlen zur Fortsetzung eines Kriegs aufmunterte, der sich so sehr zu seinem Nachtheile erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterließen nicht, ihn durch prahlerische Versprechungen bey gutem Muthe zu erhalten. Indem Sigismund in Liefland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, sah er seinen

Bundsgenossen in Deutschland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumschränkten Herrschaft entgegenen — kein Wunder, wenn seine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältnisse mit seinen Niederlagen stieg. Die Hefigkeit, mit der er seine schmarische Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die arglistige Politik seines Bundsgenossen, der auf seine Unkosten nur den schwedischen Helden beschäftigte, um desto angestörter die Freyheit des deutschen Reichs umzustürzen, und alsdann den erschöpften Norden als eine leichte Eroberung an sich zu reißen. Ein Umstand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Gustav's Heldengröße, zerriß das Gewebe dieser betrügerischen Staatskunst. Dieser achtjährige polnische Krieg, weit entfernt, die schwedische Macht zu erschöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Feldherrngenie Gustav Adolphs zu zeitigen, in einer langen Fehdeübung die schwedischen Heere zu stählen, und unvermerkt die neue Kriegskunst in Gang zu bringen, durch welche sie nachher auf deutschem Boden Wunder thaten sollten.

Nach dieser nothwendigen Digression über den damaligen Zustand der europäischen Staaten sey mir erlaubt, den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekostet hatte. Eine Summe von 40 Millionen Gul-

den, welche die Konfiskationen in Böhmen und Mähren in seine Hände brachten, würde hinreichend gewesen seyn, ihm und seinen Wirthen alle Unkosten zu vergüten; aber diese unermessliche Summe war bald in den Händen der Jesuiten und seiner Günstlinge zerronnen. Herzog Maximilian von Bayern, dessen siegreichem Arme der Kaiser fast allein den Besitz seiner Staaten verdankte, der, um seiner Religion und seinem Kaiser zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, Maximilian hatte die gegründetsten Ansprüche auf seine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Kriegs mit dem Kaiser schloß, hatte er sich ausdrücklich den Ersatz aller Unkosten ausbedungen. Ferdinand fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieser Vertrag und jene Dienste ihm auflegten; aber er hatte nicht Lust, sie mit eignen Verluste zu erfüllen. Seine Absicht war, den Herzog auf das Glänzende zu belohnen, aber ohne sich selbst zu berauben. Wie konnte dieses besser geschehen, als auf Unkosten desjenigen Fürsten, gegen welchen ihm der Krieg dieses Recht zu geben schien, dessen Vergeltungen schwer genug abgebildet werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch das Ansehn der Gesetze zu rechtfertigen? Friedrich mußte also weiter verfolgt, Friedrich zu Grunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt werden könnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieses erstern zu verstärken. Bis hierher hatte Ferdinand bloß für seine Existenz gekämpft, und keine andere Pflichten, als die der Selbstvertheidigung, erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er seiner vermeintlichen böhern Pflichten, und erinnerte sich an das Gelübde, das er zu Loreto und Rom seiner Generalissima, der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr seiner Krone und seines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Protestanten war mit diesem Gelübde unzertrennlich verknüpft. Günstigere Umstände konnten sich zu Erfüllung desselben nicht vereinigen, als sich jetzt nach Endigung des böhmischen Kriegs beisammenfanden. Die pfälzischen Lande in katholische Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht, noch an einem Schein des Rechts, und unübersehblich wichtig waren die Folgen dieser Veränderung für das ganze katholische Deutschland. Indem er den Herzog von Bayern mit dem Raube seines Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich seine niedrigsten Begierden, und erfüllte seine erhabenste Pflicht: er zermalnte einen Feind, den er hasste; er ersparte seinem Eigennutze ein schmerzhaftes Opfer, indem er sich die himmlische Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längst im Kabinets des Kaisers beschlossen, ehe das Schicksal sich gegen

ihn erklärte; aber erst, nachdem dieses Letzte geschehen war, wagte man es, diesen Donner der willkürlichen Gewalt gegen ihn zu schleudern. Ein Schluß des Kaisers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgesetze in einem solchen Falle nothwendig machen, erklärte den Churfürsten und drey andere Prinzen, welche in Schlessien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Veleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verlustig. Die Vollstreckung dieser Sentenz gegen Friedrich, nämlich die Eroberung seiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verspottung der Reichsgesetze, der Krone Spanien, als Besizerin des burgundischen Kreises, dem Herzoge von Bayern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangelische Union des Namens werth gewesen, den sie trug, und der Sache, die sie vertheidigte, so würde man bey Vollstreckung der Reichsacht unüberwindliche Hindernisse gefunden haben; aber eine so verächtliche Macht, die den spanischen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachsen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaisers, Bayerns und der Ligue zu streiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Churfürsten ausgesprochen war, scheuchte sogleich alle Reichsstädte von dem Bündnisse hinweg, und die Fürsten folgten bald ihrem Beispiele. Glücklich genug, ihre eignen Länder

zu retten, überließen sie den Churfürsten, ihr ehemaliges Oberhaupt, der Willkür des Kaisers, schwuren die Union ab, und gelobten, sie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutschen Fürsten den unglücklichen Friedrich verlassen, Böhmen, Schlesien und Mähren der furchtbarn Macht des Kaisers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glückritter, dessen ganzer Reichthum sein Degen war, Ernst Graf von Mansfeld, wagte es, in der böhmischen Stadt Pilsen der ganzen Macht des Kaisers zu trotzen. Von dem Churfürsten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelassen, unwissend sogar, ob ihm Friedrich seine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiserlichen Stand, bis seine Truppen, von der Geldnoth getrieben, die Stadt Pilsen an den Kaiser verkauften; von diesem Schlage nicht erschüttert, sah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Union verabschiedet hatte. Ein neues, zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand in Kurzem unter seinen Fahnen, um so furchtbarer für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Unwissend, wohin dieser Schwarm stürzen würde, zitterten schon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum

ihn anlocken konnte. Aber ins Gebränge gebracht von dem Herzoge von Bayern, der als Volkstrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, mußte Mannsfeld aus dieser Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nachziehenden bayrischen General Tilly entsprungen, erschien er auf Einmal in der Unterpfalz, und übte dort an den rheinischen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die er den fränkischen zugebracht hatte. Während daß die kaiserlich-bayrische Armee Böhmen überschwemmte, war der spanische General Ambros Spinola von den Niederlanden aus mit einem ansehnlichen Heere in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu vertheiligen erlaubte. Aber die Maßregeln waren so schlecht genommen, daß ein Platz nach dem andern in spanische Hände fiel, und endlich, als die Union auseinander gegangen war, der größte Theil des Landes von spanischen Truppen besetzt blieb. Der spanische General Corduba, welcher diese Truppen nach dem Abzuge des Spinola befehligte, hob eiligst die Belagerung Frankenthals auf, als Mannsfeld in die Unterpfalz eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte dieser über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elßaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einnahme wurden alle offenen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoß, und nur durch unge-

heute Summen konnten sich die Städte von der Pfändung loskaufen. Gestärkt von diesem Zuge, zeigte sich Mannsfeld wieder am Rhein, die Unterspalsz zu decken.

So lange ein solcher Arm für ihn stritt, war Churfürst Friedrich nicht unrettbar verloren. Neue Ausflüchte fingen an, sich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in seinem Glücke geschwiegen hatten. König Jakob von England, der gleichgültig zugeesehen hatte, wie sein Ehemann die böhmische Krone verlor, erwachte aus seiner Trägheit, da es die ganze Existenz seiner Tochter und seiner Enkel galt, und der kühne Feind einen Angriff auf die Churlande wagte. Spät genug öffnete er jetzt seine Schätze, und eilte, die Union, die damals die Unterspalsz noch vertheidigte, und, als diese dahin war, den Grafen von Mannsfeld mit Geld und Truppen zu unterstützen. Durch ihn wurde auch sein naher Anverwandter, König Christian von Dänemark, zu thätiger Hülfe aufgefodert. Der ablaufende Stillstand zwischen Spanien und Holland beraubte zugleich den Kaiser alles Bestandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles dieses war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Simeubürgen und Ungarn anbot. Der Stillstand Gabor's mit dem Kaiser war kaum zu Ende, als dieser furchtbare alte Feind

Oesterreichs Ungarn aufs Neue überschwemmte, und sich in Preßburg zum Könige krönen ließ. Reißend schnell waren seine Fortschritte, daß Boucquoi Böhmen verlassen mußte, um Ungarn und Oesterreich gegen Sabor zu vertheidigen. Dieser tapfere General fand bey der Belagerung von Neuhäusel seinen Tod; schon vorher war der eben so tapfere Dampierre vor Preßburg geblieben. Unaufgehalten drang Sabor an die öfterreichische Grenze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geachtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit diesem Feinde ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von deutscher Seite, während daß Sabor den Kaiser von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Glück schnell wiederherstellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutschen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Sabor ins Feld rückte; immer hatte sich dieser Letztere erschöpft, wenn jene anfangen sich zu erholen.

Friedrich hatte indeffen nicht gesäumt, sich seinem neuen Beschützer, Mannsfeld, in die Arme zu werfen. Verkleidet erschien er in der Unterspaltz, um welche Mannsfeld und der bayrische General Lillj sich rissen; die Oberpaltz hatte man längst überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erstanden. Markgraf Georg Friedrich

von Baden, ein ehemaliges Mitglied derselben, fing seit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zusammenzuziehen, welche sich bald zu einem ansehnlichen Heere vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unversehens ins Feld rückte, und sich mit dem Grafen **Mannsfeld** vereinigte. Seine Markgrafschaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, seinem Sohne abgetreten, um sie durch diesen Kunstgriff der Rache des Kaisers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menschliches über ihn verhängen sollte. Auch der benachbarte Herzog von **Württemberg** fing an, seine Kriegsmacht zu verstärken. Dem **Pfalzgrafen** wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernste daran, die Union wieder ins Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an **Lilly**, auf seine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des spanischen Generals **Corduba** an sich. Aber indem der Feind seine Macht vereinigte, trennten sich **Mannsfeld** und der Markgraf von **Baden**, und der Letztere wurde von dem bayrischen General bey **Wimpfen** geschlagen (1622).

Ein Abenteuerer ohne Geld, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, hatte sich zum Vertheidiger eines Königs aufgestellt, den einer seiner nächsten Verwandten zu Grunde richtete, und der Vater seiner Gemahlinn im Stiche ließ. Ein regierender Prinz begab sich seiner Länder, die er ruhig beherrschte, um für einen Andern, der ihm fremd war, das ungewisse

Glück des Krieges zu versuchen. Ein neuer Glückbringer, an Staaten arm, desto reicher an glorreichen Thaten, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche Jener auszuführen verzweifelte. Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen von Mansfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Begierde, sich auf Kosten der katholischen Geistlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutschen Freyheit den Namen leihen mußte. Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlspruch, den er auf seinen Münzen von eingesmolzenem Kirchensilber führte, und dem er durch seine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niedersächsischen und westphälischen Stifter sammelte sie Kräfte, die Bisthümer am Oberrhein zu plündern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte sich der Administrator bey der mainzischen Stadt Höchst dem Mainstrome, den er nach einem mörderischen Gefechte mit Tilly, der ihm den Uebergang freitig machen wollte, paßirte. Mit Ber-

Luft seines halben Heers erreichte er das jenseitige Ufer, wo er den Ueberrest seiner Truppen schnell wieder sammelte, und mit demselben zu dem Grafen von Mannsfeld stieß. Verfolgt von Tilly, stürzte sich dieser vereinigte Schwarm zum zweyten Male über das Elsaß, um die Verwüstungen nachzuholen, die bey dem ersten Einfälle unterblieben waren. Während daß der Churfürst Friedrich, nicht viel anders, als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte, und mit seinem Namen sich schmückte, waren seine Freunde geschäftig, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Ferdinand wollte diesen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingesetzt zu sehen. Voll Arglist und Verstellung, zeigte er sich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten, und das Aeußerste zu verhindern hoffte. König Jakob, das Spiel der öfterreichischen Arglist, wie immer, trug durch seine thörichte Geschäftigkeit nicht wenig dazu bey, die Maßregeln des Kaisers zu unterstützen. Vor Allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von sich legte, wenn er an die Gnade des Kaisers appellire; und Jakob fand diese Forderung äußerst billig. Auf sein Geheiß erteilte der Pfalzgraf seinen einzigen wahren Beschützern, dem Grafen von Mannsfeld und dem Administrator, den Abschied, und erwartete in Holland sein Schicksal von der Barmherzigkeit des Kaisers.

Mannsfeld und Herzog Christian waren blos eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie nicht in Rüstung gesetzt, also konnte sein Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel, für wessen Sache sie kriegten. Nach einem vergeblichen Versuche des Grafen Mannsfeld, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sich beyde nach Lothringen, wo die Ausschweifungen ihrer Truppen bis in das innerste Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeitlang harrten sie hier vergebens auf einen Herrn, der sie dingeu sollte, als die Holländer, von dem spanischen General Spínola bedrängt, ihnen Dienste anboten. Nach einem mörderischen Gefechte bey Fleuras mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten sie Holland, wo ihre Erscheinung den spanischen General sogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieser schlimmen Gäste bald müde, und benutzte den ersten Augenblick von Erholung, sich ihres gefährlichen Beystandes zu entledigen. Mannsfeld ließ seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland zu neuen Thaten sich stärken. Herzog Christian, voll Leidenschaft für die Pfalzgräfinn, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegslustiger als je, führte die Seinigen nach Niedersachsen zurück, den Handschuh dieser Prinzessin auf seinem Hüte, und die Deosse: Alles für Gott und sie, auf seinen Fahnen.

Beide hatten ihre Rolle in diesem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiserliche Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf von Baden, Graf Mansfeld und Herzog Christian aus dem Felde geschlagen, und die pfälzischen Lande von den Truppen der Reichsrekulation überschwemmt. Manheim und Heidelberg hatten die Bayern im Besitze, und bald wurde auch Franken-
thal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalzgraf auf die schimpfliche Erlaubniß, durch einen Fußfall den Hohn des Kaisers verdhnen zu dürfen; und ein sogenannter Churfürstentag zu Regensburg sollte endlich sein Schicksal bestimmen. Längst war dieses am Hofe des Kaisers entschieden; aber jetzt erst waren die Umstände günstig genug, mit dieser ganzen Entscheidung an das Licht hervorzutreten. Nach Allem dem, was bis jetzt von dem Kaiser gegen den Churfürsten geschehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Verdhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man sie unschädlich zu machen. Verloren mußte also bleiben, was verloren war; Friedrich durfte seine Länder nicht wieder sehen, und ein Fürst ohne Land und Volk konnte den Churbut nicht mehr tragen. So schwer sich der Pfalzgraf gegen das Haus Oesterreich verschuldet hat-

te, so ein herrliches Verdienst hatte sich der Herzog um dasselbe erworben. So viel das Haus Oesterreich und die katholische Kirche von der Nachbegierde und dem Religionshaffe des pfälzischen Hauses zu fürchten haben mochten, so viel hatten beyde von der Dankbarkeit und dem Religionsseifer des bayrischen zu hoffen. Endlich wurde, durch Uebertragung der pfälzischen Churwürde an Bayern, der katholischen Religion das entschiedenste Uebergewicht im Churfürstenrathe, und ein bleibender Sieg in Deutschland versichert.

Dieses Rehte war genug, die drey geistlichen Churfürsten dieser Neuernung günstig zu machen; unter den protestantischen war nur die einzige Stimme Chursachsens wichtig. Konnte aber Johann Georg dem Kaiser ein Recht streitig machen, ohne welches er sein eignes an den Churbut dem Zweifel aussetzte? Einem Fürsten zwar, den seine Abkunft, seine Würde und seine Macht an die Spitze der protestantischen Kirche in Deutschland stellten, hätte, wie es schien, nichts heiliger seyn sollen, als die Rechte dieser Kirche gegen alle Angriffe der katholischen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht sowol, wie man das Interesse der protestantischen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, sondern welcher von zwey gleich gehassten Religionen, der Kalvinischen oder der Pöpstlichen, man den Sieg über die andere gönnen, wel-

Chem von zwey gleich schlimmen Feinden man die pfälzische Chur zusprechen sollte; und im Gedränge zwischen zwey entgegengesetzten Pflichten war es ja wol natürlich — dem Privathaffe und dem Privatnutzen den Ausschlag heinzustellen. Der geborne Beschützer der deutschen Freyheit und der protestantischen Religion ermunterte den Kaiser, über die pfälzische Chur nach kaiserlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und sich im Oeringsten nicht irren zu lassen, wenn man von Seiten Chursachsens, der Form wegen, sich seinen Maßregeln entgegensetzen sollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit seiner Einwilligung zurückhielt, so hatte Ferdinand selbst durch Vertreibung der evangelischen Prediger aus Böhmen zu dieser Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Belehnung Bayerns mit der pfälzischen Chur hdrte auf, eine gesetzwidrige Handlung zu seyn, sobald der Kaiser sich dazu verstand, dem Churfürsten von Sachsen für eine Rechnung von sechs Millionen Thaler Kriegskosten die Lausitz einzuräumen.

Ferdinand beehrte also, mit Widerspruch des ganzen protestantischen Deutschlands, mit Verspottung der Reichsgrundgesetze, die er in der Wahlkapitulation beschworen, den Herzog von Bayern zu Regensburg feyerlich mit der pfälzischen Chur, doch, wie es hieß, unbeschadet der Ansprüche, welche die Agnaten und Nachkommen Friedrichs darauf geltend machen

mdchten. Dieser unglückliche Fürst sah sich jetzt unwiderruflich aus dem Besitze seiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdammt, zuvor gehört worden zu seyn; eine Gerechtigkeit, welche die Geseze auch dem geringsten Unterthan, auch dem schwärzesten Verbrecher, vergönnen.

Dieser gewaltsame Schritt öffnete endlich dem Könige von England die Augen, und da um eben diese Zeit die Unterhandlungen zerrissen wurden, welche wegen einer Heirath seines Sohnes mit einer spanischen Tochter angesponnen waren, so nahm endlich Jakob mit Lebhaftigkeit die Partey seines Eidams. Eine Revolution im französischen Ministerium hatte den Kardinal Richelieu zum Herrn der Geschäfte gemacht, und dieses tief gesunkene Königreich fing bald an zu fühlen, daß ein Mann an seinem Ruder saß. Die Bewegungen des spanischen Statthalters in Mailand, sich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbstaaten Oesterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieser Macht, und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich stiftete zwischen diesen beyden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter

Hand zur Herausgabe des Weltlings, und Oesterreich zu Wiederherstellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das Erste wurde einige Thätigkeit gezeigt. Jakob der Erste starb, und Karl der Erste, im Streit mit seinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutschlands keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beystand zurück, und der französische Minister glaubte die Huguenotten in seinem Vaterlande erst unterwerfen zu müssen, ehe er es wagen dürfte, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser zu beschützen. So große Hoffnungen man von dieser Allianz geschöpft hatte, so wenig entsprach ihnen der Erfolg.

Graf Mansfeld, von aller Hülfe entblößt, stand unthätig am Unterrhein, und Herzog Christian von Braunschweig sah sich nach einem verunglückten Feldzuge aufs Neue vom deutschen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Bethlen Gabor's in Mähren hatte sich, weil er von Deutschland aus nicht unterstützt wurde, fruchtlos, wie alle vorigen, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiser geendigt. Die Union war nicht mehr, kein protestantischer Fürst mehr unter den Waffen, und an den Grenzen von Niederdeutschland stand der bayrische General Tilly mit einem sieggewohnten Heere auf protestantischem Boden. Die Bewegungen Herzog Christians von Braunschweig hatten ihn nach dieser Gegend, und

einmal schon in den niedersächsischen Kreis gezogen, wo er Lippstadt, den Waffenplatz des Administrators, überwältigte. Die Nothwendigkeit, diesen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, sollte auch noch jetzt seinen Aufenthalt auf diesem Boden rechtfertigen. Aber Mansfeld und Christian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlassen, und die Armee des Grafen Tilly sah weit und breit keinen Feind mehr. Warum belästigte sie noch das Land, in dem sie stand?

Schwer ist es, aus dem Geschrey erhitzter Parteyen die Stimme der Wahrheit zu unterscheiden — aber bedenklich war es, daß die Ligue sich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken mußte die Bestärzung vermehren. Der Kaiser und die Ligue standen gewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten könnte, wenn sie einen Versuch wagen sollten, die protestantischen Stände anzufallen oder gar den Religionsfrieden umzustürzen. Wenn Kaiser Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, seine Siege zu mißbrauchen, so mußte die Wehrlosigkeit der Protestanten den ersten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten keine Zügel für einen Fürsten seyn, der seiner Religion Alles schuldig zu seyn glaubte, und jede Gewaltthatigkeit durch die religiöse Absicht für geheiligt hielt. Oberdeutschland

war überwältigt, und Niederdeutschland allein konnte seiner Alleingewalt noch im Wege stehen. Hier waren die Protestanten die herrschende Macht, hier waren der Katholischen Kirche die meisten Stifter entrisen worden, und der Zeitpunkt schien jetzt gekommen zu seyn, diese verlorenen Besitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In diesen von den niederdeutschen Fürsten eingezogenen Stiftern bestand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, diese Fürsten zu schwächen.

Unverzeihliche Sorglosigkeit würde es gewesen seyn, in dieser gefährvollen Lage sich müßig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthatigkeiten, die das Lippische Heer in Niedersachsen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbstverteidigung zu ermuntern. In möglichster Eilfertigkeit bewaffnete sich der niedersächsische Kreis. Außerordentliche Kriegssteuern wurden erhoben, Truppen geworben und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man berathschlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes stellen sollte. Die Könige des Bundes und des baltischen Meers, natürliche Bundesgenossen dieses Kreises, konnten nicht gleichgültig zusehen, wenn ihn der Kaiser als Eroberer betraten, und an den Küsten der nordischen Meere ihr Nachbar werden

solte. Das doppelte Interesse der Religion und der Staatsklugheit forderte sie auf, die Fortschritte dieses Monarchen in Niederdeutschland zu begrenzen. Christian der Vierte, König von Dänemark, zählte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen dieses Kreises; durch gleich starke Gründe wurde Gustav Adolph von Schweden zu einem Antheile an diesem Bündnisse bewogen.

Beide Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu vertheidigen, und die furchtbare österreichische Macht zu bekriegen. Jeder bot sich an, eine wohlgerüstete Armee aufzustellen, und in eigner Person anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Pohlen gaben dem Versprechen des schwedischen Königs Nachdruck; die ganze baltische Küste war von dem Namen Gustav Adolphs erfüllt. Aber der Ruhm dieses Nebenbuhlers nagte am Herzen des dänischen Königs, und je mehr forbern er sich selbst in diesem Feldzuge versprach, desto weniger konnte Christian der Vierte es von sich erhalten, sie seinem beküdeten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich Christian dem Vierten gelang, seinen Mitwerber zu überbieten. Gustav Adolph forderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst keinen Fußbreit Landes besaß, um seinen Truppen im Fall ei-

nes Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. Christian der Vierte hatte Holstein und Friesland, durch welche Länder er sich nach einer verlorenen Schlacht sicher zurückziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in Kurzem ein 60,000 Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beystand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth, und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichsten Anstrengungen des Kreises, und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsi-

schen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermdgen, fingen die Feindseligkeiten an, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Kriegs. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Weserstroms, und bemächtigte sich aller Pässe bis Minden; nach einem fehlgeschlagenen Angriffe auf Nienburg und seinem Uebergange über den Strom, überschwemmte er das Fürstenthum Calenberg, und ließ es durch seine Truppen besetzen. Am rechten Ufer der Weser agirte der König, und verbreitete sich in den braunschweigischen Landen. Aber durch zu starke Detaschements hatte er sein Hauptheer geschwächt; daß er mit dem Ueberreste nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit seines Gegners bewußt, vermied er eben so sorgfältig eine entscheidende Schlacht, als der ligistische Feldherr sie suchte.

Bisher hatte der Kaiser bloß mit den Waffen Bayerns und der Ligue in Deutschland gestritten, wenn man die spanisch-niederländischen Hülfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberster der Reichsrekution, und Tilly, der sie befehligte, war ein bairischer Diener. Alle seine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiser den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken; diese hatten also sein ganzes Glück und Ansehn in Händen. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen Bayerns und der Ligue vertrug sich nicht mit den weit aussehenden

Entwürfen, denen man nach einem so glänzenden Anfange am kaiserlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue sich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaisers zu übernehmen, an welcher ihre eigne Wohlfahrt befestigt war, so wenig war zu erwarten, daß sie diese Bereitwilligkeit auch auf die kaiserlichen Eroberungspläne erstrecken würde. Oder wenn sie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, so war zu fürchten, daß sie mit dem Kaiser nichts als den allgemeinen Haß theilen würde, um für sich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn dieser drückenden Abhängigkeit von Bayern überheben, und ihm seine bisherige Ueberlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermesslichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können. Unter diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener seyn, als der Antrag, womit einer seiner Officiere ihn überraschte.

Graf Wallenstein war es, ein verdienster Officier, der reichste Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient, und sich in mehrern Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, auf das Ruhmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beygewohnt, und nachher als Generalma-

jor eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmischen Aufruhr confiscirten Güter war seine Belohnung. Im Besitz eines unermesslichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne, und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erbot er sich, für den Kaiser, auf eigne und seiner Freunde Kosten, eine Armee auszurüsten und oblig zu bekleiden, ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu vergrößern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die schimärische Geburt eines prausenden Kopfes verlachte — aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Versprechens erfüllt wurde. Man überließ ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen, und fügte die Erlaubniß hinzu, Officiersstellen zu vergeben. Wenige Monate, so standen 20,000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die österreichischen Grenzen verließ; bald darauf erschien er schon mit 30,000 an der Grenze von Niedersachsen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben, als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockten aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Ge-

winnsucht gereizt, erhoben sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen.

Jetzt also — zum ersten Male in diesem Kriege — erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland; eine schreckenvolle Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. Wallenstein hatte Befehl, seine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit dem bayerischen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längst schon eifersüchtig auf Tilly's Kriegsruhm, bezeugte er keine Lust, die Lorbern dieses Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von Tilly's Thaten den Ruhm der seinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterstützte zwar die Operationen des Letztern, aber ganz unabhängig von denselben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfnisse seines Heers bestritt, so mußte er das seinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem ligistischen Feldherrn zu stoßen, rückte er in das halberstädtische und magdeburgische Gebiet, und bemächtigte sich bey Dessau der Elbe. Alle Länder an beyden Ufern dieses Stroms lagen nun seinen Erpressungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in die eignen Länder desselben einen Weg sich bahnen.

Christian der Vierte fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwey so furchtbarn Heeren. Er hatte schon vorher den Administrator von Halberstadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an sich gezogen; jetzt erklärte er sich auch öffentlich für den Grafen von Mannsfeld, den er bisher verläugnet hatte, und unterstützte ihn nach Vermögen. Reichlich erstattete ihm Mannsfeld diesen Dienst. Er ganz allein beschäftigte die Wallensteinische Macht an der Elbe, und verhinderte sie, in Gemeinschaft mit Lilly den König aufzureiben. Dieser muthige General näherte sich sogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet, der Dessauer Brücke, und wagte es, den kaiserlichen Schanzen gegenüber, sich gleichfalls zu verschanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verluste von 3000 Todten seinen Posten verlassen. Nach dieser Niederlage zog sich Mannsfeld in die Mark Brandenburg, wo er sich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verstärkte, und dann plöblich nach Schlesien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen, und in Verbindung mit Bethlen Gabor den Krieg in das Herz der österreichischen Staaten zu versetzen. Da die kaiserlichen Erblande gegen einen solchen Feind unvertheidigt waren, so erhielt Wallenstein schleunigen Befehl, den König von Dänemark

für jetzt ganz aus den Augen zu lassen, um Mannsfelden, wo möglich, den Weg durch Schlessen zu verlegen.

Die Diverſion, welche den Wallenſteinſchen Truppen durch Mannsfeld gemacht wurde, erlaubte dem Könige, einen Theil ſeines Heers in das Weſtpfälische zu ſchicken, um dort die Biſthümer Münſter und Osnabrück zu beſetzen. Dies zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weſerſtrom; aber die Bewegungen Herzog Chriſtian's, welcher Wiene machte, durch Heſſen in die ligiſtiſchen Länder einzubringen, und dahin den Krieg zu verſetzen, riefen ihn auf Schnellſte wieder aus Weſtphalen zurück. Um nicht von dieſen Ländern abgeſchnitten zu werden, und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Heſſen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte ſich Tilly eiligſt aller haltbaren Plätze an der Werra und Fulda, und verſicherte ſich der Stadt Münden am Eingange der heſſiſchen Gebirge, wo beyde Ströme in die Weſer zuſammenfließen. Er eroberte kurz darauf Oettingen, den Schlüſſel zu Braunſchweig und Heſſen, und hatte Nordheim daſſelbe Schickſal zugeſandt, welches aber zu verhindern der König mit ſeiner ganzen Armee herbeyeilte. Nachdem er dieſen Ort mit allem Nöthigen verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, ſuchte er ſich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die ligiſtiſchen Länder zu

eröffnen. Schon war er Duderstadt vorbeig; aber durch schnelle Märsche hatte ihm Graf Tilly den Vorsprung abgewonnen. Da die Armee des Letztern, durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt, der seinigen an Zahl weit überlegen war, so wendete sich der König in das Braunschweigische zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben diesem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreytägigen Schwärmügel mußte er endlich bey dem Dorfe Lutter, am Barenberge, dem Feinde stehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreyimal führte sie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der schwächere Theil der überlegnen Anzahl und bessern Kriegsbildung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem ligistischen Feldherrn erfochten. Sechszig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele edle Officiere blieben todt auf dem Platze, gegen 4000 von den Gemeinen; mehrere Compagnien Fußvold, die sich auf der Flucht in das Amtshaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr, und ergaben sich dem Sieger.

Der König entfloß mit seiner Reiteren, und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlage bald wieder. Tilly verfolgte seinen Sieg, bemächtigte sich der Weser und der braunschweigischen Lande, und trieb den König bis in das Bremische zurück. Durch seine

Niederlage schüchtern gemacht, wollte dieser nur vertheidigungsweise verfahren, besonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbare Plätze Besatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerstreuten Corps wurden nach einander von dem Feinde zerstreut oder aufgerieben. Die ligistischen Truppen, des ganzen Weserstroms mächtig, verbreiteten sich über die Elbe und Havel, und die dänischen sahen sich aus einem Posten nach dem andern verjagt. Liliy selbst war über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgische seine siegreichen Waffen verbreitet, indem Wallenstein von der andern Seite in Holstein einbrang, den Krieg in die eignen Länder des Königs zu spielen.

Dieser General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen Mannsfeld gefolgt war, ohne seinen Marsch aufhalten, oder seine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schicksale verfolgt, und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurchgeschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beystand, und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte Gabor aufs Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, und anstatt dieser

gehofften Diverſion brachte ihm jetzt Mannſfeld die ganze Wallenſteinische Macht mit, und forderte Geld von ihm, anſtatt es zu bringen. Dieſe wenige Uebereinkunft unter den proteſtantiſchen Fürſten erkältete Sabors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, ſich der überlegenen Macht des Kaiſers durch einen geſchwinden Frieden zu entledigen. Feſt entſchloſſen, denſelben bey dem erſten Strahle von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von Mannſfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutschland abgeſchnitten, und ganz außer Stande, den ſchwachen Ueberreſt ſeiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mannſfeld Geſchütz und Heergeräthe, und ließ ſeine Soldaten auseinandergehen. Er ſelbſt nahm mit einem kleinen Gefolge, den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe ſchwellten ſeinen Muth; aber ſein Lauf war vollendet. Das Schickſal, das ihn im Leben ſo unſtät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war ſein treuer Schickſalsgenoſſe, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, geſtorben — zwey Männer, der Unſterblichkeit werth, hätten ſie ſich eben ſo über ihr Zeitalter als über ihr Schickſal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähli- gen Macht dem einzigen Lill'y nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beyden kaiſerlichen Gene-

zalen mit einer geschwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an der Weser, Elbe und Havel, und die Armee Wallensteins ergoß sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieser General, allzu übermüthig, um mit einem Andern gemeinschaftlich zu agiren, hatte den ligistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er selbst den Krieg gegen den König endigen, und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für sich allein ernten möchte. Alle festen Plätze in seinen deutschen Staaten, Glückstadt allein ausgenommen, hatte Christian verloren, seine Heere waren geschlagen oder zerstreut, von Deutschland aus keine Hülfe, von England wenig Trost, seine Bundesgenossen in Niedersachsen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Hessencassel hatte Tilly gleich nach dem Siege bey Lutter gezwungen, der dänischen Allianz zu entsagen. Wallensteins fürchtbare Erscheinung vor Berlin brachte den Churfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, Maximilian von Bayern als rechtmäßigen Churfürsten anzuerkennen. Der größte Theil Mecklenburgs ward jetzt von den kaiserlichen Truppen überschwenmt, beyde Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutsche Freyheit gegen widerrechtliche Eingriffe ver-

theidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verlust aller Würden und Länder nach sich zog. Und doch war alles dies nur das Vorspiel schreyender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen sollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art Wallenstein seine ausschweifenden Versprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen Mansfeld war es abgelernt; aber der Schüler übertraf seinen Meister. Dem Grundsatz gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, hatten Mansfeld und Herzog Christian mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpressten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; aber diese räuberische Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben, mußten sie sich durch wachsame und erbitterte Feinde stellen, von einem Ende Deutschlands zum andern fliehen, ängstlich auf die Gelegenheit lauern, und gerade die wohlhabendsten Länder meiden, weil eine stärkere Macht diese vertheidigte. Hatten Mansfeld und Herzog Christian, im Kampfe mit so furchtbaren Hindernissen, doch so erstaunlich viel gethan, was mußte sich dann nicht aufrichten lassen, wenn man als der dieser Hindernisse überhoben war! wenn die Armee, die man aufstellte, zahlreich genug war, auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht zu setzen — wenn der Name des Kaisers allen Gewaltthätigkeiten die

zalen mit einer geschwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an der Weser, Elbe und Havel, und die Armee Wallensteins ergoß sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieser General, allzu übermüthig, um mit einem Andern gemeinschaftlich zu agiren, hatte den ligistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er selbst den Krieg gegen den König endigen, und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für sich allein ernten möchte. Alle festen Plätze in seinen deutschen Staaten, Glückstadt allein ausgenommen, hatte Christian verloren, seine Heere waren geschlagen oder zerstreut, von Deutschland aus keine Hülfe, von England wenig Trost, seine Bundesgenossen in Niedersachsen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Hessencassel hatte Tilly gleich nach dem Siege bey Lutter gezwungen, der dänischen Allianz zu entsagen. Wallensteins fürchtbare Erscheinung vor Berlin brachte den Churfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, Maximilian von Bayern als rechtmäßigen Churfürsten anzuerkennen. Der größte Theil Mecklenburgs ward jetzt von den kaiserlichen Truppen überschwenmt, beyde Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutsche Freyheit gegen widerrechtliche Eingriffe ver-

theidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verlust aller Würden und Länder nach sich zog. Und doch war alles dies nur das Vorspiel schreyender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen sollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art Wallenstein seine ausschweifenden Versprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen Mansfeld war es abgelernt; aber der Schüler übertraf seinen Meister. Dem Grundsatz gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, hatten Mansfeld und Herzog Christian mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpressten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; aber diese räuberische Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben, mußten sie sich durch wachsame und erbitterte Feinde stehlen, von einem Ende Deutschlands zum andern fliehen, ängstlich auf die Gelegenheit lauern, und gerade die wohlhabendsten Länder meiden, weil eine stärkere Macht diese vertheidigte. Hatten Mansfeld und Herzog Christian, im Kampfe mit so furchtbaren Hindernissen, doch so erstaunlich viel gethan, was mußte sich dann nicht aufrichten lassen, wenn man aller dieser Hindernisse überhoben war! wenn die Armee, die man aufstellte, zahlreich genug war, auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht zu setzen — wenn der Name des Kaisers allen Gewaltthätigkeiten die

Straßlosigkeit versicherte — kurz — wenn man unter der höchsten Autorität im Reiche, und an der Spitze eines überlegenen Heeres, denselben Kriegsplan befolgte, welchen jene beyden Abenteuerer auf eigne Gefahr und mit einer zusammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte Wallenstein im Auge, da er dem Kaiser sein kühnes Auerbieten that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verstärkte, desto weniger durfte man um den Unterhalt desselben bekümmert seyn, denn desto mehr brachte es die widersetzlichen Stände zum Zittern; je schreyender die Gewaltthätigkeiten, desto ungestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeschützte Nothwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten. Allgemein war das Geschrey um Gerechtigkeit am Throne des Kaisers; aber man war vor der Selbststrache der gemißhandelten Fürsten sicher, so lange sie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwille zer-

tern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiser die einzige gesetzgebende Macht in Deutschland, wer reichte alsdann hinauf an den Bezir, den er zum Vollzieher seines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenstein ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber eben weil diese Größe des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurücksinken, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst empfahl er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, desto nothwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, daß sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten haben sollte, als — den Einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, daß Wallenstein das eben eroberte Melkenburg zum einstweiligen Unterpfande für sich verlangte, bis die Geldvorschußse, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzuge gethan, erstattet seyn würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrscheinlich um seine in General einen Vorzug mehr vor dem bayrischen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallensteins nicht sättigen. Vergebens erhoben sich

tributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrath für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glück. Seine Armeen schwellen an, indem alle Länder weikten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klageschrey der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verachten.

Man würde dem Kaiser Unrecht thun, wenn man alle die Ausschweifungen seiner Armeen auf seine Rechnung setzen wollte. Wußte es Ferdinand vorher, daß er seinem Feldherrn alle deutschen Staaten zum Raube gab, so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er selbst bey einem so unumschränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger sich das Band zwischen der Armee und ihrem Anführer zusammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß; desto mehr mußte es zwischen beyden und dem Kaiser erschlaffen. Zwar geschah Alles im Namen des Lehtern; aber die Majestät des Reichsoberhauptes wurde von Wallenstein nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutschland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundsatß dieses Mannes, die deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupt zu zerbrechen, und das Ansehn des Leh-

tern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiser die einzige gesetzgebende Macht in Deutschland, wer reichte alsdann hinauf an den Bezir, den er zum Vollzieher seines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenstein ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber eben weil diese Größe des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurückstürzen, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst empfahl er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, desto nothwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, daß sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten haben sollte, als — den Einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, daß Wallenstein das eben eroberte Melkenburg zum einstweiligen Unterpfande für sich verlangte, bis die Geldvorschuße, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzuge gethan, erstattet seyn würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrscheinlich um seine in General einen Vorzug mehr vor dem bayrischen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallensteins nicht sättigen. Vergebens erhoben sich

selbst in dem kaiserlichen Rathe unwillige Stimmen gegen diese neue Beförderung, die auf Unkosten zweyer Reichsfürsten geschehen sollte; umsonst widersetzten sich selbst die Spanier, welche längst schon sein Stolz beleidigt hatte, seiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen sich Wallenstein unter den Rathgebern des Kaisers erkauft hatte, behielt die Oberhand; Ferdinand wollte sich, auf welche Art es auch seyn mochte, diesen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man stieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkommen eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser aus ihrem Erbtheil, um eine Kreatur der kaiserlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Wald darauf fing Wallenstein an, sich einen Generallissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und fester Fuß an der Ostsee gewonnen. Von Pohlen und den Hanseestädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenseit des baltischen Meeres zu spielen, die Dänen in das Innerste ihres Reichs zu verfolgen, und einen Frieden zu erzwingen, der zu größern Eroberungen den Weg bahnen sollte. Der Zusammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordischen Reichen war zerrissen, wenn es dem Kaiser gelang, sich in die Mitte zwischen beyden zu lagern, und von dem adriatischen Meere bis an den Sund (das dazwischen liegende Pohlen stand in seiner Abhängigkeit) Deutsch-

land mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dies die Absicht des Kaisers war, so hatte Wallenstein seine besondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Besitzungen an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht abgeben, womit sich schon längst seine Ehrsucht trug, und welche ihn in den Stand setzen sollte, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zwecke zu erreichen, war es von äußerster Wichtigkeit, die Stadt Stralsund am baltischen Meere in Besitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den schwedischen und dänischen Küsten machte sie vorzüglich geschikt, in einem Kriege mit beyden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Diese Stadt, die sechste des Hansseatischen Bundes, genoss unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Privilegien, und, völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte sie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entferntesten Antheil genommen. Aber weder diese Neutralität, noch ihre Privilegien konnten sie vor den Anmaßungen Wallenstein's schützen, der seine Absicht auf sie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieses Generals, kaiserliche Besatzungen anzunehmen, hatte der Magistrat von Stralsund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch seinen Truppen den arglistig verlangten Durchmarsch verweigert. Jetzt schickte Wallenstein sich an, die Stadt zu belagern.

Für beyde nordische Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralsund bey seiner Unabhängigkeit zu schützen, ohne welche die freye Schifffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinschaftliche Gefahr besiegte endlich die Privateifersucht, welche schon längst beyde Könige entzweyte. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) versprachen sie einander, Stralsund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinschaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Absicht in der Ostsee erscheinen würde. Christian der Vierte warf sogleich eine hinreichende Besatzung in Stralsund, und stärkte durch seinen persönlichen Besuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsschiffe, welche König Sigismund von Pohlen dem Kaiserlichen Feldherrn zu Hülfe schickte, wurden von der dänischen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die übrigen abschlug, so hatte der Kaiserliche Generalissimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuschließen.

Nichts scheint abenteuerlicher zu seyn, als einen Seeplatz, der aufs Vortrefflichste befestigt war, erobern zu wollen, ohne seinen Hafen einzuschließen. Wallenstein, der noch nie einen Widerstand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden, und das Unmögliche besiegen. Stralsund, von der Seefeste frey, fuhr ungehindert fort, sich mit Lebensmitteln zu versehen, und mit neuen Truppen zu verstärken; nichts desto

weniger umzingelte es Wallenstein zu Lande, und suchte durch prahlerische Drohungen den Mangel gründlicher Mittel zu ersetzen. „Ich will,“ sagte er, „diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden.“ Der Kaiser selbst, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er sich keinen rühmlichen Ausgang versprach, ergriff mit Begierde die scheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmlliche Erbietungen der Stralsunder, seinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenstein verachtete diesen Befehl, und fuhr fort, den Belagerten durch unablässige Stürme zuzusehen. Da die dänische Besatzung schon stark geschmolzen, der Ueberrest der rastlosen Arbeit nicht gewachsen war, und der König sich außer Stand befand, eine größere Anzahl von Truppen an diese Stadt zu wagen, so warf sich Stralsund, mit Christian's Genehmigung, dem Könige von Schweden in die Arme. Der dänische Kommandant verließ die Festung, um einem schwedischen Platz zu machen, der sie mit dem glücklichsten Erfolge verteidigte. Wallenstein's Glück scheiterte vor dieser Stadt, und zum ersten Male erlebte sein Stolz die Kränkung, nach mehreren verlorenen Monaten, nach einem Verluste von 12,000 Todten, seinem Vorhaben zu entsagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er diese Stadt gesetzt hatte, den schwedischen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündniß zwischen Gu-

ftan Adolph und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland nicht wenig erleichterte.

Bis hierher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaisers begleitet, und Christian der Vierte, in Deutschland überwunden, mußte sich in seinen Inseln verbergen; aber die Ostsee setzte diesen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, sondern setzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meisten hatte man von der Vereinigung beyder nordischen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn sie Bestand hatte, dem Kaiser und seinem Feldherrn unmdglich machte, auf der Ostsee eine Rolle zu spielen, oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Geling es aber, die Sache dieser beyden Fürsten zu trennen, und sich der Freundschaft des dänischen Königs insbesondere zu versichern, so konnte man die einzelne schwedische Macht desto leichter zu überwinden hoffen. Furcht vor Einmischung fremder Mächte, aufrührerische Bewegungen der Protestanten in seinen eignen Staaten, die ungeheuern Kosten des bisher geführten Kriegs, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen protestantischen Deutschland im Begriff war zu erregen, stimmten das Gemüth des Kaisers zum Frieden, und aus ganz entgegengesetzten Gründen beehrte sich sein Feldherr, diesen Wunsch zu erfüllen.

Weit entfernt, einen Frieden zu wünschen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatstandes herunterstürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern, und durch diesen einseitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundschaft Dänemarks, dessen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für seine weit ansehenden Entwürfe sehr wichtig, und er beschloß, selbst mit Hintansetzung der Vortheile seines Herrn, sich diesen Monarchen zu verpflichten.

Christian der Vierte hatte sich in dem Vertrage von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Dessen ungeachtet wurde der Antrag, den ihm Wallenstein that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Kongresse zu Lübeck, (1629) von welchem Wallenstein die schwedischen Gesandten; die für Mecklenburg zu intercediren kamen, mit ausstudirter Geringschätzung abwies, wurden von kaiserlicher Seite alle den Dänen weggenommene Länder zurückgegeben. Man legte dem Könige auf, sich in die Angelegenheiten Deutschlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holstein gestattete, sich der niederdeutschen Stifter unter keinem Namen mehr anzumassen, und die mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksale zu überlassen. Christian selbst hatte diese beyden Fürsten in den Krieg mit

dem Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiser veranlaßten, war die Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht die unerheblichste gewesen — Auch dieses Fürsten wurde in dem Lübecker Frieden mit seiner Sylbe gedacht, und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmäßigkeit der bayerischen Churwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat Christian der Vierte vom Schauplatze.

Zum zweyten Male hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen, und es stand nur bey ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangsale fochten; die Gräueltthaten seiner Soldaten, die Habsucht seiner Feldherren hatten alle Grenzen überstiegen. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen Mansfelds und Christian von Braunschweig, von den schrecklichen Heerschaaren Tilly's und Wallensteins durchzogen, lag erschöpft, blutend, verödet, und seufzte nach Erholung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bey allen Ständen des Reichs, mächtig selbst bey dem Kaiser, der, in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entkräftet und vor den Rechnungen hange war, die seiner wartete.

ten. Aber unglücklicher Weise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beyde Religionsparteyen das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vortheil aus diesem Kriege gehen; die Protestanten wollten nicht schlimmer daraus gehen — der Kaiser, anstatt beyde Theile mit fester Mäßigung zu vereinigen, nahm Partey; und so stürzte Deutschland aufs Neue in die Schrecken eines entsetzlichen Krieges.

Schon seit Endigung der böhmischen Unruhen hatte Ferdinand die Gegenreformation in seinen Erbstaaten angefangen; wobei jedoch aus Rücksicht gegen einige evangelische Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche seine Feldherren in Niederdeutschland errochten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Protestanten in seinen Erbländern wurde, diesem Entschlusse gemäß, angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entsagen — eine bittere, schreckliche Wahl, welche die fürchterlichsten Empdrungen unter den Landknechten in Oesterreich erregte. In den pfälzischen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs des Kurfürsten der reformirte Gottesdienst aufgehoben, und die Lehrer dieser Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Diese Neuerungen waren nur das Vorspiel zu größern. Auf einem Churfürstenkonvent zu Rasthausen

forderten die Katholiken den Kaiser auf, alle seit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Protestanten eingezogene Erzstifter, Bistümer, mittelbare und unmittelbare Äbteyen und Klöster wieder an die katholische Kirche zurückzubringen, und dadurch die katholischen Stände für die Verluste und Bebrückungen zu entschädigen, welche sie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bey einem so streng katholischen Fürsten, wie es Ferdinand war, konnte ein solcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch schien es ihm zu fröh, das ganze protestantische Deutschland durch einen so entscheidenden Schritt zu empfinden. Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter nicht einen Theil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterschied mußten durch die Zurückforderung derselben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es eben so wenig außer Zweifel setzte. Aber ein langer, bey vielen fast ein Jahrhundert langer Besitz, das Stillschweigen von vier bisherigen Kaisern, das Gesetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Vorfahren einen gleichen Antheil mit den Katholischen zusprach, konnte als

an vollständiger Stund des Reichs von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verlaste, den sie durch Zurückgabe dieser Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unübersichtlichen Verwirrungen, welche die Folge davon seyn mußten, war dies kein geringer Nachtheil für sie, daß die widerungesetzten katholischen Bischöfe die katholische Parthey auf dem Reichstage mit eben so viel neuen Stimmen verstärkt sollten. So empfindliche Verlaste auf Seiten der Evangelischen ließen den Kaiser die festigste Widersehung besorgen, und ehe das Kriegsfeuer in Deutschland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung fürchtbare Parthey, welche an dem Churfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reizen. Er versuchte es also vorerst im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Großen aufnehmen würde. Einige Reichstädte in Norddeutschland, und der Herzog von Württemberg erhielten Mandate, verschiedene solcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umstände in Sachsen ließ ihn dort noch einige kühnere Versuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt hatten die protestantischen Domherren keinen Anstand genommen, Bischöfe von ihrer Religion aufzustellen. Beide Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallensteinische Truppen jetzt überschwenmt. Zufälliger Weise war Halberstadt durch den Tod des Administra-

iors, Herzog Christian von Braunschweig, das Erzstift Magdeburg durch Absetzung Christian Wilhelms, eines brandenburgischen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte diese beyden Umstände, um das halberstädtische Stift einem katholischen Bischofe, und noch dazu einem Prinzen aus seinem eignen Hause zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Kapitel zu Magdeburg, einen Sohn des Churfürsten von Sachsen zum Erzbischofe zu erwählen. Aber der Papst, der sich aus angemessener Gewalt in diese Angelegenheit mengte, sprach dem österreichischen Prinzen auch das magdeburgische Erzstift zu; und man konnte sich nicht enthalten, die Geschicklichkeit Ferdinands zu bewundern, der über dem heiligsten Eifer für seine Religion nicht vergaß, für das Beste seines Hauses zu sorgen.

Endlich als der Lübecker Friede den Kaiser von Seiten Dänemarks außer aller Furcht gesetzt hatte, die Protestanten in Deutschland gänzlich darniederzuliegen schienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete Ferdinand das durch so viel Unglück berühmte Restitutionsedikt, (1629) nachdem er es vorher jedem der vier katholischen Churfürsten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange spricht er sich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, dessen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Treuen Anlaß gegeben, vermittelt kaiser-

licher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberster Schiedsmann und Richter zwischen beyde streitende Parteyen zu treten. Dieses Recht gründete er auf die Obfervanz seiner Vorfahren, und auf die ehemals geschehene Einwilligung selbst protestantischer Stände. Churfachsen hatte dem Kaiser wirklich dieses Recht zugestanden; jetzt ergab es sich, wie großen Schaden dieser Hof durch seine Anhänglichkeit an Oesterreich der protestantischen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchstabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwist beyder Religionsparteyen es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst, und also selbst Partey war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eignen Sache nicht Richter seyn, ohne die Freyheit des deutschen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieses angemessenen Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab Ferdinand die Entscheidung: „daß jede, nach dem Datum dieses Friedens, von den Protestanten geschehene Einziehung sowol mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieses Friedens zumiderlaufe, und als eine

fer und den Fürsten der Ligue hatte seit Wallenstein's Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen, und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebieten, sah sich der stolze Churfürst von Bayern durch den kaiserlichen Feldherrn auf Einmal entbehrlich gemacht, und seine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Ansehen der Ligue verschwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu ernten, und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süßester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten Hohn zu sprechen, und der Autorität seines Herrn eine verhasste Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bey, die Empfindlichkeit des Churfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Mißtrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündniß mit Frankreich eingelassen, dessen sich auch die übrigen Fürsten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplänen des Kaisers, der Unwille über die gegenwärtigen schreyenden Uebel, hatte bey diesen jedes Gefühl der Dankbarkeit erstickt, Wallenstein's Erpressungen waren bis zum Unentraglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Hessen auf sieben Millionen an, die übrigen nach Verhältniß. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geschrey um

Hülfe, umsonst alle Gegenvorstellungen, kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, Alles über diesen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittschriften, alle wider Wallenstein gerichtet, stürmte man auf den erschrockenen Kaiser ein, und erschütterte sein Ohr durch die schauerhaftesten Beschreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. *Ferdinand* war kein Barbar. Wenn auch nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derselben, besann er sich nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren, und von seinen im Felde stehenden Heeren sogleich achtzehntausend Mann Reiterei abzubauen. Als diese Truppenverminderung geschah, rüsteten sich die Schweden schon lebhaft zu ihrem Einmarsche in Deutschland, und der größte Theil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Diese Nachgiebigkeit *Ferdinands* diente nur dazu, den Churfürsten von Bayern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Ansehen des Kaisers war unvollkommen, so lange der Herzog von Friedland das oberste Kommando behielt. Schwer rächten sich jetzt die Fürsten an dem Uebermuthe dieses Feldherrn, den sie alle ohne Unterschied hatten fühlen müssen. Die Absetzung desselben wurde daher von dem ganzen Churfürstenkollegium, selbst von den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefordert, die den

Kaiser in Erstaunen setzte. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Hestigkeit, mit welcher die Reldrer des Kaisers auf Wallensteins Absetzung drangen, mußte ihn von der Wichtigkeit dieses Dieners überzeugen. Wallenstein, von den Rabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geschmiedet wurden, verabsäumte nichts, dem Kaiser über die wahren Absichten des Churfürsten von Bayern die Augen zu öffnen. Er erschien selbst in Regensburg, aber mit einem Prunke, der selbst den Kaiser verdunkelte, und dem Hasse seiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Hasse der Fürsten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Churfürsten. Er ging damit um, seinem Sohne Ferdinand, erwählten Könige von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Diese Angelegenheit war ihm die dringendste, und er scheute sich nicht, seinen wichtigsten Diener aufzuopfern, um den Churfürsten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben diesem Churfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der sich zwischen

dem Kaiser und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vinzenz von Mantua und Montferrat war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein nächster Anverwandter, Karl, Herzog von Nevers, hatte sogleich von dieser Erbschaft Besitz genommen, ohne dem Kaiser, als oberstem Lehnsherrn dieser Fürstenthümer, die schuldige Pflicht zu erweisen. Auf französischen und venetianischen Beystand gestützt, beharrte er auf seiner Weigerung, diese Länder bis zur Entscheidung seines Rechts in die Hände der kaiserlichen Kommissarien zu übergeben. Ferdinand, in Feuer gesetzt von den Spaniern, denen, als Besitzern von Mailand, die nahe Nachbarschaft eines französischen Vasallen äußerst bedenklich, und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaisers Eroberungen in diesem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Papst Urbans des Achten ungeachtet, der den Krieg ängstlich von diesen Gegenden zu entfernen suchte, schickte er eine deutsche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erscheinung alle italienische Staaten in Schrecken setzte. Seine Waffen waren siegreich durch ganz Deutschland, als dies in Italien geschah, und die alles vergrößernde Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Oesterreichs zur Universalmonarchie auf Einmal wieder aufleben zu sehen. Die Schrecken des deutschen Kriegs verbreiteten sich nun auch über die gesegneten Fluren, welche der Po durch-

strömt, die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher mußte die verwüstende Gegenwart geschlossener Schaa ren empfinden. In den Vermün- schungen, welche weit und breit durch ganz Deutschland wider den Kaiser erschollen, gesellten sich nunmehr auch die Flüche Italiens, und im Conclave selbst stiegen von jetzt an stille Wünsche für das Glück der protestantischen Waffen zum Himmel.

Abgeschreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieser italienische Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Churfürsten ermüdet, die das Gesuch der französischen Minister mit Eifer unterstützten, gab der Kaiser den Vorschlägen Frankreichs Gehör, und versprach dem neuen Herzoge von Mantua die Belehnung.

Dieser wichtige Dienst von Seiten Bayerns war von französischer Seite einen Gegen dienst werth. Die Schließung des Traktats gab den Bevollmächtigten Richelieu eine gewünschte Gelegenheit, den Kaiser während ihrer Anwesenheit zu Regensburg mit den gefährlichsten Intriguen zu umspinnen, die mißvergnügten Fürsten der Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen, und alle Verhandlungen dieses Churfürstentages zum Nachtheile des Kaisers zu leiten. Zu diesem Geschäfte hatte sich Richelieu in der Person des Kapuziner- Paters Joseph, der dem Gesandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treff-

liches Werkzeug auszerlesen. Eine seiner ersten Instruktionen war, die Absetzung Wallensteins mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der sie zum Siege geführt hatte, verloren die österreichischen Armeen den größten Theil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verlust dieses einzigen Mannes nicht ersetzen. Ein Hauptstreich der Politik war es also, zu eben der Zeit, wo ein siegreicher König, unumschränkter Herr seiner Kriegsexperationen, sich gegen den Kaiser rüstete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Ansehn gleich war, von der Spitze der kaiserlichen Armeen wegzureißen. Vater Joseph, mit dem Churfürsten von Bayern einverstanden, unternahm es, die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Churfürstenrathe wie belagert war. „Es würde gut gethan seyn, meinte er, den Fürsten in diesem Stücke zu Gefallen zu leben, um desto eher zu der römischen Königswahl seines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieser Sturm erst vorüber seyn, so fände sich W a l l e n s t e i n alsdann schnell genug wieder, um seinen vorigen Platz einzunehmen.“ — Der listige Kapuziner war seines Mannes zu gewiß, um bey diesem Trostgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand den Zweyten die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden,“ schreibt sein eigener Beichtvater, „war ihm heiliger, als ein priesterliches Haupt. Geschähe es,

pfl egte er oft zu sagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste, und der Engel die zweyte Verbeugung von ihm erhalten.“ Wale nst e i n s Absetzung wurde beschloffen.

Zum Danke für dieses fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit solcher Geschicklichkeit in Regensburg entgegen, daß seine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römische Königswürde zu verschaffen, gänzlich mißlangen. In einem eignen Artikel des eben geschlossenen Vertrags hatten sich die französischen Minister im Namen dieser Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaisers die vollkommenste Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem Könige von Schweden bereits in Traktaten stand, ihn zum Kriege aufmunterte, und ihm die Allianz seines Herrn aufdrang. Auch nahm er diese Lüge zurück, sobald sie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater Joseph mußte in einem Kloster die Verwegenheit büßen, seine Vollmacht überschritten zu haben. Zu spät wurde Ferdinand gewahr, wie sehr man seiner gespottet hatte. „Ein schlechter Kapuziner,“ hörte man ihn sagen, „hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet, und nicht weniger als sechs Churbüte in seine enge Kapuze geschoben.“

Betrug und List triumphirten also über diesen Kaiser, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächt-

tig glaubte, und wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um funfzehntausend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verlust eines Heers ersetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunsch erfüllt zu sehen, um dessentwillen er alle diese Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde schlugen, hatten ihn Maximilian von Bayern und Pater Joseph unheilbar verwundet. Auf eben dieser merkwürdigen Versammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entschieden, und der in Mantua geendigt. Fruchtlos hatten sich auf demselben die Fürsten für die Herzoge von Mecklenburg bey dem Kaiser verwendet, englische Gesandte eben so fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen Friedrich gebettelt.

Wallenstein hatte über eine Armee von beynahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Absetzung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Officiere waren seine Geschöpfe; seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Höhe der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel

weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwey von Wallenstein's genantesten Freunden zu Ueberbringern dieser schlimmen Bottschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortbauernnden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen, zu gehorchen. Dieser Urtheilspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif, und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bekräftigten ihn die Prophezeiungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbände führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sterren gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sey, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man

brauchte die Sterne nicht zu bemähen, um mit Wahrscheinlichkeit vorher zu sagen, daß ein Feind wie Gustav Adolph einen General wie Wallenstein nicht lange entbehrlich lassen würde.

„Der Kaiser ist verrathen,“ antwortete Wallenstein den Gesandten, „ich bedauere ihn, aber ich vergeb' ihn. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Bayern domirt. Zwar thut mirs wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen.“ Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben, und bey den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Officiere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bey Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit, und schien dem Urtheilspruche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofs Raum

zu machen. , Aehnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. . Kavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldnen Schlüssel zurückgeben, um bey Wallenstein eben dieses Amts zu bekleiden. Er hielt sechzig Vagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereyen, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patronillen die Kunde um seinen Pallast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Geräusch der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unerschütterlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit

einem widrigen Tone ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch Andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit Andrer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur, und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirn, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener festhalten.

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein stille, doch nicht müßig, seine glänzende Stunde, und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolphs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl desselben genießen. Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben: der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Jügel befreit. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verrieth den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenderisch wie ein Monarch, schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besizungen zu zählen.

Nach Wallensteins Abdanlung und Gustav Adolphs Landung mußte ein neuer Generalissimus

aufgestellt werden; zugleich schien es nöthig zu seyn, das bisher getrennte Kommando der kaiserlichen und ligistischen Truppen in einer einzigen Hand zu vereinigen. Maximilian von Bayern trachtete nach diesem wichtigen Posten, der ihn zum Herrn des Kaisers machen konnte; aber eben dies bewog Letztern, sich für den König von Ungarn, seinen ältesten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beyde Kompetenten zu entfernen, und keinen Theil ganz unbefriedigt zu lassen, übergab man das Kommando dem ligistischen General Lilly, der nunmehr den bayrischen Dienst gegen den österreichischen vertauschte. Die Armeen, welche Ferdinand auf deutschem Boden stehen hatte, beliefen sich, nach Abgang der Wallensteinischen Truppen, auf etwa 40.000 Mann; nicht viel schwächer war die ligistische Kriegsmacht; beyde durch treffliche Officiere befehligt, durch viele Feldzüge geübt, und stolz auf eine lange Reihe von Siegen. Mit dieser Macht glaubte man um so weniger Ursache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte; die einzigen Pforten, durch welche er in Deutschland hereinbrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Versuche des Königs von Dänemark, die Progressen des Kaisers zu hemmen, war Gustav Adolph der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freyheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten poli-

tischen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt, und durch persönliche Fähi-
 gkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war.
 Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark ge-
 mein hatte, hatten ihn, schon vor dem Ausbruche des
 Kriegs in Niedersachsen, bewogen, seine Person und
 seine Heere zur Vertheidigung Deutschlands anzubieten;
 damals hatte ihn der König von Dänemark zu seinem
 eignen Unglücke verdrängt. Seit dieser Zeit hatte der
 Uebermuth Wallensteins und der despotische Stolz
 des Kaisers es nicht an Aufforderungen fehlen lassen,
 die ihn persönlich erhitzen und als König bestimmen mus-
 ten. Kaiserliche Truppen waren dem polnischen Kö-
 nige Sigismund zu Hülfe geschickt worden, um Preu-
 ßen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem Kö-
 nige, welcher sich über diese Feindseligkeit gegen Wal-
 lenstein beklagte, wurde geantwortet: „Der Kaiser
 habe der Soldaten zu viel. Er müsse seinen guten
 Freunden damit ausbelfen.“ Von dem Kongresse mit
 Dänemark zu Lübeck hatte eben dieser Wallenstein
 die schwedischen Gesandten mit beleidigendem Troze ab-
 gewiesen, und, da sie sich dadurch nicht schrecken lies-
 sen, mit einer Behandlung gedroht, welche das Völ-
 kerrecht verletzte. Ferdinand hatte die schwedischen
 Flaggen insultiren, und Depeschen des Königs nach Sie-
 benbürgen auffangen lassen. Er fuhr fort, den Frieden
 zwischen Polen und Schweden zu erschweren, die An-

maßungen Sigismunds auf den schwedischen Thron zu unterstützen, und Gustav Adolph den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholtesten Gegenstellungen Gustavs hatte er keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und neue Beleidigungen hinzugefügt, anstatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leisten.

So viele persönliche Aufforderungen, durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt, und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland, mußten auf das Gemüth eines Fürsten Eindruck machen, der auf seine königliche Ehre desto eifriger war, je mehr man geneigt seyn konnte, sie ihm streitig zu machen; der sich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beschützen, unendlich geschmeichelt fand, und den Krieg, als das eigentliche Element seines Genies, mit Leidenschaft liebte. Aber ehe ein Waffenstillstand oder Friede mit Pohlen ihm freye Hände gab, konnte an einen neuen und gefährvollen Krieg mit Ernst nicht gedacht werden.

Der Cardinal Richelieu hatte das Verdienst, diesen Waffenstillstand mit Pohlen herbeizuführen. Dieser große Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Faktionen und den Dünkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer stürmischen Staatsverwaltung unerschütterlich seinen Plan, die anwachsende Macht Oesterreichs

in ihrem stolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umstände, welche ihn umgaben, setzten diesen Entwürfen nicht geringe Hindernisse in der Ausführung entgegen; denn auch dem größten Geiste möchte es ungestraft nicht hingehen, den Wahrbegriffen seiner Zeit Hohn zu sprechen. Minister eines katholischen Königs, und durch den Purpur, den er trug, selbst Fürst der römischen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündnisse mit dem Feinde seiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt hatte. Die Schonung, welche Richelieu den eingeschränkten Begriffen seiner Zeitgenossen schuldig war, schränkte seine politische Thätigkeit auf die behutsamen Versuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken, und die Entwürfe seines erleuchteten Geistes durch eine fremde Hand zu vollstrecken. Nachdem er sich umsonst bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiser zu hindern, nahm er seine Zuflucht zu Gustav Adolph, dem Helden seines Jahrhunderts. Nichts wurde gespart, diesen König zur Entschließung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charasse, ein unverdächtiger Unterhändler des Cardinals, erschien in Pohlisch-Preußen, wo Gustav Adolph gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beyden Könige zum andern, um einen Waffenstillstand oder Frieden zwischen ihnen zu

Stande zu bringen. Gustav Adolph war längst dazu bereit, und endlich gelang es dem französischen Minister, auch dem Könige Sigismund über sein wahres Interesse und die betrügerische Politik des Kaisers die Augen zu öffnen. Ein Waffenstillstand wurde auf sechs Jahre zwischen beiden Königen geschlossen, durch welchen Gustav im Besiz aller seiner Eroberungen blieb, und die lange gewünschte Freiheit erhielt, seine Waffen gegen den Kaiser zu kehren. Der französische Unterhändler bot ihm zu dieser Unternehmung die Allianz seines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Gustav Adolph fürchtete nicht ohne Grund, sich durch Annahme derselben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu setzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe seiner Siege Fesseln anlegte, und durch das Bündniß mit einer katholischen Macht Mißtrauen bey den Protestanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieser Krieg war, so viel versprechend waren die Umstände, unter welchen Gustav Adolph ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaisers, unerschöpflich seine Hülfquellen, unüberwindlich bisher seine Macht; jeden Andern, als Gustav, würde ein so gefährvolles Spiel zurückgeschreckt haben. Gustav übersah alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu

besiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohl Disciplinirt war seine Kriegsmacht, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polnischen Kriege zum Siege gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menschen, und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angestrengt, war seinem Könige mit einem Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste Unterstützung von seinen Reichsständen hoffen ließ. In Deutschland war der Name des Kaisers wenigstens eben so sehr gehasst als gefürchtet. Die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreyers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyranny abzuwerfen, und sich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Erscheinung eines Gegners nicht unwillkommen seyn, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf deutschem Boden errungen, mußte für seine Sache entscheidend seyn, die noch zweifelnden Fürsten zur Erklärung bringen, den Muth seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren, und zu Fortsetzung des Kriegs reichliche Hülfquellen eröffnen. Hatten gleich die mehrsten deutschen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon freygeblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freywilligen mäßigen Opfer einem all-

gemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehrern Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mußten ihre Heere schmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen sie standen. Unzeitige Truppenversendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaisers vermindert; Spanien, durch den Verlust seiner amerikanischen Silberflotte geschwächt, und durch einen ernstlichen Krieg in den Niederlanden beschäftigt, konnte ihm wenig Unterstützung gewähren. Dagegen machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit sich selbst Frieden machte, kam ihm mit den vortheilhaftesten Anerbietungen bey seiner Unternehmung entgegen.

Aber die sicherste Bürgschaft für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung fand Gustav Adolph — in sich selbst. Die Klugheit erforderte es, sich aller äußerlichen Hülfsmittel zu versichern, und dadurch sein Unternehmen vor dem Vorwurfe der Verwegenheit zu schützen; aus seinem Busen allein nahm er seine Zuversicht und seinen Muth. Gustav Adolph war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts, und der tapferste Soldat in seinem Heere, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine bessere Kriegeskunst erfunden, welche den größten Feld-

herren der folgenden Zeiten zum Muster diente. Die unbehülfslichen großen Eskadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reitercy leichter und schneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernungen aus einander. Er stellte seine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zweyte anrücken konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reitercy mußte er dadurch zu ersetzen, daß er Fußgänger zwischen die Reiter stellte, welches sehr oft den Sieg entschied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Ganz Deutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf deutschem Boden in den ersten Zeiten so rühmlich unterschieden. Alle Ausschweifungen wurden aufs Strengste geahndet; am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. In den schwedischen Kriegsgesetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem schwedischen Lager, das Gezeul des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn machte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen, und unter freiem Himmel seine Andacht halten. In allem diesem war der Ge-

setzgeber zugleich Muster. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der sein großes Herz besetzte. Gleich frey von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren notwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächteley eines Ferdinand, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt, und auf dem Rücken der Menschheit trozig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glücks noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es Licht in seinem Gesichte; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzuoft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Siege, und seinem beleuchtenden Ablerblicke entging keine Heldenthat, die sein Beyspiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf diesen König, gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armuth hin, verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzis

gen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Kriegs in Zweifel war, so sehr war man es über die Art, wie er geführt werden sollte. Ein angreifender Krieg schien selbst dem muthvollen Kanzler Orenstierna zu gewagt, die Kräfte seines gelbarmen und gewissenhaften Königs zu ungleich den unermesslichen Hülfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutschland wie mit seinem Eigenthum schaltete. Diese furchtsamen Bedenkllichkeiten des Ministers widerlegte die sehende Klugheit des Helden. „Erwarten wir den Feind in Schweden,“ sagte Gustav, „so ist Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist; Alles ist gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küsten zu bewachen. Entwischte uns die feindliche Flotte, oder würde die unsrige geschlagen, so wäre es dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralsunds muß uns Alles liegen. So lange dieser Hafen uns offen steht, werden wir unser Ansehn auf der Ostsee behaupten, und einen freien Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden vertriehen, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir also nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unsre herr-

lichsten Vortheile verschmerzen. Schweden selbst darf keine feindliche Fahne sehen; und werden wir in Deutschland besiegt, so ist es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen."

Beschlossen wurde also der Uebergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden auf's Lebhafteste betrieben, und die Vorkehrungen, welche Gustav traf, verriethen nicht weniger Vorsicht, als der Entschluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor Allem war es nöthig, in einem so weit entlegenen Kriege Schweden selbst gegen die zweydeutigen Gefinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu setzen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markarbd versicherte sich Gustav der Freundschaft dieses Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Pohlen konnte man von Deutschland aus in Furcht erhalten, wenn es Lust bekommen sollte, den Waffenstillstand zu verlegen. Ein schwedischer Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutschen Hdfe bereiste, machte seinem Herrn, von Seiten mehrerer protestantischen Fürsten, die schmeichelhaftesten Hoffnungen; obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehn. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten sich bereitwillig, Geld vorzuschießen, und an Zahlungsstatt schwedisches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürsten von Siebenbürgen wur-

den vertraute Personen abgeschickt, diesen unverdöhlischen Feind Oesterreichs gegen den Kaiser in Waffen zu bringen.

Unterdessen wurden in den Niederlanden und Deutschland schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeigeschafft, die Flotte gehörig ausgerüstet, Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und Geld so viel nur möglich herbeigeschrieben. Dreyßig Kriegsschiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von funfzehntausend Mann stand bereit, und zweyhundert Transportschiffe waren bestimmt, sie überzusetzen. Eine größere Macht wollte Gustav Adolph nicht nach Deutschland hinübersühren, und der Unterhalt derselben hätte auch bis jetzt die Kräfte seines Königreichs überstiegen. Aber so klein diese Armee war, so vortreflich war die Auswahl seiner Truppen in Disciplin, kriegerischem Muthe und Erfahrung, die einen festen Kern zu einer größeren Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutschen Boden erst erreicht, und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt haben würde. Orenstierna, zugleich General und Kanzler, stand mit etwa zehntausend Mann in Preußen, diese Provinz gegen Pohlen zu vertheidigen. Einige reguläre Truppen und ein ansehnliches Corps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bey einem

schnellen Uebersalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs gesorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Gustav Adolph bey Anordnung der innern Regierung. Die Regentschaft wurde dem Reichsrathe, das Finanzwesen dem Pfalzgrafen Johann Kasimir, dem Schwager des Königs, übertragen, seine Gemahlin, so zärtlich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren. Gleich einem Sterbenden bestellte er sein Haus. Am 20sten May 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, und Alles zur Abfahrt in Bereitschaft war, erschien der König in Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feyerliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seinen vierjährige Tochter Christina, die in der Wiege schon zu seiner Nachfolgerinn erklärt war, auf die Arme, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Beherrscherinn, ließ ihr auf den Fall, daß er selbst nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Thränen zerfloß die ganze Versammlung, und der König selbst brauchte Zeit, um zu seiner Abschiedsrede an die Stände die nöthige Fassung zu erhalten.

„Nicht leichtsinniger Weise,“ fing er an, „stürze ich mich und euch in diesen neuen gefährvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs Grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hilfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben.

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, seyd gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.

„An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu ratthen. Euch, tapftrer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmähigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit

und Eintracht; seyd selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, euerm Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheunen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch allen mein zärtliches Lebewohl. Ich sage es vielleicht auf ewig.“

Zu Elßnaben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einschiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeigeströmt, dieses eben so prächtige als rührende Schauspiel zu sehen. Die Herzen der Zuschauer waren von den verschiedensten Empfindungen bewegt, je nachdem sie bey der Größe des Wagemuths oder bey der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Officieren, welche bey diesem Heere kommandirten, haben sich Gustav Horn, Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg, Baudissen, Banner, Tenzel, Lott, Mutsenfahl, Falkenberg, Kniphhausen, und andere mehr, einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erst im Junius unter Segel gehn, und erreichte am 24sten dieses Monats die Insel Rügen an der Küste von Pommern.

Gustav Adolph war der Erste, der hier ans Land stieg. Im Angesicht seines Gefolges kniete er nieder auf Deutschlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung seiner Armee und seiner Flotte. Auf den Inseln Wollin und Usedom setzte er seine Truppen ans Land; die kaiserlichen Besatzungen verließen sogleich bey seiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Blitzes-Schnelligkeit erschien er vor Stettin, sich dieses wichtigen Plazes zu versichern, ehe die Kaiserlichen ihm zuvorkämen. Bogisla der Vierzehnte, Herzog von Pommern, ein schwacher und alternder Prinz, war lange schon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiserlichen in seinem Lande ausgeübt hatten, und fortzufahren auszuüben; aber zu kraftlos, ihnen Widerstand zu thun, hatte er sich mit stillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erscheinung seines Retters, anstatt seinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So sehr sein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiserlichen ihm geschlagen; so wenig konnte dieser Fürst sich entschließen, durch offenbare Begünstigung der Schweden die Rache des Kaisers gegen sich zu reizen. Gustav Adolph, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte diese Stadt auf, schwedische Garnison einzunehmen. Bogisla erschien selbst in dem Lager des Königs, sich diese Einquartierung zu verbitten. „Ich komme als Freund und

nicht als Feind zu ihnen," antwortete Gustav; „nicht mit Pommern, nicht mit dem deutschen Reiche, nur mit den Feinden desselben führe ich Krieg. In meinen Händen soll dieses Herzogthum heilig aufgehoben seyn, und sicherer als von jedem Andern werden Sie es nach geendigtem Feldzuge von mir zurückerhalten. Sehen Sie die Fußspuren, der kaiserlichen Truppen in Ihrem Lande, sehen Sie die Spuren der meinigen in Usedom, und wählen Sie, ob Sie den Kaiser oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiser sich Ihrer Hauptstadt bemächtigen sollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen sehen? Die Sache ist dringend, fassen Sie einen Entschluß, und nöthigen Sie mich nicht, wirksamere Mittel zu ergreifen."

Die Wahl war schmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbarn Armee vor den Thoren seiner Hauptstadt; dort die unaussbleibliche Rache des Kaisers und das schreckenvolle Beyspiel so vieler deutschen Fürsten, welche als Opfer dieser Rache im Elende herumwanderten. Die dringendere Gefahr bestimmte seinen Entschluß. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, schwedische Truppen rückten ein, und dem Kaiserlichen, die schon in starken Märschen herbeieilten, wurde der Vorsprung abgewonnen. Stettin

Einnahme verschaffte dem Könige in Pommern festen Fuß, den Gebrauch der Oder, und einen Waffenplatz für seine Armee. Herzog Bogisla säumte nicht, den gethanen Schritt bey dem Kaiser durch die Nothwendigkeit zu entschuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätheren im voraus zu begegnen; aber von der Unverfähllichkeit dieses Monarchen überzeugt, trat er mit seinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die schwedische Freundschaft sich gegen die Rache Oesterreichs in Sicherheit zu setzen. Der König gewann durch diese Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutschem Boden, der ihn den Rücken deckte, und den Zusammenhang mit Schweden offen hielt.

Gustav Adolph glaubte sich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerst feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhaben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an. Gegen die europäischen Fürsten rechtfertigte er sein Betragen in einem eignen Manifeste, in welchem alle schon angeführte Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdeffen setzte er seine Progressen in Pommern fort, und sah mit jedem Tage seine Heere sich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mannsfeld, Herzog Christian von Braunschweig, dem Könige von Dänemark und unter Wallenstein gefochten, stell-

ten sich Officiere sowol, als Soldaten schaarenweise dar, unter seinen siegreichen Fahnen zu streiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiserlichen Hofe der Aufmerksamkeit bey Weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen schien, Der österreichische Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchsten Gipfel getrieben, sah mit Geringschätzung auf einen Fürsten herab, der mit einer Handvoll Menschen aus einem verachteten Winkel Europas hervorkam, und, wie man sich einbildete, seinen bisher erlangten Kriegsrühm bloß der Ungeschicklichkeit eines noch schwächern Feindes verdankte. Die herabsetzende Schilderung, welche Wallenstein, nicht ohne Absicht, von der schwedischen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaisers: wie hätte er einen Feind achten sollen, den sein Feldherr sich getraute mit Ruthen aus Deutschland zu verjagen? Selbst die reißenden Fortschritte Gustav Adolfs in Pommern konnten dieses Vorurtheil nicht ganz besiegen, welchem der Spott der Höflinge stets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajestät, welche die Kälte des Nordes jetzt zusammenhalte, die aber zusehens schmelzen würde, je näher sie gegen Süden rückte. Die Churfürsten selbst, welche in Regensburg versammelt waren, würdigten seine Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit, und verweigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen F e r d i-

n a n d, sogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieser Geringschätzung ungeachtet, hatte sich der Kaiser doch bereitwillig finden lassen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet. Aber aus ihren Instruktionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernst war, da er Gustaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Absicht schien bloß dahin zu gehen, das Verhasste des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden abzuwälzen, und sich dadurch auf den Beystand der Reichsstände desto eher Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten gewesen war, zerßlug sich also dieser Congreß zu Danzig, und die Erbitterung beyder Theile wurde durch einen heftigen Briefwechsel aufs Höchste getrieben.

Ein kaiserlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern commandirte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Orte nach dem andern wurden die Kaiserlichen vertrieben; Damm, Stargard, Camin, Wolgast fielen schnell nach einander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, ließ der kaiserliche General auf dem Rück-

zuge seine Truppen die schrecklichsten Gewaltthatigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verübten, welche sein Geiz längst schon aufs Grausamste gemißhandelt hatte. Unter dem Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiserlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wußten, ließen sie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulassen. Aber diese Barbareyen dienten nur dazu, das entgegengesetzte Betragen der Schweden in ein desto glänzenderes Licht zu setzen, und dem menschenfreundlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die schwedischen Heere mit offenen Armen; alle kaiserlichen Soldaten, welche dem pommerschen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in schwedischen Dienst, und die Stände dieses so sehr erschöpften Landes ließen es sich mit Freuden gefallen, dem König eine Contribution von hunderttausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bey aller Härte seines Charakters ein vortrefflicher General, suchte dem Könige von Schweden den Besiz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Orte zu vertreiben vermochte. Er verschanzte sich zu Garz, oberhalb

Stettin, an der Oder, um diesen Fluß zu beherrschen, und jener Stadt die Communication zu Wasser mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem Könige von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen, die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzusehr entblößt, um angriffsweise gegen den König zu agiren, gedachte mit Hilfe dieses Operationsplans dem Grafen Tilly Zeit zu verschaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeizueilen, und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benützte sogar einmal die Entfernung des Königs, um sich durch einen unermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen. Aber die Schweden ließen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeschlagen, und Torquato verschwand mit einem großen Verluste. Nicht zu läugnen ist es, daß Gustav Adolph bey diesem günstigen Anfange eben so viel dem Glücke als seiner Kriegserfahrung dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit Wallensteins Abdankung auf die Tiefste heruntergekommen. Grausam rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst: ein ausgezehrt verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung

mehr für die Befehle der Officiere; zusehens schmolz ihre Anzahl durch häufige Desertionen, und durch ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesem ungewohnten Klima verursachte. Unter diesen Umständen sehnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu erquickten; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorsorge hatte Gustav seine Soldaten mit Schaafspelzen versehen lassen, um auch die rauheste Jahreszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die trostlose Antwort: „Die Schweden seyen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen möchten es mit sich halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich mäßig zu verhalten.“ Torquato Conti legte bald darauf sein Commando, woben wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bey dieser Ungleichheit mußte sich der Vortheil notwendiger Weise auf schwedischer Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Pirik von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Dem-

min und Colberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungesäumt die nachdrücklichsten Anstalten machte. Der fliehende Feind nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Pässe bey Ribnitz und Dams-
garden hatte sich Gustav den Eingang in das Herzog-
thum Mecklenburg eröffnet, dessen Unterthanen durch
ein vorangeschicktes Manifest aufgefordert wurden, un-
ter die Herrschaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurück-
zukehren, und Alles, was Wallensteinisch wäre, zu ver-
sagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiserlichen
die wichtige Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den
König, der seine Macht nicht gern theilen wollte, an
furtherm Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indes-
sen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, durch
die zu Regensburg versammelten Fürsten, bey dem Kai-
ser fürsprechen lassen; vergebens hatten sie, um den
Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bänd-
niß mit Schweden und jeden Weg der Selbsthülfe ver-
schmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kai-
sers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen sie jetzt öffent-
lich die Partey des Königs von Schweden, warben
Truppen und übertrugen das Commando darüber dem
Herzoge Franz Karl von Sachsen-Lauenburg.
Dieser bemächtigte sich auch wirklich einiger festen Plätze

an der Elbe, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General Pappenheim, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Magdeburg von letzterm belagert, sah er sich, nach einem vergeblichen Versuche zu entfliehen, genöthigt, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. So verschwand dann aufs Neue die Hoffnung dieser unglücklichen Fürsten zum Wiedereintritt in ihre Lande; und dem siegreichen Arme Gustav Adolphs allein war es aufbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu zeigen.

Die flüchtigen kaiserlichen Scharen hatten sich in die Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatz ihrer Gräueltaten machten. Nicht zufrieden, die willkürlichsten Schatzungen einzufordern, und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten diese Unmenschen auch noch das Innere der Häuser, zerklugen, erbrachen Alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrath, den sie fanden, mißhandelten auf das Entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiligen Stätten. Und Alles dies geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Unterthanen eines Fürsten, von welchem der Kaiser nicht beleidigt war, dem er trotz diesem Allem noch zumuthete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehn und

aus Geldnoth geschehen lassen mußten, erweckte selbst den Unwillen der kaiserlichen Generale, und ihr oberster Chef, Graf von Schaumburg, wollte schamroth das Commando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um sein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelassen von dem Kaiser, der zu den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befahl endlich der Churfürst von Brandenburg seinen Unterthanen in einem Edikte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem solchen Grade war der Gräuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung gestiegen, daß dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbststrache zu befehlen.

Die Kaiserlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Churfürsten, ihm die Festung Eßtrin zum Durchmarsche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Colberg zu vollenden; unterdessen war der Feldmarschall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieser General, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder Mannsfelds, Christians von Braunschweig,

des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, sollte jetzt an dem Könige von Schweden einen würdigen Gegner finden. Lilly stammte aus einer edlen Familie in Lüttich, und hatte in dem niederländischen Kriege, der damaligen Feldherrnschule, seine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, seine erlangten Fähigkeiten unter Kaiser Rudolph dem Zweyten in Ungarn zu zeigen, wo er sich schnell von einer Stufe zur andern empor schwang. Nach geschlossenem Frieden trat er in die Dienste Maximilians von Bayern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannte. Lilly wurde durch seine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayrischen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian seine bisherige Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmischen Kriege wurde ihm das Commando der ligistischen Truppen, und jetzt, nach Wallensteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiserliche Armee übertragen. Eben so streng gegen seine Truppen, eben so blutdürstig gegen den Feind, von eben so finsterner Gemüthsart als Wallenstein, ließ er diesen an Bescheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter sich zurück. Ein blinder Religionsseifer und ein blutdürstiger Verfolgungsgeist vereinigten sich mit der natürlichen Wildheit seines Charakters, ihn zum Schrecken der Protestanten zu machen. Ein bizarres und

sprechendes Aeußeres entsprach dieser Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirn, starkem Knebelbarte und unten zugespitztem Gesichte, zeigte er sich gewöhnlich in einem spanischen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeschlizten Ärmeln, auf dem Kopfe einen kleinen hoch aufgestuhten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeister der Flämänder, und es fehlte viel, daß seine Thaten diesen Eindruck auslöschten. So war der Feldherr beschaffen, der sich dem nordischen Helden entgegenstellte.

Lilly war weit entfernt, seinen Gegner gering zu schätzen. „Der König von Schweden,“ erklärte er auf der Churfürstenversammlung zu Regensburg, „ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der besten Blüthe seiner Jahre. Seine Anstalten sind vortrefflich, seine Hülfsmittel nicht gering; die Stände seines Reichs sind äußerst willfährig gegen ihn gewesen. Seine Armee, aus Schweden, Deutschen, Liefländern, Finnländern, Schotten und Engländern zusammengelassen, ist zu einer einzigen Nation gemacht, durch blinden Gehorsam. Dies ist ein Spieler, gegen welchen, nicht verloren zu haben, schon überaus viel gewonnen ist.“

Die Fortschritte des Königs von Schweden in

Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren, und dringend fordereten die dort kommandirenden Feldherren seine Gegenwart. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbefürfnisse zusammenzubringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberreste der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich starken Besatzung, und er selbst wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten, und Colberg zu entsetzen, welche Stadt von den Schweden schon aufs Aeußerste gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verließ, hatte sich Demmin, von dem Herzoge Savelli äußerst schlecht vertheidigt, an den König ergeben, und auch Colberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Pässe nach Vorpommern aufs Beste besetzt waren, und das Lager des Königs bey Schwedt jedem Angriffe Troß bot, so entsagte Tilly seinem ersten angreifenden Plane, und zog sich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin stand es dem Könige frey, unaufgehalten ins Mecklenburgische zu drin-

gen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog seine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum seinen Rückmarsch angetreten, als er sein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob, und mit seiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Diese Stadt war schlecht befestigt, aber durch eine achtausend Mann starke Besatzung vertheidigt, größtentheils Ueberrest jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemißhandelt hatten. Der Angriff geschah mit Lebhaftigkeit, und schon am dritten Tage wurde die Stadt mit stürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweymal Schamade schlugen, die Kapitulation, um das schreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nämlich gleich nach seiner Ankunft in diesen Gegenden eine schwedische Besatzung, die sich verspätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben, und, durch ihren lebhaften Widerstand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen lassen. Dieser Grausamkeit erinnerten sich jetzt die Schweden, als Frankfurt erstiegen ward. Neubrandenburgisch Quartier! antwortete man jedem kaiserlichen Soldaten, der um sein Leben bat, und stieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tausend wurden erschlagen oder gefangen, Viele ertranken in der Oder, der Ueberrest floh nach Schlessen, die ganze Artillerie gerieth in schwedische Hände. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben,

musste Gustav Adolph eine dreyständige Plünderung erlauben.

Indem dieser König von einem Siege zum andern forteilte, der Muth der protestantischen Stände dadurch wuchs und ihr Widerstand lebhafter wurde, fuhr der Kaiser noch unverändert fort, durch Vollstreckung des Restitutionsediktes und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Gedult aufs Aeußerste zu treiben. Nothgedrungen schritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn sein willkürliches Verfahren gestürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders, als durch eben so willkürliche Mittel, zu entgehen. Aber in einem so künstlich organisirten Staatskörper, wie der deutsche ist und immer war, mußte die Hand des Despotismus die unübersehblichsten Zerrüttungen anrichten. Mit Erstaunen sahen die Fürsten unvermerkt die ganze Reichsverfassung umgekehrt, und der eintretende Zustand der Natur führte sie zur Selbsthilfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zustande der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaisers gegen die evangelische Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihm so lange die betriegerische Politik dieses Prinzen verbarg. Durch Ausschließung seines Sohnes von dem Erzkiste zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand persönlich beleidigt, und der Feldmarschall von Arn-

heim, sein neuer Günstling und Minister, verabfümte nichts, die Empfindlichkeit seines Herrn aufs Höchste zu treiben. Vormalß kaiserlicher General unter Wallensteins Commando, und noch immer dessen eifrig ergebener Freund, suchte er seinen alten Wohlthäter und sich selbst an dem Kaiser zu rächen, und den Churfürsten von Sachsen von dem österreichischen Interesse abzuziehen. Die Erscheinung der Schweden in Deutschland mußte ihm die Mittel dazu darbieten. Gustav Adolph war unüberwindlich, sobald sich die protestantischen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiser mehr. Chursachsens Beispiel konnte die Erklärung aller Uebrigen nach sich ziehen, und das Schicksal des Kaisers schien sich gewisser Massen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der listige Günstling machte dem Ehrgeize seines Herrn diese seine Wichtigkeit fühlbar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiser durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken zu setzen, um von der Furcht dieses Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit desselben nicht zu erwarten sey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuschließen, um immer wichtig zu seyn und immer freye Hand zu behalten. Er begeisterte ihn für den stolzen Plan, (dem nichts als eine verständigere Hand zur Vollstreckung fehlte) die ganze Partey der Protestanten an sich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutschland aufzustellen, und

in der Mitte zwischen Schweden und Oesterreich die Entscheidung in den Händen zu tragen.

Dieser Plan mußte der Eigenliebe Johann Georg um so mehr schmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen, und länger unter der Tyranney des Kaisers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er sich die Führung der deutschen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entrißen sehen, und so wenig Fähigkeit er auch besaß, die erste Rolle zu spielen, so wenig ertrug es seine Eitelkeit, sich mit der zweiten zu begnügen. Er beschloß also, von den Progressen des schwedischen Königs die möglichsten Vortheile für seine eigne Lage zu ziehen, aber unabhängig von diesem seinen eignen Plan zu verfolgen. Zu diesem Ende besprach er sich mit dem Churfürsten von Brandenburg, der aus ähnlichen Ursachen gegen den Kaiser entrüstet und auf Schweden mißtrauisch war. Nachdem er sich auf einem Landtage zu Torgau seiner eignen Landstände versichert hatte, deren Beystimmung ihm zur Ausführung seines Plans unentbehrlich war, so lud er alle evangelische Stände des Reichs zu einem Generalconvent ein, welcher am 6ten Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden sollte. Brandenburg, Hessenkassel, mehrere Fürsten, Grafen, Reichsstände, protestantische Bischöfe erschienen entweder selbst oder durch Bevollmächtigte auf dieser Versammlung, welche der sächsische

Hofprediger, D. H. v. Hohenegg, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte sich der Kaiser bemüht, diese eigenmächtige Zusammenkunft, welche augenscheinlich auf Selbsthülfe zielte, und bey der Anwesenheit der Schweden in Deutschland höchst bedenklich war, zu hintertreiben. Die versammelten Fürsten, von den Fortschrittten Gustav Adolfs belebt, behaupteten ihre Rechte, und gingen nach Verlauf zweyer Monate mit einem merkwürdigen Schlusse auseinander, der den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der Inhalt desselben war, den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutionsediktes, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Exekutionen und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu ersuchen — einstweilen aber eine 40.000 Mann starke Armee zusammenzubringen, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte.

Ein Umstand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beyhiet, die Engherzigkeit der protestantischen Fürsten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenkllichkeiten besiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückschreckten, und war am 13ten Jänner dieses 1631sten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieser Krone getreten. Nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholischen Reichsfürsten, welche

Frankreich in Schutz nahm, Gustav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, und nach einem minder wichtigen Zank über den Titel Majestät, den der französische Hochmuth dem schwedischen Stolz verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweyten, Gustav Adolph in dem ersten Artikel nach, und zu Werwald in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beyde Mächte verpflichteten sich in demselben, sich wechselseitig und mit gewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Grenzen, wie in dem Innern Deutschlands, Alles eben so wieder herzustellen, wie es vor dem Ausbruche des Kriegs gewesen war. Zu diesem Ende sollte Schweden eine Armee von 30,000 Mann auf eigene Kosten in Deutschland unterhalten, Frankreich hingegen 400,000 Thaler jährlicher Hülfselder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Gustavs begünstigen, so sollten in den eroberten Plätzen die katholische Religion und die Reichsgesetze ihm heilig seyn, und gegen beyde nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürsten in und außer Deutschland, selbst den katholischen, der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen, kein Theil ohne Wissen und Willen des andern einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schließen, das Bündniß selbst fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem Könige von Schweden gekostet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen, und einer ungebundenen Freyheit in Führung des Kriegs zu entsagen, so entscheidend war diese französische Allianz für seine Angelegenheiten in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die ansehnlichste Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für deren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser fürchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Oesterreichs Demüthigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutschland Fortschritte machen, weil ihm das Bündniß mit einer katholischen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Gustav Adolphs Erscheinung die evangelische Religion und deutsche Freyheit gegen die Uebermacht Kaiser Ferdinands beschützte, eben so konnte nunmehr Frankreichs Dazwischenkunft die katholische Religion und deutsche Freyheit gegen eben diesen Gustav Adolph in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Traktate zu unterrichten, und sie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch

Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuche, und sparte keine Vorstellungen, den Churfürsten von Sachsen zu bewegen. Gustav Adolph wollte sich mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt hielten sollten, sich öffentlich für seine Partey zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zu Annehmung seiner Vorschläge Hoffnung, so bald sie nur Lust bekommen sollten; Johann Georg, immer voll Eifersucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigennützigen Politik getreu, konnte sich zu keiner entscheidenden Erklärung entschließen.

Der Schluß des Leipziger Convents und das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden waren zwey gleich schlimme Zeitungen für den Kaiser. Gegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe, und bloß eine Armee fehlte ihm, am Frankreich wegen dieser seinen ganzen Unwillen empfinden zu lassen. Abmahnungsschreiben ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung aufs Strengste untersagten. Sie antworteten mit heftigen Widerlagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht, und fuhren fort, sich in Rüstung zu setzen.

Die Generale des Kaisers sahen sich unterdessen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schwe-

den oder die deutschen Reichsstände außer Augen zu lassen, da sie mit einer getheilten Macht beyden zugleich nicht gewachsen waren. Die Bewegungen der Protestanten zogen ihre Aufmerksamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progressen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiserlichen Erblande schon in der Nähe bedrohte, forderten sie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte sich der König gegen Landsberg an der Wartha gewendet; und Tilly kehrte nun, nach einem zu späten Versuch, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernst fortzusetzen.

Das reiche Erzbisthum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzbisthum zu riskiren, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulirte es den Prinzen Johann August, zweyten Sohn des Churfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eignen Sohne, Leopold, dieses Erzbisthum zuzuwenden. Der Churfürst von Sachsen ließ darüber thörichte Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von

Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert, und von schmerzlichen Hoffnungen erheit, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Kapitels, die Concurrenz mit zwey mächtigen Mitbewerbern und das Restitutions- edikt seiner Wiederherstellung entgegensetzten. Er that eine Reise nach Schweden, und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabey ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Besatzers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plözlich in der Rathsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren; an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefährde der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreyung erschienen sey, und daß ihnen Gustav Adolph seine Allianz und allen Beystand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freyheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühn-

heit besetzte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreyheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bey ihrer Religion und ihren Privilegien aufs Gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolph nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heers nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolph, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von

Falkenberg einen erfahrenen Officier, um die Kriegsoperationen zu leiten, und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehn. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Commandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Papenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachsen, und schickte sich ernstlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Lili, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedikte nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeitlang verzögert.

gert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit commandirenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30sten März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Endenburg und Neustadt dem Feinde Preis gegeben, der sie sogleich in die Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bey Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, belief sich nicht über 2000 Mann Fußvolks und einige Hundert Reiteren; eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmäßige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Hermern that es weh, daß man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßstellte, während der Reiche seine

Dienerſchaft ſchickte und ſich in ſeinem Hauſe gütlich that. Der Unwille brach zulezt in ein allgemeines Wurren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachläſſigkeit im Dienſte an die Stelle der wachſamen Vorſicht. Dieſe Trennung der Gemüther, mit der ſteigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer Kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß mehrere ſchon anfangen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeſchreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaiſers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen ſey. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freyheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiſerlichen Namen, die wahrſcheinliche Hoffnung eines nahen Entſatzes, entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und ſo ſehr man in allem andern getrennt ſeyn mochte, ſo einig war man, ſich bis aufs Aeufferſte zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, ſich entſetzt zu ſehen, war auf die höchſte Wahrſcheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, ſie wußten um die Annäherung Guſtav Adolphs; beyden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieſes war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darauſ eilte er ſo ſehr, ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, von Magdeburg Reiſſer zu machen. Schon hatte er,

der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereyen der Schweden selbst bis vor Jertzst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweyter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgeedrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs Heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hdyte nach und nach auf, den Belagerten zu antworten. Ehe neues Pulver

bereitet war, mußte Magdeburg entsezt seyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs Höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingelehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolph hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bey, sie zu verstärken. Am 9ten May fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlags sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf, und ein entseztliches Erwachen!

Lilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemäistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalssturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen, und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabey auf das Beispiel von Rastrich, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und

Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sey. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem oten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft, und erwartete, der Abrede gemäß, früh um 5 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwey Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhändiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabey zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweyten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweyte feindliche Partey schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts streckten

die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Veräbung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reitercy, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwey andre Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benützt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwey Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil

seines Fußvolks einmarschiren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel; zwey Worte des Grafen Lilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anheföhlen haben; Lilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu fühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die stehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiteren und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Die Würgescene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreye Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit, können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das

Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreyundfuhzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mutter zu speißen. Einige ligistische Officiere, von diesem grausenvollen Anblicke empdrt, unterstanden sich, den Grafen Lilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder, war seine Antwort. Ich werde dann sehen, was ich thun werde; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräucl fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren, und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Furchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Wüthger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger

als zwölff Stunden lag diese vollreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwey Kirchen und einige Hättten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drey Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Officiere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Officiere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Officiere der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Raum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwählen. Manche erstickte der Dampf; Viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13ten Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauerhaft gräßlich, empfindend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzerschneidendem Geschrey ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den todtten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als 6000 Lei-

den mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenen und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen 1000 Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drey Tage und zwey Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Lillj ließ ihnen Pardon ankündigen, und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feyerliche Messe gehalten, und unter Abfeuerung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sey. Und in diesem Vorhaben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grausenvollem Schicksale verbreitete Frohlocken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundesverwandte Stadt hilflos

gelassen hatte. Auch der Billigste fand diese Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und Gustav-Adolph, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreyung er erschienen war, sah sich gezwungen, in einer eignen Schusschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16ten April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg schwebte. Sogleich ward sein Entschluß gefaßt, diese bedrängte Stadt zu befreien, und er setzte sich deswegen mit seiner ganzen Reiterey und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihn zum unverbrüchlichen Klugheitsgefehe, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frey zu haben. Mit der misstrauischsten Behutsamkeit mußte er ein Land durchziehen, wo er von zweydeutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Königreich abschneiden konnte. Der Churfürst von Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den stichtigen Kaiserlichen angethan, und den nachtheilenden Schweden verschlossen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte eben dieser Churfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König Feinde vor und hinter sich, ohne Rettung

ein begründetes Mißtrauen setzte. Ehe er sich also in Marsch setzte, ließ er diesen Prinzen um einen freyen Durchzug, und um das Nothige für seine Truppen gegen baare Bezahlung ersuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen, und keine Vorstellung konnte den Churfürsten bewegen, seinem Neutralitätssystem zu entsagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entfesseltem Schicksal.

Lilly verkündigte sie mit dem Tone eines Siegers allen protestantischen Fürsten, und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken aufs Beste zu benutzen. Das Ansehen des Kaisers, durch die bisherigen Progressen Gustavs merklich herunter gebracht, erhob sich furchtbarer als je nach diesem entscheidenden Vorgang, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gebieterischen Sprache, welche er gegen die protestantischen Reichsstände führte. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtspruch vernichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Dekret aufgehoben, allen widersehligen Ständen Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollzieher dieses kaiserlichen Schlasses, ließ Lilly sogleich Truppen gegen den Bischof von Bremen marschiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war, und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht gesetzte Bischof übergab die letztern sogleich in die Hände des Lilly, und unterzeichnete

die Kassation der Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Kommando des Grafen von Fürstenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Administrator von Württemberg. Der Herzog mußte sich dem Restitutionsedikt und allen Dekreten des Kaisers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von 100,000 Thalern erlegen. Ähnliche Lasten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkischen und schwäbischen Kreise auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die schnelle Uebermacht, welche er durch diesen Vorfall erlangte, mehr scheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Gränzen der bisherigen Mäßigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltsamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentschlossenheit der deutschen Fürsten zum Vortheil Gustav Adolfs besiegte. So unglücklich also die nächsten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch seyn mochten, so wohlthätig waren die spätern. Die erstere Ueberraschung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutsche Freiheit erhob sich aus Magdeburgs Asche.

Unter den Fürsten des Leipziger Bundes waren der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von

Hessen bey Weitem am meisten zu fürchten, und die Herrschaft des Kaisers war in diesen Gegenden nicht befestigt, so lange er diese beyden nicht entwaffnet sah. Gegen den Landgrafen richtete Tilly seine Waffen zuerst, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die sächsisch-ernestinischen und schwarzburgischen Lande wurden auf diesem Zuge äußerst gemißhandelt, Frankenhäusen, selbst unter den Augen des Tilly, von seinen Soldaten ungestraft geplündert und in die Asche gelegt; schrecklich mußte der unglückliche Landmgnn dafür büßen, daß sein Landesherr die Schweden begünstigte. Erfurt, der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es sich aber durch eine freywillige Lieferung von Proviant und eine Geldsumme los kaufte. Von da schickte Tilly seinen Abgesandten an den Landgrafen von Kassel, mit der Forderung, ungesäumt seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bund zu entsagen, kaiserliche Regimente in sein Land und seine Festungen aufzunehmen, Kontributionen zu entrichten, und sich entweder als Freund oder Feind zu erklären. So mußte sich ein deutscher Reichsfürst von einem kaiserlichen Diener behandelt sehen. Aber diese ausschweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heermacht, von der sie begleitet wurde, und das noch frische Andenken von Magdeburgs schauerhaftem Schicksal mußte den Nachdruck desselben vergrößern. Um so

mehr Lob verdient die Unerblichkeit, mit welcher der Landgraf diesen Antrag beantwortete: „Fremde Soldaten in seine Festungen und in seine Residenz aufzunehmen, sey er ganz und gar nicht gesonnen — Seine Truppen brauche er selbst — Gegen einen Angriff würde er sich zu vertheidigen wissen. Fehlte es dem General Lilly an Geld und an Lebensmitteln, so möchte er nur nach München ausbrechen, wo Vorrath an beyden sey.“ Der Einbruch zweyer kaiserlicher Schaaren in Hessen war die nächste Folge dieser herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wußte ihnen so gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet wurde. Nachdem aber Lilly selbst im Begriff stand, ihnen mit seiner ganzen Macht nachzufolgen, so würde das unglückliche Land für die Standhaftigkeit seines Fürsten theuer genug haben haßen müssen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden diesen General noch zu rechter Zeit zurück gerufen hätten.

Gustav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichsten Schmerz erfahren, der dadurch vergrößert wurde, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Festung Spandau zurück verlangte. Der Verlust von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Besitz dieser Festung so wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Nothwendigkeit einer ent-

scheidenden Schlacht zwischen ihm und Tilly herandrückte, desto schwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entsagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorstellungen und Bitten bey dem Churfürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte, und die Kalt sinnigkeit desselben vielmehr mit jedem Tage stieg, so schickte er endlich seinem Kommandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demselben Tage an der Churfürst als Feind behandelt werden sollte.

Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht schlechter behandelt seyn, als die Generale des Kaisers,“ antwortete er den Abgesandten, die der bestärzte Churfürst in sein Lager schickte. Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, ihnen alle Plätze, welche sie nur wollten, übergeben, und durch alle diese Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß sie menschlicher mit seinem Volke verfahren wären. Alles, was ich von ihm verlange, ist Sicherheit, eine mäßige Geldsumme, und Brod für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm, seine Staaten zu beschützen, und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf diesen Punkten aber muß ich bestehen, und mein Bruder, der Churfürst, entschliefte sich eilends, ob er mich zum Freunde haben, oder seine Hauptstadt geplündert sehen will.“ Dieser entschlossene Ton machte Eindruck, und

Die Richtung der Kanonen gegen die Stadt besiegte alle Zweifel Georg Wilhelms. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher sich der Churfürst zu einer monatlichen Zahlung von 30,000 Thalern verstand, Spandau in den Händen des Königs ließ, und sich ansehnlich machte, auch Küstrin seinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Diese nunmehr entschiedene Verbindung des Churfürsten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine bessere Aufnahme, als der ähnliche Entschluß des Herzogs von Pommern vormalig gefunden hatte; aber der ungünstige Wechsel des Glücks, den seine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiser nicht, seine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über diese glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botschaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feste Platz, den die Kaiserlichen noch in Pommern besaßen, übergegangen, und nunmehr das ganze Land von diesen schlimmen Feinden gereinigt sey. Er erschien selbst wieder in diesem Herzogthum, und genoß das entzückende Schauspiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verstrichen, daß Sußard Deutschland betreten hatte, und diese Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfest gefeyert. Kurz vorher hatte ihn der Czar von Moskau durch Gesandte beglück-

ßen, seine Freundschaft erneuern, und sogar Hülfsstruppen antragen lassend. Zu diesen friedfertigen Gesinnungen der Russen durfte er sich um so mehr Glück wünschen, je wichtiger es ihm war, bey dem gefährvollen Kriege, dem er entgegen ging, durch keinen feindseligen Nachbar beunruhiget zu werden. Nicht lange darauf landete die Königin Maria Eleonora, seine Gemahlinn, mit einer Verstärkung von acht tausend Schweden in Pommern; und die Ankunft von sechs tausend Engländern unter der Anführung des Marquis von Hamilton darf um so weniger übergangen werden, da ihre Ankunft Alles ist, was die Geschichte von den Thaten der Engländer in dem dreyßigjährigen Kriege zu berichten hat.

Happenheim behauptete während des thüringischen Zugs des Tilly das Magdeburgische Gebiet, hatte aber nicht verhindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passirten, einige kaiserliche Detachements niederkieften, und mehrere Plätze in Besitz nahmen. Er selbst, von der Annäherung des Königs geängstigt, rief den Grafen Tilly auf das Dringendste zurük, und bewog ihn auch wirklich, in schnellen Märschen nach Magdeburg umzukehren. Tilly nahm sein Lager dießseits des Flusses zu Wolmirstädt; Gustav Adolph hatte das seinige auf eben dieser Seite bey Werben unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe bezogen. Gleich seiner Ankunft in diesen Ge-

gehenden verkündigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden zerstreuten drey seiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern postirt standen, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg, und verbrannten die übrige. Umsonst näherte sich Tilly mit seiner Armee auf einen Kanonenschuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; Gustav, um die Hälfte schwächer als Tilly, vermied sie mit Weisheit; sein Lager war zu fest, um dem Feind einen gewaltsamen Angriff zu erlauben. Es blieb bey einer bloßen Kanonade und einigen Scharmäheln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf seinem Rückwege nach Wolmirstadt verminderte sich die Arme des Tilly durch häufige Desertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Desto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er in Werben im Lager stand, wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch seinen General Lott und den Herzog Adolph Friedrich erobert, und er genoß die königliche Lust, beyde Herzoge in ihre Staaten wieder einzusehen. Er reiste selbst nach Gästrow, wo die Einsetzung vor sich ging, um durch seine Gegenwart den Glanz dieser Handlung zu erheben. Von beyden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte, und ein glänzendes Gefolge von Fürsten um sich her, ein festlicher Einzug gehalten, den die Freunde

der Unterthanen zu dem rührendsten Feste machte. Bald nach seiner Zurückkunft nach Werben erschien der Landgraf von Hessenkassel in seinem Lager, um ein enges Bündniß auf Vertheidigung und Angriff mit ihm zu schließen; der erste regierende Fürst in Deutschland, der sich von freyen Stücken und öffentlich gegen den Kaiser erklärte, aber auch durch die triftigsten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf Wilhelm machte sich verbindlich, den Feinden des Königs als seinen eigenen zu begegnen, ihm seine Städte und sein ganzes Lager aufzuthun, Proviand, und alles Nothwendige zu liefern. Dagegen erklärte sich der König zu seinem Freunde und Beschützer, und versprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthung von dem Kaiser verschafft zu haben. Beide Theile hielten redlich Wort. Hessenkassel beharrte in diesem langen Kriege bey der schwedischen Allianz bis ans Ende, und es hatte Ursache, sich im westphälischen Frieden der schwedischen Freundschaft zu rühmen.

Lillh, dem dieser Kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, schickte den Grafen Tugger mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich versuchte er, die hessischen Unterthanen durch aufständische Priester gegen ihren Herrn zu empören. Seine Priester fürchteten eben so wenig, als seine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht sehr zur Unzeit fehlten — und die hessischen Landstände

konnten keinen Augenblick zweifelhaft seyn, ob sie den Beschützer ihres Eigenthums dem Räuber desselben vorziehen sollten.

Aber weit mehr als Hessenkassel beunruhigte den kaiserlichen General die zweydeutige Gesinnung des Churfürsten von Sachsen, der, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, seine Rüstungen fortsetzte, und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, in dieser Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entscheidenden Schlacht kommen mußte, schien es ihm äußerst bedenklich, Chursachsen in Waffen stehen zu lassen, jeden Augenblick bereit, sich für den Feind zu erklären. Eben hatte sich Tilly mit 25000 Mann alter Truppen verstärkt, welche ihm Fürstenberg zuführte, und, voll Zuversicht auf seine Macht, glaubte er, den Churfürsten entweder durch das bloße Schrecken seiner Ankunft entwaffnen, oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber sein Lager bey Wolmirstadt verließ, forderte er ihn durch eine eigne Gesandtschaft auf, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen, oder mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen; und in Gemeinschaft mit ihr den König von Schweden aus Deutschland zu versagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Chursachsen bisher unter allen deutschen Ländern am meisten geschont worden sey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der schrecklichsten Verheerung. Tilly hatte zu diesem gebieterischen Antrage den

ungünstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung seiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerstörung, die Ausschweifungen der Kaiserlichen in der Lausitz, Alles kam zusammen, den Churfürsten gegen den Kaiser zu entrüffen. Gustav Adolphs Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieses Fürsten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbat sich die kaiserlichen Einquartierungen, und erklärte seinen standhaften Entschluß, in Rüstung zu bleiben. „So sehr es ihm auch auffallen müsse, (setzte er hinzu), die kaiserliche Armee zu einer Zeit gegen seine Lande im Anmarsch zu sehen, wo diese Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, so erwartete er dennoch nicht, anstatt der versprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden.“ Den Abgesandten des Tilly, welche prächtig bewirthet wurden, gab er eine noch verständlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren, sagte er, ich sehe wohl, daß man gesonnen ist, das lange gesparte sächsische Confekt endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabey allerley Nüsse und Schanessen aufzutragen, die hart zu heißen sind, und sehen Sie Sich wohl vor, daß Sie Sich die Zähne nicht daran ausbeißen.“

Jetzt brach Tilly aus seinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle, unter fürchterlichen Verheerungen, und ließ von hier aus seinen Antrag an den Churfürsten

in noch dringenderm und drohenderm Ton erneuern. Erinnert man sich der ganzen bisherigen Denkungsart dieses Fürsten, der durch eigne Neigung und durch die Eingebungen seiner bestochenen Minister dem Interesse des Kaisers, selbst auf Unkosten seiner heiligsten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit so geringem Aufwand von Kunst in Unthätigkeit erhalten, so muß man über die Verblendung des Kaisers oder seiner Minister erstaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkte zu entsagen, und durch ein gewaltthätiges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten aufs Aeußerste zu bringen. Oder war eben dieses die Absicht des Tilly? War es ihm darum zu thun, einen zweydeutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu seyn, welche der geheime Befehl des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses Fürsten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Churfürsten zu einem feindseligen Schritt zu reizen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu seyn, und eine beschwerliche Rechnung mit guter Art zerreißen zu können? So mußte man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des Tilly erstaunen, der kein Bedenken trug, im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen, und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn, die Vereinigung beyder ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in seine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, nicht ohne großes Widerstreben, dem König von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der ersten Gesandtschaft des Tilly hatte er seinen Feldmarschall von Arnheim aufs eilfertigste in Gustavs Lager gesendet, diesen lange vernachlässigten Monarchen um schleunige Hülfe anzuzeihn. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm diese sehnlich gewünschte Entwicklung gewährte. „Mir thut es leid um den Churfürsten, gab er dem Abgesandten mit verstelltem Kalksinn zur Antwort. Hätte er meine wiederholten Vorstellungen geachtet, so würde sein Land keinen Feind gesehen haben, und auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt, da die höchste Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man sich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt sey, um des Churfürsten von Sachsen willen mich und meine Bundesgenossen ins Verderben zu stürzen. Und wer leistet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, dessen Minister in österreichischem Solde stehen, und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt, und seine Armee von den Gränzen zurück zieht? Tilly hat seitdem durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern soll, ihm

herzhaft entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß.“

Der sächsische Minister wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am besten gethan sey, geschehene Dinge in Vergessenheit zu begraben. Er drang in den König, sich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachsen zu Hülfe kommen wollte, und verbürgte sich im Voraus für die Gewährung derselben. „Ich verlange, erwiederte Gustav, daß mir der Churfürst die Festung Wittenberg einräume, mir seinen ältesten Prinzen als Geißel übergebe, meinen Truppen einen dreymonatlichen Sold auszahle und mir die Verräther in seinem Ministerium ausliefere. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beystand zu leisten.“

„Nicht nur Wittenberg,“ rief der Churfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und trieb seinen Minister in das schwedische Lager zurück: „Nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geißel übergeben; und, wenn ihm das noch nicht genug ist, so will ich mich selbst ihm darbieten. Eilen Sie zurück und sagen ihm, daß ich bereit sey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen.“

Der König hatte die neuen Gefinnungen Johann Georgs nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurück. „Das Mißtrauen, sagte er, welches man in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Churfürsten verdient, daß ich es erwidere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für diese Ausgabe schadlos zu halten.“

Gleich nach geschlossener Allianz, ging der König über die Elbe, und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgeückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines schnellen Entsatzes machte der Kommandant, Hans von der Pforta, Anstalt, sich zu vertheidigen, und ließ zu dem Ende die hallische Vorstadt in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Festungswälle machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweiten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hause eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der hallischen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Kapitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beschlossen. Weym Anblick der

abgemahlten Schädel und Gebeine, mit denen der Besizer sein Haus geschmückt hatte, entfärbte sich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdessen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen, in Beyseyn des Churfürsten von Brandenburg, großer Kriegs Rath gehalten. Eine Entschließung sollte jetzt gefaßt werden, welche das Schicksal Deutschlands und der evangelischen Religion, das Glück vieler Völker und das Loos ihrer Fürsten unwiderruflich bestimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Brust des Helden vor jeder großen Entscheidung beklemmt, schien jetzt die Seele Gustav Adolfs in einem Augenblick zu umwohlen. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entschließen, sagte er, so steht nicht weniger als eine Krone und zwey Churhüte auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar, und der unerforschliche Rathschluß des Himmels kann, unsrer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte meine Krone wenn sie meine Armee und mich auch selbst verlor, noch eine Schanze zum Westen haben. Weit erlegen, durch eine ansehnliche Flotte beschützt, in ihren Gränzen wohl verwahrt, und durch ein streitbares Volk verteidigt, würde sie wenigstens vor dem Aergsten gesichert seyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf

dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglückt sollte?“

Gustav Adolph zeigte das beschriebene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtseyn seiner Stärke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuversicht eines Schwachen, der einen Helden an seiner Seite weiß. Voll Ungedult, seine Lande von zwey beschwerlichen Armeen baldmöglichst befreyt zu sehen, brannete er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Lorbern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken, und sich mit Tilly schlagen. Endlich trat Gustav Adolph seiner Meinung bey, und beschloß es, ohne Aufschub den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale Altringer und Liefenbach ihm zuführten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulda: der Churfürst von Brandenburg rückte wieder in sein Land.

Früh Morgens am 7ten September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte, Tilly, entschlossen, die herhey eilenden Hülfsstruppen zu erwarten, nachdem er verkannt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein festes und vorthailhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme An-

halten. Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Aufzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern, und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwey Kolonnen die schwedisch-sächsische Armee, und hatte bey Podelwitz, einem vor der Lillyschen Fronte liegenden Dorfe, die Lohr zu passiren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit 2000 Altrassiers gegen sie beordert, doch erst nach langem Widerstreben des Lilly, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbots ungeachtet wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beyden Armeen nicht hinderte, vorzurücken, und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwey Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen, und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterrey auf den Flügeln, auf

ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert, und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen, und die feindlichen Reiter herunter schießen sollten. In der Mitte kommandirte der Oberste Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, schien es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterey in eben so große unbehülliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiet seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beynahe schließen, daß Lilly's Absicht vielmehr gewesen sey, den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da diese Anord-

nung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Mittel, Wappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über 34 bis 35,000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. Dieser Tag war es, um dessentwillen Gustav das baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwey größten Heersführer ihrer Zeit, beyde bisher unüberwunden, sollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre letzte Probe bestehen; einer von beyden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurück lassen. Beyde Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen sehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben, und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, eben so wenig

Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Die gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwobten seine immer freye Stirn. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.

Ein zweyfständiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend, und trieb aus dem frisch beackerten ausgedörrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Lilly seine Hügel und wagte den ersten Angriff auf die Schweden; aber von der Hestigkeit ihres Feuers wendete er sich zur Rechten, und fiel in die Sachsen mit solchem Ungeßüm, daß ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürst selbst befann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimente hielten noch eine Zeit lang auf dem Schlachtfelde Stand, und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich

Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterer, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommandirte der König selbst, und unter ihm der General Banner. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloß mit einem großen Verluste, und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Lilly den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen, und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heere entdeckte, mit schneller Besonnenheit drey Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte. Gustav Horn, der hier das Commando führte, leistete den feindlichen Kürassiers einen herzhafsten Widerstand, den die Vertheilung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als Gustav Adolph erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptcorps zur Linken, und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind

musste jetzt das Feuer seiner eignen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst musste mitten durch den Feind gehn werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimente ausgenommen grauer versuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenem Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee, und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie auf neue Fronte gegen die Schweden machten, und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf 600 geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloß der ganze Ueberrest des Tilly'schen Heers, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Graf Adolph sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude ergoß sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Ketten verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich

der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentausend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftausend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweitausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermisst. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann, Pappenheim nicht über 1400 zusammen bringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Ungesähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu tödten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Ubet schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben, und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegsthaten, als die Flüche der Menschheit, von denen sie

begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Lilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot seines Herrn, kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drey Fehler sind es vorzüglich, denen das Unglück dieses Tages bemessen wird; daß er sein Geschütz hinter die Armee auf die Hügel pflanzte, daß er sich nachher von diesen Hügeln entfernte, und daß er den Feind ungehindert sich in Schlachtordnung stellen ließ. Aber wie bald waren diese Fehler, ohne die kalte blühige Besonnenheit, ohne das überlegene Genie seines Gegners verheffert! Lilly entfloß eilig von Halle nach Halberstadt, wo er sich kaum Zeit nahm, die Heilung von seinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weiser eilte, sich mit den kaiserlichen Besatzungen in Niedersachsen zu verstärken.

Der Churfürst von Sachsen hatte nicht gesäumt, sogleich nach überstandener Gefahr im Lager des Königs zu erscheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hätte, und Johann Georg, überrascht von diesem gütigen Empfang, versprach ihm in der ersten Freude — die römische Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Gustav gegen Merseburg, nachdem er es dem Churfürsten überlassen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftausend Kaiserliche, welche sich wieder zusammengezogen hatten und ihm unter

wegs in die Hände fielen, wurden theils nieder gehauen, theils gefangen, und die meisten von diesen traten in seinen Dienst. Merseburg ergab sich sogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo sich der Churfürst von Sachsen nach der Einnahme von Leipzig bey dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathschlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weisse Benützung konnte ihn entscheidend machen. Die kaiserliche Armee war aufgerieben, Sachsen sah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte sich nach Braunschweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niedersachsen erneuert, welches von den Drangsalen des vorhergehenden Kriegs kaum erstanden war. Es wurde also beschlossen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche unvertheidigt und offen bis nach Wien den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholischen Fürsten fallen, man konnte zur Linken in die kaiserlichen Erbstaaten dringen, und den Kaiser selbst in seiner Residenz zittern machen. Beides wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden sollten. Gustav Adolf, an der Spitze einer siegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerstand gefunden. Böhmen, Mähren, Oesterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Protestanten dieser Länder nach einer Verände-

nung Isthern. Der Kaiser selbst nicht mehr sicher in seiner Burg; in dem Schrecken des ersten Ueberfalls hätte Wien seine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrödeten diesem auch die Quellen, aus denen der Krieg bestritten werden sollte, und bereitwillig hätte sich Ferdinand zu einem Frieden verstanden, der einen furchtbarn Feind aus dem Herzen seiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieser kühne Kriegsplan geschmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. Gustav Adolph, eben so vorsichtig, als kühn, und mehr Staatsmann, als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Gustav den Weg nach Böhmen, so mußte Franken und der Oberrhein dem Churfürsten von Sachsen überlassen werden. Aber schon fing Tilly an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen, und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammen zu ziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrenen General durfte kein Arnheim entgegen gestellt werden, von dessen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweydeutiges Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem König noch so rasche und glän-

gerade Fortschritte in Böhmen und Oesterreich, wenn Lillj in den Reichsländern wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholischen durch neue Siege belebte, und die Bundesgenossen des Kaisers entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser aus seinen Erbstaaten vertrieben zu haben, wenn Lillj eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmische Aufstand gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hilfsquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer entstand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher, waren die Vortheile, welche er von einem persönlichen Einfall in die ligistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürsten, des Restitutionsbedittes wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt versammelt, wo Ferdinand alle Künste seiner arglistigen Politik in Bewegung setzte, die in Furcht gesetzten Protestanten zu einem schnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereben. Nur die Annäherung ihres Beschützers konnte sie zu einem standhaften Widerstand ermuntern, und die Anschläge des Kaisers zernichten. Gustav Adolph konnte hoffen, alle diese mißvergnügte Fürsten durch seine siegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken seiner Waffen von dem Kaiser zu trennen. Hier, im

Mittelpunkt Deutschlands zerschnitt er die Nerven der Kaiserlichen Macht, die sich ohne den Beystand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweydeutigen Bundesgenossen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunsches die Freundschaft der katholischen Churfürsten wichtig war, so mußte er sich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schicksals machen, um durch eine großmüthige Schonung sich einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

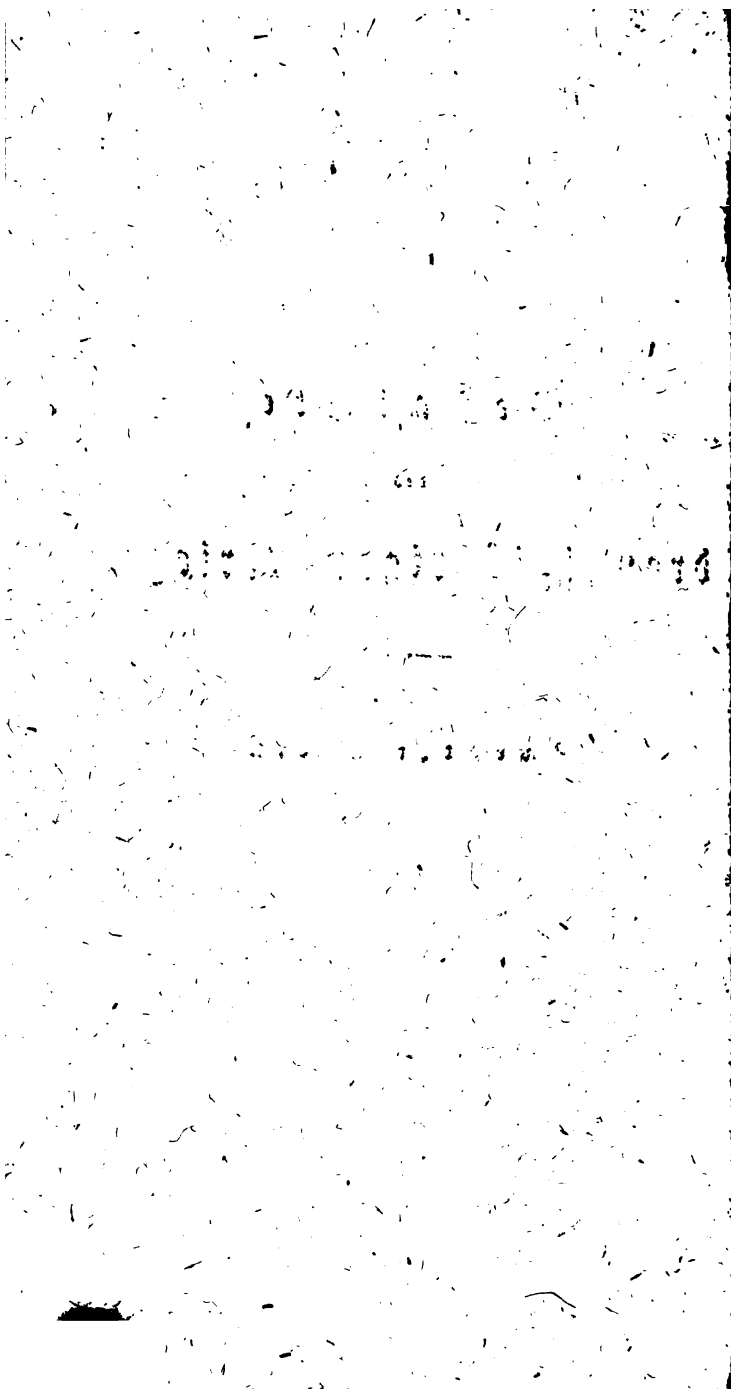
Er erwählte also für sich selbst den Weg nach Franken und dem Rhein, und überließ dem Churfürsten von Sachsen die Eroberung Böhmens.

G e s c h i c h t e

..

dreißigjährigen Kriegs.

Zweiter Theil.



D r i t t e s B u c h .

Die glorreiche Schlacht Gustav Adolphs bey Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieses Monarchen, so wie in der Denkart seiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung gewirkt. Er hatte sich jetzt mit dem größten Heetsführer seiner Zeit gemessen, er hatte die Kraft seiner Taktik und den Muth seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europens, versucht, und in diesem Wettkampfe überwunden. Von diesem Augenblicke an schlopfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und Zuversicht ist die Mutter großer Thaten. Man bemerkte fortan in allen Kriegsunternehmungen des schwedischen Königs einen kühnern und sicherern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den misslichsten Lagen, eine stolzere Sprache gegen seine Feinde, mehr Selbstgefühl gegen seine Bundesgenossen, und in seiner Milde selbst mehr die Herablassung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung seiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechselte er seine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in

Lilly's Niederlage ein entscheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schoße gesehen hatte. Der kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schloßer, der Lauf seiner vielen Erbprinzen, hatten schon seit undenklichen Zeiten die Färsucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Gränzen dieses weitläufigen Staatskörpers gekörnt hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruch verschont geblieben. Von jeher genoß dieses Reich das zweydeutige Vorrecht, nur sein eigener Feind zu seyn, und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unehlfamer Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte Gustav Adolph die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit und Muth benutzte er, was ihm die Günst des Augenblicks darbot, und gleich geschickt

im Kabinete, wie im Felde, zerriß er die Faltstricke einer hinterlistigen Staatskunst, wie er die Mäue der Städte mit dem Donner seines Geschüßes zu Boden stürzte. Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Gränze Deutschlands zur andern, ohne den Ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurückleiten konnte, und an den Ufern des Rheins, wie an der Mündung des Rheins hörte er niemals auf, seinen Erblandern nahe zu bleiben.

Die Bestärkung des Kaisers und der katholischen Ligne über die Niederlage des Tilly bey Leipzig konnte kaum größer seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeiz Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Annahmungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch versuchen sollte. Hatte man ungefangs vor der Uebermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungeschehn eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfassung, von dem Religionsseifer eines protestantischen

Königs, Alles für die katholische Kirche Deutschlands zu suchen. Das Mißtrauen und die Eifersucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiser auf eine Zeit lang eingeschläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Gustav Adolph durch seinen Muth und sein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, so wurde von ferne schon an dem Umsturz seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feinde und dem Mißtrauen seiner eigenen Bundesverwandten mußte er seine Siege erringen; aber sein entschlossener Muth, seine tief bringende Klugheit machte sich durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigen Allirten, Frankreich und Sachsen, besorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die sich sehr erst erdreßelten, mit ihren wahren Gefürungen an das Licht zu treten, und öffentlich seine Partey zu ergreifen. Sie, welche weder mit Gustav Adolphs Größe wetteifern, noch durch seine Thaten leiden konnten, erwarteten desto mehr von der Großmuth dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte, und gegen die Unterdrückung der Mächtigen Schutz nahm. Seine Stärke verhalf ihr Unmacht, und unbedeutend für sich selbst, erlangten sie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem schwedischen Helden. Dies war der Fall mit den meisten Reichstädten, und überhaupt mit den schwä-

hern protestantischen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutschland führten, und die ihm den Rücken deckten, die seine Heere versorgten, seine Truppen in ihre Festungen aufnahmen, in seinen Schlachten ihr Blut für ihn verspritzten. Seine staatskluge Schonung des deutschen Stolzes, sein leutseliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, seine Achtung für die Gesetze, waren eben so viele Fesseln, die er dem besorglichen Geiste der deutschen Protestanten anlegte, und die schreyenden Barbareyen der Kaiserlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, seine und seiner Truppen Mäßigung in das günstigste Licht zu setzen.

Wenn Gustav Adolph seinem eigenen Genie das Meiste zu danken hatte, so darf man doch nicht in Abrede seyn, daß das Glück und die Lage der Umstände ihn nicht wenig begünstigten. Er hatte zwey große Vortheile auf seiner Seite, die ihm ein entscheidendes Uebergewicht über den Feind verschafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die ligistischen Länder versetzte, die junge Mannschaft derselben an sich zog, sich mit Beute bereicherte, und über die Einkünfte der geflüchteten Fürsten als über sein Eigenthum schaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, und sich selbst machte er es dadurch möglich, einen kostbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner seine Gegner,

die Fürsten der Ligue, unter sich selbst getheilt, von ganz verschiedenem, oft streitendem Interesse geleitet, ohne Einstimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherrn an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorsam, ihren zerstreuten Heeren an Zusammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Gesetzgeber und Staatsmann getrennt war; so war hingegen in Gustav Adolph beides vereinigt. Er die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, Er allein die Seele seiner ganzen Parthey, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollstrecker desselben. In ihm erhielt also die Sache der Protestanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenparthey mangelte. Kein Wunder, daß von solchen Vortheilen begünstigt, an der Spitze einer solchen Armee, mit einem solchen Genie begabt, sie zu gebrauchen, und von einer solchen politischen Klugheit geleitet, Gustav Adolph unwiderstehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, sieht man ihn jetzt Deutschland, von einem Ende zum andern als Eroberer, Gesetzgeber und Richter durchschreiten, in nicht viel mehr Zeit durchschreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Lustreise zu besehen; gleich dem gebornen Landesherren werden ihm von Städten und Festungen die Schlüssel entgegen getragen. Kein Schloß ist ihm unerstelgich, kein

Strom hemmt seine siegreiche Bahn, oft steigt er schon durch seinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainstrom sieht man die schwedischen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz ist frey, die Spanier und Lothringer sind über den Rhein und die Mosel gewichen. Ueber die thüringischen, würzburgischen und bambergischen Lande haben sich Schweden und Hessen wie eine reißende Fluth ergossen, und drey flüchtige Bischöfe blühen, ferne von ihren Sizen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiser. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligne, Maximilian, auf seinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Ueber das abschreckende Schicksal seiner Bundesgenossen, noch die gütlichen Anerbietungen Gustavs, der mitten im Laufe seiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieses Prinzen besiegen können. Ueber den Leichnam des Willy, der sich wie ein bewachender Ehrensitz vor den Eingang derselben stellt, wölgt sich der Krieg in die bayrischen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von schwedischen Kriegern; in seine festen Schiffe verkrühen, überläßt der geschlagene Churfürst seine entblühten Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des bayrischen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladem. München

selbst öffnet seine Thore dem umherwindlichen Adm, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich der Fünfte tröstet sich einige Augenblicke in der verlassenem Residenz seines Nebenbuhlers über den Verlust seiner Länder.

Indem Gustav Adolph in den südlichen Gränzen des Reichs seine Eroberungen ausbreitet, und mit unaufhaltsamer Gewalt jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Feldherrn ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzieht sich dem kaiserlichen Joche: die Feinde verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der Weser und Elbe weichen die österreichischen Garnisonen. In Westphalen und am obern Rhein macht sich Landgraf Wilhelm von Hessen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Ehur, Trier die Franzosen furchtbar; ostwärts wird beynabe das ganze Königreich Böhmen von den Sachsen bezwungen. Schon rüsten sich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunct der österreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr ^{et in London} entzünden. Trostlos blickt Kaiser Ferdinand, an allen Höfen Europas umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beystand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier herbey, welche die niederländische Tapferkeit jenseit des Rheins beschäftigt; umsonst strebt er, den römischen Hof und die ganze La-

holische Kirche zu seiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papst spottet mit geprängvollen Prozessionen und eiteln Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und statt des geforderten Goldes zeigt man ihm Mantua's verwüsthete Fluren.

Von allen Enden seiner weitläufigen Monarchie ^{erheben} sich ihm feindliche Waffen; mit den voran liegenden ligistischen Staaten, welche der Feind überschwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die österreichische Macht so lange Zeit sicher wußte, und des Kriegsfeuer lobert schon nahe an den unverteidigten Gränzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundesgenossen; Maximilian von Bayern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Desertion und wiederholte Niederlagen geschmolzen, und durch ein langes Mißgeschick muthlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegerische Ungeßüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im Voraus den Sieg versichert. Die Gefahr ist die höchste; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendste Bedürfniß ist ein Feldherr, und den Einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweg gerissen. So tief sank der so furchtbare Kaiser herab, daß er mit seinem beleis-

bigten Diener und Unterthan beschämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, schimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geist fängt jetzt an, den halb erstorbenen Körper der österreichischen Macht zu befeelen, und die schnelle Umwandlung der Dinge verräth die feste Hand, die sie leitet. Dem unumschränkten König von Schweden steht jetzt ein gleich unumschränkter Feldherr gegenüber, ein siegreicher Held dem siegreichen Helden. Beyde Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von Gustav Adolph erfochten, wird einem neuen und schwerern Kampfe unterworfen. Im Angesicht Nürnbergs lagern sich zwey Gewittertragende Wolken. beyde kämpfende Armeen, drohend gegen einander, beyde sich mit fürchtender Achtung betrachtend, beyde nach dem Augenblick dürstend, beyde vor dem Augenblick zögend, der sie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Schauplatz, und das geängstigte Nürnberg erwartet schon, einer noch entscheidendern Feldschlacht, als sie bey Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht sich das Gewölke, das Kriegs-Gewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens Ebenen zu entladen. Unweit Rügen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die schon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen

Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der Reinheit seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verkennen. Es ist uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bey längerem Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bey dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Parthey — aber der weltregierenden Macht ist kein einzelner Mann unerseßlich. Zwey große Staatsmänner, Axel Oxenstierna in Deutschland, und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden Helden entfällt; aber ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch sechszehn volle Jahre lodert die Kriegesflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Uebersicht den siegreichen Marsch Gustav Adolfs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem Er allein handelnder Held ist, mit schnellen Blicken zu durchweilen, und dann erst, wenn, durch das Glück der Schweden aufs

Außerst gebracht, und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oesterreich von der Höhe seines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herabsteigt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurück zu führen.

Nicht so bald war der Kriegsplan zwischen dem König von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für Gustav Adolph der Einfall in die ligistischen Länder bestimmt, nicht so bald die Allianzen mit den benachbarten Fürsten von Weimar und von Anhalt geschlossen, und zu Wiedereroberung des magdeburgischen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwert in der Hand entziffen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überschwemmt hatten, alle festen Plätze besetzt hielten, ihm jeden Uebergang über diesen Strom streitig machten. Hinter seinem Rücken war Tilly, der schon neue Kräfte sammelte; bald sollte auch ein lothringisches Hülfsheer zu dessen Fahnen stoßen. In der Brust jedoch des Papisten setzte sich ihm ein erbitterter Feind, Reli-

ionshaß, entgegen; und doch ließen ihn seine Ver-
 hältnisse mit Frankreich nur mit halber Freyheit gegen
 die Katholischen handeln. Gustav Adolph übersah
 alle diese Hindernisse, aber auch die Mittel, sie zu be-
 ziegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in Besatzungen
 erstreut, und er hatte den Vortheil, sie mit vereinigter
 Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus
 aus der Römischkatholischen und die Furcht der kleineren
 Reichsstände vor dem Kaiser entgegen, so konnte er von
 der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Haß
 gegen die österreichische Unterdrückung thätigen Bey-
 stand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen
 und spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenden
 nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten
 er mißhandelte Landmann und Bürger nach einem Be-
 rreyer, und Manchem schien es schon Erleichterung,
 als Joch umzutauschen. Einige Agenten waren be-
 reits voran geschickt worden, die wichtigern Reichsstädte,
 vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf schwedische
 Seite zu neigen. Erfurt war der erste Platz, an
 dessen Besitze dem König gelegen war, und den er nicht
 unbefestigt hinter dem Rücken lassen durfte. Ein gütlicher
 Vertrag mit der protestantisch gesinnten Bürgerschaft
 öffnete ihm ohne Schwertschlag die Thore der Stadt
 und der Festung. Hier, wie in jedem wichtigen Pla-
 ze, der nachher in seine Hände fiel, ließ er sich von den
 Einwohnern Treue schwören, und versicherte sich dersel-

ben durch eine hinlängliche Besatzung. Seinem Alürten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Commando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch seine Gemahlinn anvertrauen, und versprach, ihre Freyheiten zu vermehren. In zwey Kolonnen durchzog nun die schwedische Armee über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den Händen der Kaiserlichen und vereinigte sich am dritten Tage vor Königshofen, an der Gränze von Franken. /

Franz, Bischof von Würzburg, der erbitterteste Feind der Protestanten, und das eifrigste Mitglied der katholischen Ligue, war auch der erste, der die schwere Hand Gustav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, seine Gränzfestung Königshofen, und mit ihr den Schlüssel zu der ganzen Provinz, den Schweden in die Hände zu liefern. Bestürzung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle katholischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zogen in ihrer Burg. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweiht, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmannier des schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholtesten Versicherungen des Königs,

noch die glänzendsten Beispiele der Menschlichkeit und
 Duldung nie ganz vermindert gewesen sind. Man
 fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in
 ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewußt war. Viele
 der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter,
 ihre Gewissen und Personen vor dem bluthürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der
 Bischof selbst gab seinen Anverwandten das Beispiel;
 mitten in dem Feuerbrände, den sein bigotter Eifer
 entzündet hatte, ließ er seine Länder im Stich, und
 flüchtete nach Paris, um wo möglich das französische
 Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind
 zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolph unter
 dessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glük-
 lichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung
 verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt, und bald
 darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit
 Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich ge-
 glaubten Orte hatte man einen großen Vorrath von Le-
 bensmitteln und Kriegsmunitio'n gesä'ubert, welches
 Alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angeneh-
 mer Fund war für den König die Bücherammlung der
 Jesuiten, die er nach Upsal bringen ließ, ein noch weit
 angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte
 Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bi-
 schof noch zu rechter Zeit gesä'ubert. Dem Beispiele

der Hauptstadt folgte bald das ganze Bisthum; Alles unterwarf sich den Schweden. Der König ließ sich von allen Unterthanen des Bischofs die Huldigung leisten, und stellte wegen Abwesenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, den Gustav Adolph unter seine Botmäßigkeit brachte, schloß er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbetröder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzen, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräueltthaten, welche sich eine geschlossene Colbateska in der blinden Wuth des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Gustav Adolphs heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde, wie der Seinigen, zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Tractaten, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn die Ligne flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochstift zu Hülfe zu eilen. Dieser geschlagene General hatte unterdessen die Trümmer seiner zerstreuten Armee an

der Weser zusammen gezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Niedersachsen verstärkt, und sich in Hesse mit seinen beyden Untergeneralen Altringer und Tugger vereinigt. An der Spitze dieser ansehnlichen Kriegsmacht brannete Graf Tilly vor Ungedult, die Schande seiner ersten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöschen. In seinem Lager bey Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrete er sehnsuchtsvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Bayern, mit Gustav Adolph zu schlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweite mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu bedürftig, das ganze Schicksal seiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu setzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle seines Herrn, welche ihn zur Unabhängigkeit zwangen. So wurde der Marsch dieses Generals nach Franken verzögert, und Gustav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochstift zu übersehen. Umsoest, daß sich Tilly nachher zu Hirschensburg durch zwölftausend Lotharinger verstärkt, und mit einer überlegenen Macht zum Fuß der Stadt Würzburg herbey eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden-Gewalt, und Maximilian von Bayern wurde, vielleicht nicht ganz anordneter Weise, durch die allgemeine Stimme beschuldigt, den Rän des Hochstifts durch seine Bedenklichkeiten beschleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, be-

gnügte sich Lilly, den Feind am fernern Vordringen zu verhindern; aber nur sehr wenig Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Truppenverstärkung in die, von den Kaiserlichen schwach besetzte, Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu großen Vortheil gäh, ging er bey Seligenstadt über den Main, und richtete seinen Lauf nach der Bergstraße, um die Pfälzischen Lande gegen den Anbrang des Siegers zu schützen.

Graf Lilly war nicht der einzige Feind, den Gustav Adolph in Franken auf seinem Wege fand, und vor sich hertrieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbestand seines Charakters, seine eignen Entwürfe und sein schlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europas verächtlich, hatte seinen kleinen Arm gegen den schwedischen Helden aufgezogen, um sich bey Kaiser Ferdinand dem Zweyten den Churfürst zu verdienen. Laß gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er bloß den Eingebungen einer stürmischen Ehrbegierde, reizte durch Unterstützung des Kaisers Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entbißte, um auf fernem Boden ein schimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein französisches Kriegerheer gleich einer reisenden Fluth überschwemmte. Gern gönnte man ihm in Oesterreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligne,

für das Wohl des Erzhauses zu Grunde zu richten. Von eitlen Hoffnungen trunken, brachte dieser Prinz ein Heer von siebzehn tausend Mann zusammen, das er in zigner Person gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und so sehr sie im Angesicht des Feindes ihre Bravour verbragten, so freigebig ließen sie solche an dem wehrlosen Bürger und Landmann aus, zu deren Wertheiligung sie gerufen waren. Gegen den fähren Mut und die furchtbare Disziplin der Schweden konnte diese zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein panischer Schrecken ergriß sie, als die schwedische Reiterei gegen sie anprangte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verschucht. Das Unglück einigen Regiments verurursachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der schwache Ueberrest eilte, sich einzuziehen. Schätzten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit an. Die Deutschen und ihre Schwärme bedeckte, sprengte ihr Anführer über Straßburg nach Haus; mehr als glücklich den Horn seines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug; und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Menschheit setzte, durch einen demüthigten Entschuldigungsbrief zu besänftigen. Ein Waden aus-

einem vhefr

dem Pferd

vorbey g

„Frisch“

„schneller

„den = R

De

dem W

geben.

ten,

den

den

län

zu

ten

an

ch

Ir

t

nen Gränzen entfernte. Kaum hatte ihm Gustav Adolph den Rücken zugewendet, so warf er sich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaisers in die nämlichen Städte und Festungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen sich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin seines Bisthums durch diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein schwedischer Feldherr, der in Franken zurückgelassen ward, übernahm es, den Bischof dieser Treulosigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weise verwickelten.

Die Flucht der Kaiserlichen, deren drohende Gegenwart den Entschlüssen der Fränkischen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menschenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel sowol als den Bürgern dieses Kreises Muth, sich den Schweden günstig zu bezeigen. Nürnberg übergab sich feyerlich dem Schutze des Königs; die fränkische Ritterschaft wurde von ihm durch schmeichelhafte Manifeste gewonnen, in denen er sich herabließ, sich wegen seiner feindlichen Erscheinung in ihrem Lande zu entschuldigen. Der Wohlstand Frankens, und die Gewissenhaftigkeit, welche der schwedische Krieger bey seinem Verkehr mit Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Kunst, in welche sich

Gustav Adolph bey dem Ubel des ganzen Kreises zu setzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glänzenden Thaten selbst bey dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienst eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bey der Truppenwerbung sehr zu Statten, die der Abgang so vieler Besatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbey, sobald nur die Trommel geklärt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als es überhaupt gebraucht hatte, es zu durchsetzen; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden, und das Eroberte zu behaupten, wurde Gustav Horn, einer seiner tüchtigsten Generale, mit einem achttausend Mann starken Kriegerheere zurück gelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verstärkt war, gegen den Rhein, um sich dieser Gränze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die geistlichen Churfürsten zu entwaffnen, und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainstroms; Seligenstadt, Aschaffenburg, Steinhelm, alles Land an beiden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemals

behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieser Soldateska befreit zu seyn, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelindern Joch des schwedischen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzüglichste Augenmerk Gustav Adolfs gerichtet, dessen Maxime es überhaupt auf deutschem Boden war, sich durch die Freundschaft und den Besitz der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von Sachsen aus zu seinem Empfang hatte vorbereiten lassen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgesandte abermals auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen. Gern wäre diese Reichsstadt mit der bedenklichen Wahl zwischen dem Könige von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben; denn welche Partei sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. ~~Schwer~~ konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich voreilig dem König von Schweden unterwarf, und dieser nicht mächtig genug bleiben sollte, seine Anhänger in Deutschland zu schützen; Aber noch weit verderblicher für sie war der Unwille eines unwiderstehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee schon gleichsam vor ihr

ren Thoren stand, und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre ~~Widerständigkeit~~^{Widerständigkeit} züchtigen konnte. Umsonst führte sie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gefahren ^{alle} an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreyheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der schwedischen Partey den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. Gustav Adolph stellte sich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer so äußerst wichtigen Sache, als die Freyheit des ganzen Deutschlands und das Schicksal der protestantischen Kirche sey, von ihren Jahrmärkten spreche, und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewissens hintan setze. Er habe, setzte er drohend hinzu, von der Insel Rhügen an bis zu allen Festungen und Städten am Main den Schlüssel gefunden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Das Beste Deutschlands und die Freyheit der protestantischen Kirche seyen allein der Zweck seiner gewaffneten Ankunft, und bey dem Bewusstseyn einer so gerechten Sache sey er schlechterdings nicht gesonnen, sich durch irgend ein Hinderniß in seinem Lauf aufhalten zu lassen. Er sehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müsse er haben, um sich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche diese Antwort zurück brachten, folgte er mit seiner ganzen Armee auf dem Fuße nach, und erwartete

in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es bloß aus Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre eigene Meinung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwischen dem Unterdrücker der deutschen Freiheit und dem Beschützer derselben. Die drohenden Zurüstungen, unter welchen Gustav Adolph ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaisers vermindern, und den Schritt, den sie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beschönigen. Jetzt also öffnete man dem König von Schweden die Thore, der seine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch diese Kaiserstadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachsenhausen zur Besatzung zurück; der König selbst rückte mit der übrigen Armee noch am demselben Abend gegen die mainzische Stadt Höchst an, welche vor einbrechender Nacht schon erobert war.

Während daß Gustav Adolph längs dem Mainstrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen seiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock, Wismar und Dmütz, die einzigen noch übrigen festen Orte im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiserlicher Besatzungen seufzten, wurden von dem recht-

mäßigen Befizer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des schwedischen Feldherrn Mathias Lott, bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General Wolf, Graf von Mansfeld, den Schweden das Stift Halberstadt, von welchem sie sogleich nach dem Leipziger Siege Besitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen lassen. Ein schwedischer General, Banner, der mit einem achtausend Mann starken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das Engste eingeschlossen, und hatte schon mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatz dieser Stadt herbeigeschickt werden. Der Graf von Mansfeld vertheidigte sie zwar in Person mit sehr vieler Herkunftigkeit; aber zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerstand leisten zu können, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu seinem Entsatz herbeikam, und die feindlichen Waffen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freywillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Städte des Niedersächsischen Kreis

ses, wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen
 des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu
 erheben, den sie in dem unglücklichen dänischen Kriege
 durch Wallenstein und Tilly erlitten haben. Sie
 hielten zu Hamburg eine Zusammenkunft, auf wel-
 cher die Errichtung von drey Regimentern verabredet
 wurde, mit deren Hülfe sie sich der äußerst drückenden
 kaiserlichen Besatzungen zu entledigen hofften.
 Dabey ließ es der Bischof von Bremen, ein Ver-
 wandter des Königs von Schweden, noch nicht be-
 wenden; er brachte auch für sich besonders Truppen
 zusammen, und ängstigte mit denselben wehrlose Pfar-
 fen und Rbdche, hatte aber das Unglück, durch den
 kaiserlichen General, Grafen von Grousfeld,
 bald entwaffnet zu werden. Auch Georg, Herzog
 von Lüneburg, vormals Oberster in Ferdinands
 Diensten, ergriff jetzt Gustav Adolphs Partey,
 und warb einige Regimenter für diesen Monarchen,
 wodurch die kaiserlichen Truppen in Niedersachsen zu
 nicht geringem Vortheil des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem
 König Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel,
 dessen siegreiche Waffen einen großen Theil von West-
 phalen und Niedersachsen, das Stift Fulda, und
 selbst das Churfürstenthum Eßln zittern machten.
 Man erinnert sich, daß unmittelbar nach dem Wunde-
 niß, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit

Gustav Adolph geschlossen hatte, zwey kaiserliche Generale, von Tugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Hessen beordert wurden, den Landgrafen wegen seines Abfalls vom Kaiser zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieser Fürst den Waffen des Feindes, so wie seine Landstände den Aufruhr predigenden Manifesten des Grafen Tilly widerstanden, und bald befreyte ihn die Leipziger Schlacht von diesen verwüstenden Scharen. Er benutzte ihre Entfernung mit eben so viel Muth als Entschlossenheit, eroberte in kurzer Zeit Bach, Münden und Hörter, und ängstigte durch seine schnellen Fortschritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Hessen gränzende Stifter. Die in Furcht gesetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Gränzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie ihm freywillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee Gustav Adolphs, und er selbst fand sich zu Frankfurt bey diesem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandten waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Größe Gustav Adolphs zu huldigen, seine Gunst anzusehn, oder seinen Zorn zu besänftigen. Unter diesen

war der merkwürdigste der vertriebene König von
 Böhmen und Pfalzgraf, Friedrich der Fünfte, der
 aus Holland dahin geeilt war, sich seinem Mörder und
 Beschärer in die Arme zu werfen. Gustav Adolph
 erwieh ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein ge-
 erbnates Haupt zu begrüßen, und bemühte sich, ihm
 durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern.
 Aber so viel sich auch Friedrich von der Macht und
 dem Glück seines Beschäfers versprach, so viel er auf
 die Gerechtigkeit und Großmuth desselben baute, so
 weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wieders-
 herstellung dieses Unglücklichen in seinen verlorenen Län-
 dern. Die Unthätigkeit und die widersinnige Politik
 des englischen Hofes hatte den Eifer Gustav Adolphs
 erkaltet, und eine Empfindlichkeit, abet die er nicht
 ganz Meister werden konnte, ließ ihn hier den glori-
 reichen Versuch eines Beschäfers der Unterdrückten ver-
 schehen, den er von seiner Erscheinung im deutschen
 Reich so laut angekündigt hatte. Auch der Landgraf
 von Hessen-Darmstadt hatte die
 Furcht vor der unüberstehlichen Macht und der na-
 hen Rache des Königs herbei gelockt; und zu einer
 zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen,
 in welchen dieser Fürst mit dem Kaiser stand; und
 sein geringer Eifer für die protestantische Sache war
 von dem König kein Geheimniß; abet er begnügte
 sich, einen so ohnmächtigen Feind zu verspotten. Da

mandirte. Um den schwedischen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains durch viele eingeschlagene Pfähle verkrampeln, auch große Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Eßln, und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trost verriethen, hielten die schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken, und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß sich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was sich von Spaniern dort fand, niedermachte, und übermäßige Kontributionen erpreßte, ein Anderer die katholischen Dörfer des Westerwaldes und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee schon bey Rassel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog Bernhard von Weimar sogar am jetzigen Rheinspreng den Wasserturm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich Gustav Adolph ernstlich damit, den Rhein zu passiren, und die Stadt von der Landseite einzuschließen, als ihn die Fortschritte des Grafen Alth in Franken, eilfertig von dieser Belagerung abriefend, und dem Churfürsten eine, obgleich nur kurze, Noth verschafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf

Tilly während der Abwesenheit Gustav Adolfs am Rheinstrom Riene machte, zu belagern, und im Fall eines Widerstandes mit dem schrecklichen Schicksal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu diesem schnellen Ausbruch von Mainz bewogen. Um sich nicht zum zweytenmal vor ganz Deutschland den Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkür eines grausamen Feindes geopfert zu haben, machte er sich in beschleunigten Marschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen; aber schon zu Frankfurt erfuhr er den herzhafteſten Widerstand der Nürnberger, und den Abzug des Tilly, und säumte jetzt keinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bey Kassel misslungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer andern Seite der Stadt bezukommen, seinen Lauf nach der Bergstraße, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Platzes, und erschien zum zweytenmale an den Ufern des Rheins bey Stockstadt zwischen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstraße hatten die Spanier verlassen, aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarschaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe versenkt, und standen jenseit des

Stroms zum furchtbarsten Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Ort den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs, setzte ihn bey dieser Gelegenheit einer sehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen spanischer Reiter, aus deren Händen ihn nur die eifertigste Rückkehr befrepte. Endlich gelang es ihm, durch Vorschub etlicher benachbarten Schiffer sich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweyen er den Grafen von Brahe mit dreyhundert Schweden überlegen ließ. Nicht so halb hatte dieser Zeit gewonnen, sich am jenseitigen Ufer zu verschanzen, als er von vierzehn Kompagnien spanischer Dragoner und Kürassierer überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, so tapfer wehrte sich Brahe mit seiner kleinen Schaar, und sein heldenmüthiger Widerstand verschaffte dem König Zeit, ihn in eigner Person mit frischen Truppen zu unterstützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verlust von sechshundert Todten, die Flucht; einige eilten, die feste Stadt Oppenheim, andre Mainz zu gewinnen. Ein marmorener Löwe, auf einer hohen Säule, in der rechten Hand ein bloßes Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend,

zeigte noch siebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unsterbliche König den Hauptstrom Germaniens passirte.

Gleich nach dieser glücklichen Action setzte Gustav Adolph das Geschütz und den größten Theil der Truppen über den Fluß, und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am achten December 1631 mit stürmender Hand erstrichen ward. Fünfhundert Spanier, welche diesen Ort so herzhast vertheidigt hatten, wurden inßgesammt ein Opfer der schwedischen Furie. Die Nachricht von Gustavs Uebergang über den Rheinstrom erschreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenseitige Land besetzt, und sich hinter diesem Flusse vor der Rasche der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward aufs Eilfertigste verlassen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrlosen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche sie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grausamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, sich in Frankenthal einzuschließen, in welcher Stadt sie sich Hoffnung machten, den siegreichen Waffen Gustav Adolfs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, seine Absichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche sich der Kern der spanischen Truppen geworfen hatte.

Indem er jenseit des Rheinstroms gegen diese Stadt anrückte, hatte sich der Landgraf von Hessen-Kassel dießseits des Flusses verselben genähert, und auf dem Wege dahin mehrere feste Plätze unter seine Botmässigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beyden Seiten eingeschlossen, zeigten anfänglich viel Muth und Entschlossenheit, das Aeußerste zu erwarten, und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das schwedische Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten kostete. Aber, dieses muthvollen Widerstands ungeachtet, gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben schon so nahe gerückt, daß sie sich ernstlich zum Sturm anschickten. Jetzt sank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten sie vor dem wilden Ungeßüm des schwedischen Soldaten, wovon der Marienberg bey Würzburg ein schreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn sie im Sturm erliegen werden sollte, und leicht konnte der Feind sich versucht fühlen, Magdeburgs schauerhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Residenz eines katholischen Fürsten zu rächen. Mehr um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu schonen, capitulirte am vierten Tag die spanische Besatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein sicheres Geleite bis nach Luxemburg; doch stellte sich der größte Theil

derselben, wie bisher schon von mehreren geschehen war, unter schwedische Fahnen.

Am dreizehnten December 1631 hielt der König von Schweden seinen Einzug in die eroberte Stadt, und nahm im Pallast des Churfürsten seine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in seine Hände, und mit achtzigtausend Gulden mußte die Bürgerschaft die Plünderung abkaufen. Von dieser Schatzung waren die Juden und die Geistlichkeit ausgeschlossen, welche noch für sich besonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürsten nahm der König als sein Eigenthum zu sich, und schenkte sie seinem Reichskanzler Oxenstierna, der sie dem Gymnasium zu Westerbärs abtrat; aber das Schiff, das sie nach Schweden bringen sollte, scheiterte, und die Ostsee verschlang diesen unersetzlichen Schatz.

Nach dem Verlust der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Hessen-Kassel Falkenstein und Reichenberg eingenommen; die Festung Königstein ergab sich den Hessen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun spanische Schwadronen zu schlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und sich der wichtigsten Städte am Rheinstrom von Oppart bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Fe-

fung Braunsfels, welche die Wetterauischen Grafen mit schwedischer Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten sie, außer Frankenthal, nur sehr wenig Städte retten. Landau und Kronweissenburg erklärten sich laut für die Schweden. Speyer bot sich an, Truppen zum Dienst des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Besonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachlässigkeit des dortigen Kommandanten verloren, der auch dieses Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Rauigkeit der Jahreszeit mit eine Ursache der Ueberlegenheit gewesen, welche der schwedische Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erschöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Gustav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit seinen kriegerischen Operationen auflegte, dazu, die Geschäfte des Kabinetts mit seinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politische Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu sei-

nem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als sich mit dem Interesse der deutschen Fürsten, und mit dem kurzen Besuche vertrug, den er dem Reiche hatte abstaten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkste befestigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Gustavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenrauh, Pfaffenzwang bekannter geworden ist.

Indem Gustav Adolph sich Meister vom Rhein machte, und die drey angränzenden Churfürstenthümer mit seinen siegreichen Waffen bedrohte, wurde in Paris und Saint Germain von seinen wachsamten Feinden jeder Kunstgriff der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beystand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieser Macht in Krieg zu verwickeln. Er selbst hatte durch die unerwartete und zweydeutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde stutzen gemacht, und seinen Gegnern die Mittel dargebracht, ein gefährliches Mißtrauen in seine Absichten zu erregen. Nachdem er das Hochstift Würzburg und den größten Theil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bey ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oesterreich einzuz-

brechen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, daß er nicht säumen würde, den Kaiser und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieser beyden Hauptfeinde den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beyder streitenden Theile verließ Gustav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Churrheins seine Macht empfinden zu lassen, indem er seinen zwey wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte Anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verläumdungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolph fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte, und

sein eigenes feyerlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Gustav Adolph beantwortete diese Aufforderung mit bitteren Klagen über die Unthätigkeit des englischen Hofes, und rüstete sich lebhaft, seine siegreichen Fahnen mit nächstem in Elsaß und selbst in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den Schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zeigte sich äußerst geschäftig, die nachtheiligsten Gerüchte von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister Ludwig des Dreizehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die französischen Gränzen mit Unruhe zugehört, und das mißtrauische Gemüth seines Herrn öffnete sich nur allzu leicht den schlimmen Muthmaßungen, welche darüber angestellt wurden. Frankreich war um eben diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Theil seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines siegreichen Königs von ihrer Partey ihren gesunkenen Muth neu beleben und sie zu dem gewaltsamsten Widerstand aufmuntern möchte. Dies konnte geschehn, auch wenn Gustav Adolph auf das Weiteste davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an seinem Bundesgenossen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehn. Aber der rachgierige Sinn des Bischofs von Würzburg, der den Verlust

seiner Länder am französischen Hofe zu verschmerzen suchte, die giftvolle Beredsamkeit der Jesuiten, und der geschäftige Eifer des bayrischen Ministers stellten dieses gefährliche Verständniß zwischen den Hugenoten und dem König von Schweden als ganz erwiesen dar, und mußten den furchtsamen Geist Ludwigs mit den schrecklichsten Besorgnissen zu bestärken. Nicht bloß thörichte Politiker, auch manche, nicht unverständige Katholiken, glaubten in vollem Ernst, der König werde mit nächstem in das innerste Frankreich eindringen, mit den Hugenotten gemeine Sache machen, und die katholische Religion in dem Königreich umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen, und den Statthalter Christ selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereien dieser Art von selbst widerlegten, so war dennoch nicht zu läugnen, daß Gustav durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner Gegner eine gefährliche Wibe gab, und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen weniger gegen den Kaiser und den Herzog von Bayern, als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geschrey des Unwillens, welches die katholischen Höfe, von den Jesuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Cardinal von Richelieu, für die Sicherstellung seiner Religion einen ent-

scheidenden Schritt zu thun, und die katholische Welt zugleich von dem ernstlichen Religionsbeifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geistlichen Reichsstände zu überführen. Ueberzeugt, daß die Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eignen, nur auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich gerichtet seyen, trug er kein Bedenken, den ligistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, so bald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluß nun die Fürsten faßten, so hatte Richelieu seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der österreichischen Partey wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgestellt, und Gustav Adolph, von allen seinen übrigen Feinden in Deutschland befreit, konnte seine ungetheilte Macht gegen die kaiserlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des österreichischen Hauses, und dieses letzte große Ziel aller Bestrebungen Richelieu's ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürsten der Ligue auf ihrer Weigerung bestehn, und dem österreichischen Bündniß noch fernerhin getreu bleiben sollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa seine katholische Gesinnung erwiesen, und seinen Pflichten als Glied der römischen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürsten der

Ligue erschienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholische Deutschland unausbleiblich verhängen mußte; sie allein waren es, die durch ihre eigensinnige Unhänglichkeit an den Kaiser die Maßregeln ihres Beschützers vereitelten, die Kirche in die äußerste Gefahr und sich selbst ins Verderben stürzten.

Richelieu verfolgte diesen Plan um so lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Churfürsten von Bayern um französische Hülfe ins Gedränge gebracht wurde. Man erinnert sich, daß dieser Fürst schon seit der Zeit, als er Ursache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Gesinnungen des Kaisers zu setzen, in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten war, wodurch er sich den Besitz der Pfälzischen Churwürde gegen eine künftige Einnahmeänderung Ferdinands zu versichern hoffte. So deutlich auch schon der Ursprung dieses Traktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, so dehnte ihn Maximilian sehr, willkürlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus, und trug kein Bedenken, dieselbe Hülfsleistung, welche man ihm bloß gegen Oesterreich zugesagt hatte, auch gegen Gustav's Adolph, den Allirten der französischen Krone, zu fordern. Durch diese widersprechende Allianz mit zwey einander entgegen gesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt, wußte

sich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindseligkeiten zwischen beyden ein schleuniges Ende machte; und eben so wenig geneigt, Bayern preiszugeben, als durch seinen Vertrag mit Schweden außer Stand gesetzt, es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, seinen doppelten Verbindungen eine Genüge zu leisten. Ein eigner Bevollmächtigter, Marquis von Breze, wurde zu diesem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, seine Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen, und für die allirten Fürsten günstige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber so wichtige Ursachen Ludwig der Dreyzehnte hatte, diese Neutralität zu Stande gebracht zu sehen, so triftige Gründe hatte Gustav Adolph, das Gegentheil zu wünschen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abscheu der ligistischen Fürsten vor der protestantischen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländische Macht der Schweden unaussprechlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich unvertilgbar sey, fürchtete er ihre offenbare Feindschaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung so sehr im Widerspruche stand. Da er sich überdies durch seine Lage auf deutschem Boden genöthigt sah, auf Kosten der Feinde den Krieg fortzusetzen, so verlor er augenscheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl seiner öffentli-

den Feinde verminderte. Kein Wunder also, wenn Gustav Adolph wenig Neigung bliden ließ, die Neutralität der katholischen Fürsten, wodurch ihm so wenig geholfen war, durch Aufopferung seiner errungenen Vortheile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchem er den Churfürsten von Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und diesen Gesinnungen gemäß. Er forderte von der katholischen Ligne eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiserlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen protestantischen Ländern. Noch außerdem wollte er die ligistische Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgesetzt wissen. Alle ihre Länder sollten den kaiserlichen Armeen verschlossen seyn, und dem Hause Oesterreich weder Mannschaft noch Lebensmittel und Munition aus denselben gestattet werden. So hart das Gesetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, so schmeichelte sich der französische Mediateur noch immer, den Churfürsten von Bayern zu Annehmung desselben vermbgen zu können. Dieses Geschäft zu erleichtern, hatte sich Gustav Adolph bewegen lassen, dem letztern einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieser Monarch durch den französischen Agenten wiederholte Versicherungen von dem guten Fortgang dieser Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Chur-

fürsten an den General Pappenheim in Westphalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bey der ganzen Negotiation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst seine Rüstung, und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Diese ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß also fruchtlos, und hatte zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Bayern und Schweden mit desto größrer Erbitterung zu erneuern.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinstrom vertrieben, und ihnen der Weg versperrt werden, von den Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu bekriegen. In dieser Absicht hatte Gustav Adolph bereits dem Churfürsten von Trier, Philipp von Selter, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die Trierische Festung Hermannstein eingeräumt und den schwedischen Truppen ein freyer Durchzug durch Coblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Churfürst seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er sich entschließen, sie dem verdäch-

nigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch außer Stand sah, gegen zwei so fürchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beyde. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieses Fürsten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Allirten an Deutschlands Gränze zu erwerben. Eine zahlreiche französische Armee sollte die trierischen Lande decken, und die Festung Ehrenbreitstein französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Churfürsten zu diesem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit Gustav Adolpfs ließ sich nicht eher besänftigen, als bis auch den schwedischen Truppen ein freyer Durchzug durch die trierischen Lande gestattet wurde.

Indem dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz von dem Ueberreste der spanischen Garnisonen gereinigt, und Gustav Adolph selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieses Landstrichs vollendet. Das Eroberte zu beschützen, mußte der Reichskanzler Drenstierna mit einem Theile der Armee an dem mittlern Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter

Anführung des Königs in Marsch, auf fränkischem Boden den Feind aufzusuchen.

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen der Graf Tilly und der schwedische General von Horn, den Gustav Adolph mit achttausend Mann darin zurückließ, mit abwechselndem Kriegsglück gekämpft, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwundungen. Von seinen übrigen Entwürfen an den Rheinstrom gerufen, überließ der König seinem Feldherrn die Züchtigung des Bischofs, der durch sein treuloses Betragen seinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Bisthums den schwedischen Waffen, und die Hauptstadt selbst, von der kaiserlichen Besatzung im Stich gelassen, lieferte ihm ein stürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Bischof den Churfürsten von Bayern zum Beystand auf, der sich endlich bewegen ließ, Tilly's Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl seines Herrn zur Wiedereinsetzung des Bischofs bevollmächtigt, zog dieser General seine durch die Oberpfalz zerstreuten Truppen zusammen, und näherte sich Bamberg mit einem zwanzigtausend Mann starken Heere. Gustav Horn, fest entschlossen, seine Eroberung gegen diese überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wäld-

len Bamberg den Feind, mußte sich aber durch den bloßen Vortrab des Lilly entreißen sehn, was er der ganzen versammelten Armee gehofft hatte, streitig zu machen. Eine Verwirrung unter seinen Truppen, die keine Geistesgegenwart des Feldherrn zu verbessern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geschütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bamberg's Wiedereroberung war die Frucht dieses Sieges; aber den Schwedischen General, der sich in guter Ordnung über den Mainstrom zurückzog, konnte Graf Lilly, aller angewandten Geschwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erscheinung des Königs in Franken, welchem Gustav Horn den Rest seiner Truppen bey Rixingen zuführte, setzte seinen Eroberungen ein schnelles Ziel, und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für seine eigne Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Hirschjagd über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit Gustav Horn, Banner und Herzog Wilhelm von Weimar auf bey nahe vierzig tausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken; denn Graf Lilly, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Bayern lagen jetzt dem König gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin

dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht sogleich eine Entschließung fassen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schicksal beyder Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bey der Annäherung eines so furchtbarn Feindes Bayern unvertheidigt zu lassen, um Oesterreichs Gränzen zu schirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Bayern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen, und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Bayerns Gränzen mit seiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsstadt Nürnberg den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freyheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoß sich bey seinem Anblick in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewunderung. Gustav selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt, im Mittelpunkte Deutschlands, zu sehen, bis wohin er nie gehofft hatte, seine Fahnen auszubreiten. Der edle schöne Anstand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Thaten, und die Herablassung, womit er die Begrüßungen dieser Reichsstadt erwiederte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Person bestätigte er jetzt das

Bündniß, das er noch an den Ufern des Rheins mit denselben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er seiner Armee gegen die Donau, und stand vor der Gränzfestung Donauwerth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche bayrische Besatzung vertheidigte diesen Platz, und der Anführer derselben, Rudolph Maximilian, Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte Anfangs die muttigste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem Gustav Adolph die Belagerung anfang, auf einen schnellen und sichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des schwedischen Geschützes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwerths öffnete dem König das jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechström trennte ihn noch von Bayern. Diese nahe Gefahr seiner Länder weckte die ganze Thätigkeit Maximilians, und so leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu dringen, so entschlossen zeigte er sich nun, ihm den letzten Schritt zu erschweren. Jenseits des Lechs, bey der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbesestigtes Lager, welches, von drey Flüssen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man ab-

geworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch starke Besatzungen vertheidigt, und sich dieser Reichsstadt selbst, welche längst schon ihre Ungedult blicken ließ, dem Besspiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer bayrischen Garnison und Entwaffnung der Bürger versichert. Der Churfürst selbst schloß sich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das Lillj'sche Lager ein, gleich als ob an diesem einzigen Posten alle seine Hoffnungen haften, und das Glück der Schweden an dieser äußersten Gränzmauer scheitern sollte.

Bald erschien Gustav Adolph am Ufer, den bayrischen Verschanzungen gegenüber, nachdem er sich das ganze Augsburgische Gebiet diesseits des Lechs unterworfen, und seinen Truppen eine reiche Zufuhr aus diesem Landstrich gedffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieser Strom von häufigen Regengüssen und von dem Schnee der Tyrolischen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt, und zwischen steilen Ufern mit reißender Schnelligkeit flutet. Ein gewisses Grab öffnete sich dem waghäligen Stürmer in seinen Wellen, und am entgegenstehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderischen Schlünde. Ertrogt er dennoch mitten durch die Wuth des Wassers und des Feuers den fast unmdglichen Uebergang, so erwartet die ermatteten Truppen ein frischer und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung,

schmachtend, finden sie eine Schlacht. Mit erschöpfter Kraft müssen sie die feindlichen Schanzen ersteigen, deren Festigkeit jedes Angriffs zu spotten scheint. Eine Niederlage, an diesem Ufer erlitten, führt sie unvermeidlich zum Untergange; denn derselbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erschwert, versperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück sie verlassen sollte.

Der schwedische Kriegsrath, den der Monarch jetzt versammelte, machte das ganze Gewicht dieser Gründe gelten, um die Ausführung eines so gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapfersten sagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienste grau gewordener Krieger ererbete nicht, ihre Besorgnisse zu gestehn. Aber der Entschluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ sagte er zu Gustav Horn, der das Wort für die Uebrigen führte: „Ueber die Ostsee, über so viele große Ströme Deutschlands hätten wir gesetzt, und vor einem Bache, vor diesem Lech hier, sollten wir ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bey Besichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anstellte, die Entdeckung gemacht, daß das dießseitige Ufer über das jenseitige hervorrage, und die Wirkung des schwedischen Geschüßes, vorzugsweise vor dem des Feindes, begünstige. Mit schneller Besonnenheit wußte er diesen Umstand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo sich das linke Ufer des Lechs gegen das

rechte zu krümmte; drey Batterien aufwerfen, von welchen zwey und siebenzig Feldstücke ein kreuzweises Feuer gegen den Feind unterhielten. Während daß diese wüthende Kanonade die Bayern von dem jenseitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke schlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und nassem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufsteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der fast ununterbrochene Donner des Geschützes das Getöse der Zimmerärzte unhörbar machte. Er selbst ermunterte durch sein eigenes Beispiel den Eifer der Truppen, und brannte mit eigener Hand über sechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde diese Kanonade zwey Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwiedert; da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenseitige niedere Ufer beherrschten, und die Höhe des übrigen ihnen gegen das feindliche Geschütz zur Brustwehr diente. Umsonst strebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus, zu zerstören; das überlegene Geschütz der Schweden verscheuchte sie, und sie mußten die Brücke, fast unter ihren Augen, vollendet sehen. Tilli that an diesem schrecklichen Tag^e das Aeußerste, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte. Eine Kollonettkugel zerschmetterte ihm das Bein, und

bald nach ihm ward auch Altringer, sein gleich tapf-
 rer Streitgenosse, am Kopfe gefährlich verwundet.
 Von der begeisterten Gegenwart dieser beyden Führer
 verlassen, wankten endlich die Bayern, und wider seine
 Neigung wurde selbst Maximilian zu einem klein-
 muthigen Entschluß fortgerissen. Von den Vorstellun-
 gen des sterbenden Tilly besiegt, dessen gewohnte Fer-
 tigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er
 voreilig seinen unüberwindlichen Posten verloren, und
 eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die
 Reiterrey im Begriff war, den Uebergang zu wagen, be-
 schleunigte seinen muthlosen Abzug. Noch in derselben
 Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über
 den Reichthum gesetzt hatte, sein Lager ab, und ohne
 dem Könige Zeit zu lassen, ihn auf seinem Marsch zu
 beunruhigen, hatte er sich in bester Ordnung nach Neu-
 burg und Ingolstadt gezogen. Mit Befremdung sah
 Gustav Adolph, der am folgenden Tage den Ueber-
 gang vollführte, das feindliche Lager leer, und die
 Flucht des Churfürsten erregte seine Verwunderung noch
 mehr, als er die Festigkeit des verlassenen Lagers ent-
 deckte. „Wär' ich der Bayer gewesen,“ rief er er-
 staunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine
 „Stücklugel Bart und Kinn weggenommen — nimmers-
 „mehr würde ich einen Posten, wie dieser da, verlassen
 „und dem Feinde meine Staaten geöffnet haben.“

Jetzt also lag Bayern dem Sieger offen, und die

Kriegesflut, die bis jetzt nur an den Gränzen dieses Landes gestürmt hatte, wälzte sich zum erstenmal über seine lang verschonten gesegneten Fluren. Bevor sich aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes wagte, entriß er erst die Reichsstadt Augsburg dem bayrischen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und versicherte sich ihrer Treue durch eine zurückgelassene Besatzung. Darauf rückte er in beschleunigten Märschen gegen Ingolstadt an, um durch Einnahme dieser wichtigen Festung, welche der Churfürst mit einem großen Theile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Bayern zu sichern, und festen Fuß an der Donau zu fassen.

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt beschloß der verwundete Tilly in den Mauern dieser Stadt seine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Gustav Adolphs zermalmt, sah er am Abend seiner Tage alle Lorbern seiner frühern Siege dahin welken, und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs zürnende Mänen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Ligue einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten ihrer Vertheidiger, und Maximilian von Bayern den treuesten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod versiegelte, und die Pflichten des Feldherrn auch noch sterbend erfüllte.

Sein letztes Vermächtniß an den Churfürsten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege zu seyn pflegt, unternahm Gustav Adolph die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungestüm des ersten Angriffs ihren Widerstand zu besiegen. Aber die Festigkeit ihrer Werke und, die Tapferkeit der Besatzung, setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Thaten wurden. Weym Recognosciren der Festung streckte ein Vierundzwanzigpfünder sein Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden stürzte, und kurz darauf ward sein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von seiner Seite weggerissen. Mit schneller Fassung erhob sich der König wieder, und beruhigte sein erschrockenes Volk, indem er sogleich auf einem andern Pferde seinen Weg fortsetzte.

Die Besitznehmung der Bayern von Regensburg, welche Reichsstadt der Churfürst, dem Rath des Tilly gemäß, durch List überraschte, und durch eine starke Besatzung in seinen Fesseln hielt, änderte schnell den Kriegsplan des Königs. Er selbst hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, diese protestantisch gesinnte

Reichsstadt in seine Gewalt zu bekommen, und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenossin als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derselben durch die Bayern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung seines vornehmsten Wunsches, sich der Donau zu bemächtigen, und seinem Gegner alle Hülfen von Böhmen aus abzuschneiden. Schnell verließ er Ingolstadt, an dessen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verschwendete, und drang in das Innerste von Bayern, um den Churfürsten zur Beschützung seiner Staaten herbei zu locken, und so die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Mosburg, Landsbut, das ganze Stift Freysingen unterwarfen sich ihm; nichts konnte seinen Waffen widerstehn. fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf seinem Wege, so hatte er in der Brust jedes Bayern einen desto unversöhnlichern Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papst glaubten, waren auf diesem Boden eine neue, eine unerhörte Erscheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte sie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichrist abgezeichnet. Kein Wunder, wenn man sich von allen Pflichten der Natur und der Menschlichkeit gegen diese Satansbrut lössprach, und zu den schrecklichsten Gewaltthaten sich berechtigt glaubte. Wehe dem schwedi-

sehen Soldaten, der einem Haufen dieser Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die ertöndliche Wuth nur erdenken mag, wurden an diesen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verstümmelten Körper entflammte die Armee zu einer schrecklichen Wiedervergeltung. Nur Gustav Adolph besetzte durch keine Handlung der Rache seinen Heldencharakter, und das schlechte Vertrauen der Bayern zu seinem Christenthum, weit entfernt, ihn von den Vorschriften der Menschlichkeit gegen dieses unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligsten Pflicht, durch eine desto strengere Mäßigung seinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptstadt, die, von Verteidigern entblößt und von den vornehmsten Einwohnern verlassen, bey der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung suchte. Durch eine unbedingte freywillige Unterwerfung hoffte sie, seinen Zorn zu besänftigen, und schickte schon bis Freysingen Deputirte voraus, ihm ihre Thorschlüssel zu Füßen zu legen. Wie sehr auch der König durch die Unmenschlichkeit der Bayern und durch die feindselige Gesinnung ihres Herrn zu einem grausamen Gebrauch seiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, selbst von Deutschen, bestärkt wurde, Magdeburgs Schicksal an der Residenz ihres Zerstörers zu ahnden, so versagte doch sein großes Herz diese niedrige Rache, und

die Wehrlosigkeit des Feindes entwaffnete seinen Grimm. Zufrieden mit dem edlern Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit siegreichem Pomp in die Residenz desselben Fürsten zu führen, der das vornehmste Werkzeug seines Falls, und der Räuber seiner Staaten war, erhubte er die Pracht seines Einzugs durch den schöneren Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlassenen Pallast, denn die Schätze des Churfürsten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des churfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte den Aufseher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeisters. „Es ist kein andrer,“ versetzte dieser, „als der Churfürst selbst.“ — „Ich möchte ihn haben,“riefen Baumeister,“ erwiederte der König, „um ihn nach Stockholm zu schicken.“ — „Davor,“ antwortete jener, „wird sich der Baumeister zu hüten wissen.“ — Als man das Zeughaus durchsuchte, fanden sich bloße Laveten, zu denen die Kanonen fehlten. Die Leihern hatte man so künstlich unter dem Fußboden eingescharrt, daß sich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätheren eines Arbeiters, hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Todten, rief der König, und kommet zum Gericht.“ — Der Boden ward aufgerissen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet

waren. Ein Schatz von dreßßigtausend Dukaten in Golde, der in einem der größern versteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieser kostbare Fund den König überraschte.

Aber eine weit willkommere Erscheinung würde die bayrische Armee selbst ihm gewesen seyn, welche aus ihren Verschanzungen hervorzulocken, er ins Herz von Bayern gedrungen war. In dieser Erwartung sah sich der König betrogen. Kein Feind erschien, keine noch so dringende Aufforderung seiner Unterthanen konnte den Churfürsten vermindern, den letzten Ausherst seiner Macht in einer Feldschlacht aufs Spiel zu setzen. In Regensburg eingeschlossen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen sollte, und versuchte einzuweilen, bis der erwartete Beystand erschien, durch Erneuerung der Neutralitätsunterhandlungen seinen Feind außer Thätigkeit zu setzen. Aber das zu oft gereizte Mißtrauen des Monarchen vereitelte diesen Zweck, und die vorsehlliche Zögerung Wallensteins ließ Bayern unterdessen den Schweden zum Raub werden.

So weit war Gustav Adolph von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten, ohne auf seinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachsen gewesen wäre. Ein Theil von Bayern und Schwaben, Frankens Bisthümer, die untere Pfalz,

das Erzstift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der österreichischen Monarchie hatte eine unterbrochene Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er sich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünschte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den protestantischen Reichständen durchzusetzen, so hatte er doch die Glieder der katholischen Ligue entwaffnet oder geschwächt, den Krieg größtentheils auf ihre Kosten bestritten, die Hülfquellen des Kaisers vermindert, den Muth der schwächern Stände gestärkt, und durch die gebrandschatzten Länder der kaiserlichen Allirten einen Weg nach den österreichischen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorsam erpressen konnte, da leistete ihm die Freundschaft der Reichstädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an sich zu fesseln gewußt hatte, die wichtigsten Dienste, und er konnte, so lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch seine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeschnitten, wenn ihnen der niederländische Krieg auch noch Kräfte ließ. Theil an dem deutschen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach seinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch so viele längs seines Zuges durch Deutschland

zurückgelassne Besatzungen, hatten sein Heer nicht vermindert, und noch eben so frisch, als es diesen Zug angetreten hatte, stand es jetzt mitten in Bayern, entschlossen und gerüstet, den Krieg in das Innerste von Oesterreich zu wälzen.

Während daß Gustav Adolph den Krieg im Reiche mit solcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Sachsen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünstigt. Man erinnert sich, daß bey der Berathschlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwischen beyden Fürsten zu Halle angestellt worden, die Eroberung Böhmens dem Churfürsten von Sachsen zum Antheil fiel, indem der König für sich selbst den Weg nach den ligistischen Ländern erwählte. Die erste Frucht, welche der Churfürst von dem Siege bey Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreyung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaft verstärkt, welche von der feindlichen Garnison zu ihm übertrat, richtete der sächsische General von Arnheim seinen Marsch nach der Lausitz, welche Provinz ein kaiserlicher General, Rudolph von Tiefenbach, mit einer Armee überschwermt hatte, den Churfürsten von Sachsen wegen seines Uebertritts zu der Partey des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieser schlecht vertheidigten Provinz

die gewöhnlichen Verwüstungen angefangen, mehrere Städte erobert, und Dresden selbst durch seine drohende Annäherung erschreckt. Aber diese reißenden Fortschritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaisers, alle sächsischen Besitzungen mit Krieg zu verschonen.

Zu spät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Churfürsten von Sachsen aufs Aeußerste zu bringen, und dem König von Schweden diesen wichtigen Bundesgenossen gleichsam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Troß verdarb, wollte er jetzt durch eine eben so äbel angebrachte Mäßigung wieder gut machen, und er beging einen zweyten Fehler, indem er den ersten verbessern wollte. Seinem Feind einen so mächtigen Allirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Churfürsten, und, den Fortgang derselben zu erleichtern, mußte Tiefenbach sogleich alle sächsischen Länder verlassen. Aber diese Demüthigung des Kaisers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Churfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die erlangenen Vortheile desto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne sich durch den schändlichsten Undank verächtlich zu machen, einem Allirten entsagen, dem er die heiligsten Versicherungen seiner Treue gege-

ben, dem er für die Rettung seiner Staaten, ja selbst seines Ehrhums verpflichtet war?

Die sächsische Armee, des Zugs nach der Lausitz überhoben, nahm also ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zusammenfluß glücklicher Ereignisse ihr im Voraus den Sieg zu versichern schien. Noch immer glimmte in diesem Königreiche, dem ersten Schauplatz dieses verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Asche, und durch den fortgesetzten Druck der Tyranny wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieses unglückliche Land Spuren der traurigsten Veränderung. Ganze Ländertheile hatten ihre Besitzer gewechselt, und seufzten unter dem verhassten Joche katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protestanten bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freyheitsverfechter war auf denerbahnen versprüht worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben enttrannen, irrten ferne von ihrer Heimat im Elend umher, während daß die geschmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglicher, als der Druck dieser kleinen Tyrannen, war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Parthey dieses Königreichs ohne Un-

terschied belästete. Keine Gefahr von außen, keine noch so ernstliche Widersehung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungsbeifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatistischer Hülfe, die Verirrten in den Schoß der Kirche zurück zu bringen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimsthal's, im Gränzgebirge zwischen Böhmen und Meissen. Zwey kaiserliche Kommissarien, durch eben so viel Jesuiten und funfzehn Musketiere unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredsamkeit der Erstern nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der Letztern in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für dießmal siegte die gute Sache, und der herzhafte Widerstand dieses kleinen Volks nöthigte den Kaiser, sein Bekehrungsmandat schimpflich zurückzunehmen. Das Beyspiel des Hofes diente den Katholiken des Königsreichs zur Richtschnur ihres Betragens, und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Uebermuth gegen die Protestanten auszuüben versucht war. Kein Wunder, wenn diese schwer verfolgte Partey einer Veränderung günstig wurde, und ihrem Befreyer, der sich jetzt an der Gränze zeigte, mit Sehnsucht entgegen sah.

Schon war die sächsische Armee im Anzuge gegen

Prag. Aus allen Plätzen, vor denen sie erschien, waren die kaiserlichen Besatzungen gewichen. Schideschau, Tetschen, Rußig, Leutmeritz fielen schnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholische Ort wurde der Plünderung Preis gegeben. Schrecken ergriff alle Papisten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche sie an den Evangelischen ausgeübt hatten, wagten sie es nicht, die rächende Ankunft eines protestantischen Heers zu erwarten. Alles, was katholisch war, und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptstadt, um auch die Hauptstadt eben so schnell wieder zu verlassen. Prag selbst war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannschaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu spät hatte man sich am Hofe des Kaisers entschlossen, den Feldmarschall Liefenbach zu Vertheidigung dieser Hauptstadt herbey zu rufen. Ehe der kaiserliche Befehl die Standquartiere dieses Generals in Schlessien erreichte, waren die Sachsen nicht ferne mehr von Prag, die halb protestantische Bürgerschaft versprach wenig Eifer, und die schwache Garnison ließ keinen langen Widerstand hoffen. In diesem schrecklichen Bedrängniß erwarteten die katholischen Einwohner ihre Rettung von Wallenstein, der in den Mauern dieser Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, seine Kriegserfahrung und das Gewicht seines Ansehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen

nen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn Er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiß sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig diese auch zu einem langen Widerstande geschickt war, so fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines Entsatzes zu behaupten; und ein kaiserlicher Obrister, Graf Maradas, bezeugte wirklich Lust, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Kommando, und durch nichts als seinen Ehrer und seine Tapferkeit zu diesem Wagemuth aufgefördert, unterstand er sich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Bestimmung eines Hóhern, ins Werk zu setzen. Er suchte also Rath bey dem Herzog von Friedland, dessen Billigung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte, und an den die böhmische Generalität durch einen außerordentlichen Befehl vom Hofe in dieser Extremität angewiesen war. Aber arglistig hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit, und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne, und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeiten darnieder, die er, als der Mächtige, blicken ließ. Die Muthlosigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bey Einnahme derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, daß er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Bey-

spiele folgte der ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, seine Personen, seine Güter zu sichern. Alle Straßen des Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die sich nicht eher als in der Kaiserstadt von ihrem Schrecken erholten. Maradas selbst, an Prags Errettung zweifelnd, folgte den übrigen, und führte seine kleine Mannschaft bis Labor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrschte in Prag, als die Sachsen am andern Morgen davor erschienen; keine Anstalt zur Vertheidigung; nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr sammelte sich eine Menge von Zuschauern um sie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit sie sich näherten, gleich vielmehr einer freundschaftlichen Begrüßung, als einem feindlichen Empfang. Aus dem übereinstimmenden Bericht dieser Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweis geflüchtet sey. Dieser unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerstand erregte Arnheims Mißtrauen um so mehr, da ihm die eifertige Annäherung des Entsatzes aus Sachsen kein Geheimniß, und die sächsische Armee mit Belagerungswerkzeugen zu wenig versehen, auch an An-

zahl bey Weitem zu schwach war, um eine so große Stadt zu bestürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er seine Wachsamkeit; und er schwebte in dieser Furcht, bis ihm der Haupthofmeister des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, diese unglanbliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt ist ohne Schwertstreich unser,“ rief er jetzt voll Verwunderung seinen Obersten zu, und ließ sie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerchaft von Prag, von ihren Vertheidigern schimpflich im Stich gelassen, hatte ihren Entschluß längst gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freyheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Capitulation in Sicherheit zu setzen. Sobald diese von dem sächsischen General im Namen seines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widersehung die Thore, und die Armee hielt am eilften November des Jahrs 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Churfürst selbst nach, um die Huldigung seiner neuen Schutzheerführer in Person zu empfangen; denn nur unter diesem Namen hatten sich ihm die drey Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der österreichischen Monarchie sollte durch diesen Schritt nicht zerrißen seyn. So übertrieben groß die Furcht der Papisten vor den Repressalien der Sachsen gewesen war, so angenehm überraschte sie die Rüksicht des Churfürsten und die gute Mannszucht der Truppen. Besonders

legte der Feldmarschall von Arnheim seine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bey dieser Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereyen desselben auf seinem Hermarsch verschont zu haben, stellte er jetzt noch Wachen an seinen Pallast, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten sich der vollkommensten Gewissensfreiheit, und von allen Kirchen, welche sie den Protestanten entriffen hatten, wurden diesen nur vier zurückgegeben. Die Jesuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherige Bedrückungen Schuld gab, waren von dieser Duldung ausgeschlossen, und mußten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete selbst als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserliche Name einflößte, und was sich ein kaiserlicher General, wie Tilly und Wallenstein, zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte er sich zu Prag nicht gegen den Kaiser. Sorgfältig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht, das Hausgeräthe des Letztern zu berühren, indem er sich ohne Bedenken die Kationen des Erstern als gute Beute zu eignete und hernach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiserlichen Pallast, sondern im Lichtensteinischen Hause nahm er seine Wohnung, zu beschärfen, die Zimmer

desjenigen zu beziehen, dem er ein Adalgreich entriß. Würde uns dieser Zug von einem großen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürsten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieser Enthaltung mehr den schönen Sieg der Bescheidenheit ehren, oder die kleinliche Besinnung des schwachen Geistes demitleiden sollen; den das Glück selbst nie kühn macht, und die Freyheit selbst nie der gewohnten Fesseln entledigt.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehresten Städte folgte, bewirkte eine schnelle und große Veränderung in dem Adalgreiche. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im Elend herumgeirrt waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der berühmte Urheber des böhmischen Aufstands, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurtheilung sich als Sieger zu zeigen. Ueber dieselbe Brücke, wo ihm die aufgespießten Köpfe seiner Anhänger das ihn selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen stellten, hielt er jetzt seinen triumphirenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder zu entfernen. Die Vermissten setzten sich sogleich in Besiz ihrer Güter, deren jezige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer diesen die aufgewandten Sammen

erstattet würde, rissen sie Alles, was ihre gewesen war, an sich, auch wenn sie selbst den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Mancher unter ihnen fand Ursache, die gute Wirtschaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdessen in der zweyten Hand vortreflich gewuchert. Mit dem kostbarsten Hausrath waren die Zimmer geschmückt, die Keller, welche sie leer verlassen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauisch gegen ein Glück, das so unverhofft auf sie hereinströmte, eilten sie, diese unsichern Besizungen wieder loszuschlagen, und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Ruß als der Protestantischgefunten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man ganze Scharen zu den neueröffneten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorsam gegen das Papstthum erhalten hatte, wandten sich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken schwuren freudig ein erzwungenes Bekenntniß ab, um ihren frühern Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewiesene Duldsamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieses mißhandelte Volk die Unterdrücker seiner heiligsten Freyheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es sich seiner wieder erlangten Rechte, und seinen Haß ge-

gen die aufgedrungene Religion stillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdessen war der Succurs, den die kaiserlichen Generale, von Stg. und von Tiefenbach, aus Schlesien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Zilly aus der Oberrheinischen Pfalz zu ihm stießen. Ihn zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen, und that bey Limburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf seine Verschanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte, schlug er endlich — nicht ohne großen Verlust, die Feinde aus ihrem besetzten Lager, und zwang sie durch die Heftigkeit seines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen, und die Brücke abzubrechen, die sie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiserlichen nicht in mehrern kleinen Gefechten Abbruch thaten, und die Reuten selbst bis an die Thore von Prag ihre Mittelstrecken erstreckten. Wie glänzend und viel versprechend auch die Sachsen den böhmischen Feldzug eröffneten, so rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Gustav Adolph's Erwartungen. Anstatt mit unaufhaltsamer Gewalt die erlangten Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen sich zu der schwedischen Armee durchzuschlagen, und in Verbindung mit ihr den Mittelpunkt der kaiserlichen Macht

anzugreifen, schwächten sie sich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobey der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine größte Unternehmung fruchtlos verschwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Kriechfebern auf, welche ihn abgehalten hatten, sich seines Vortheils über den Kaiser zu bedienen, und die Entwärfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Wirksamkeit zu befördern.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiser verloren, und die Sachsen von dieser Seite her gegen Oesterreich im Anzug. während daß der schwedische Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiserlichen Erbstaaten einen Weg sich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der österreichischen Monarchie verzehrt, die Länder erschöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorsam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem schwedischen Heerführer eine so entschiedene Überlegenheit im Felde verschaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenossen des Kaisers, oder die auf sie selbst hereinflühende Gefahr hatte ihre Treue erschüttert. Selbst Maximilian von Bayern, Oesterreichs mächtigste Stütze, schien den verführerischen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieses Fürsten mit Frankreich hatte den Kaiser

längst schon mit Besorgnissen erfüllt. Die Bischöfe von
 Würzburg und Bamberg, der Churfürst von Mainz,
 der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern
 vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier stand
 im Begriff, sich unter französischen Schutz zu begeben.
 Spantens Waffen beschäftigte die Tapferkeit der Hol-
 länder in den Niederlanden, während daß Gustav
 Adolph sie vom Rheinstrom zurückschlug; Pohlen fest-
 setzte noch der Stillstand mit diesem Fürsten. Die un-
 garischen Gränzen bedrohte der siebenbürgische Fürst
 Ragoczy, ein Nachfolger Betlen Gabor's und der
 Erbe seines unruhigen Geistes; die Pforte selbst mach-
 te bedenkliche Zurüstungen, den günstigen Zeitpunkt
 zu nutzen. Die mehresten protestantischen Reichsstän-
 de, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beschüt-
 zers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiser
 Parthey ergriffen. Alle Hülfquellen, welche sich die
 Frechheit eines Tilly und Wallenstein durch ge-
 waltsame Erpressungen in diesen Ländern geöffnet hatte,
 waren nunmehr vertrocknet, alle diese Werbeplätze,
 diese Magazine, diese Zufluchtsörter für den Kaiser
 verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vor-
 mals auf fremde Kosten bestritten werden. Seine Be-
 drängnisse vollkommen zu machen, entzündet sich im
 Land ob der Enß ein gefährlicher Aufruhr; der unzei-
 tige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das pro-
 testantische Landvolk, und der Fanatismus schwingt

keine Fackel, indem der Feind schon an den Pforten des Reiches stürmt. Nach einem so langen Glücke, nach einer so glänzenden Reihe von Siegen, nach so herrlichen Eroberungen, nach so viel unnütz verspritztem Blute, sieht sich der österreichische Monarch zum Zweitemal an denselben Abgrund geführt, in den er bey'm Antritt seiner Regierung zu stürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerstand Ehursachsen der Versuchung, und entschloß sich Frankreich, die spanische Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, so stürzte der stolze Bau von Oesterreichs Größe zusammen, die allirten Kronen theilten sich in seinen Raub, und der deutsche Staatskörper sah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieser Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längst schon entschiedenen Verfall der österreichischen Macht, den bloß der täuschende Schimmer eines großen Namens verdeckt hatte, sichtbar machte. Ging man zu den Ursachen zurück, welche den Schweden eine furchtbare Ueberlegenheit im Felde verschafften, so fand man sie größtentheils in der unumschränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte seiner Parthey in einem einzigen Punkt vereinigte, und, durch keine höhere Autorität in seinen Unternehmungen gefesselt, vollkommener Herr jedes günstigen Augenblicks, alle Mittel zu seinem Zwecke beherrschte, und von Nie-

mand als sich selbst Gesehe empfing. Aber seit Walestein's Abbanlung und Lilly's Niederlage zeigte sich auf Seiten des Kaisers und der Ligue von diesem Allem gerade das Widerspiel. Den Generalen gerbrach es an Ansehen bey den Truppen und an der so nothigen Freyheit zu handeln, den Soldaten an Gehorsam und Mannszucht, den zerstreuten Korps an übereinstimmender Wirksamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entschlusses, und an Festigkeit bey Vollstreckung desselben. Nicht ihre größere Macht, nur der bessere Gebrauch, den sie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaisers ein so entschiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiste, der, sie anzuwenden, Fähigkeit und Vollmacht besaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiser. Hätte Graf Lilly auch nie seinen Ruhm verloren, so ließ das Mißtrauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schicksal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der seine Anhänglichkeit an das bayrische Haus nie verläugnete. Ferdinands dringendstes Bedürfnis war also ein Feldherr, der gleich viel Erfahrungheit besaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der seine Dienste dem österreichischen Hause mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines solchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaisers beschäftigte, und

Die Mitglieder desselben unter einander entzweite. Einen König dem andern gegenüber zu stellen, und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, stellte sich Ferdinand im ersten Feuer des Affekts selbst als den Führer seiner Armee dar; aber es kostete wenig Mühe, einen Entschluß umzustossen, den nur Verzweiflung eingab, und das erste ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiser seine Würde und die Last des Regentenamts verbot, erlaubten die Umstände seinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die österreichischen Unterthanen mit festen Hoffnungen blickten. Schon durch seine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefodert, von deren Krönen er zwar schon auf seinem Haupte trug, verband Ferdinand der Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers, die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beystand ihm zur Führung des Krieges so unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beschwerten Unterthan neue Lasten aufzulegen; nur seiner persönlichen Gegenwart bey der Armee schien es aufbehalten zu seyn, die verderbliche Eifersucht der Häupter zu ersticken, und die erschlappte Mannszucht der Truppen durch die Kraft seines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gehrgh es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils,

Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Übung erworben wird, so konnte man diesen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen ersetzen, die man unter der Hülle seines Namens mit der höchsten Autorität bekleideze.

So scheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Minister diesen Vorschlag unterstützte, so große Schwierigkeiten setzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eifersucht des Kaisers, und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schicksal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung selbst so bedürftig war! Wie gewagt, dem größten Fehlherrn seines Jahrhunderts einen Anfänger entgegen zu stellen, dessen Fähigkeit zu diesem wichtigen Posten noch durch keine Unternehmung geprüft, dessen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der muthlosen Armee im voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Last zugleich für den Unterthan, den kostbaren Staat zu bestreiten, der einem königlichen Heerführer zukam, und den der Wahn des Zeitalters mit seiner Gegenwart beim Heer unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen selbst, seine politische Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geißel seines Volks und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrschen sollte!

Und dann war es noch nicht damit gethan, den Feldherrn für die Armee aufzusuchen; man mußte auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit Wartenstein's gewaltsamer Entfernung hatte sich der Kaiser mehr mit ligistischer und bayerischer Hülfe als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben diese Abhängigkeit von zweydeutigen Freunden war es ja, der man durch Aufstellung eines eigenen Generals zu entfliehen suchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die alles zwingende Macht des Goldes, und ohne den begeisternden Namen eines siegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegerischen Geist und an Fertigkeit mit den geübten Schaaeren des nordischen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein Einziger Mann, der solch eine That gethan, und diesem Einzigen hatte man eine tödtliche Kränkung bewiesen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbey gerückt, der dem beleidigten Stolz des Herzogs von Friedland eine Vergeltung ohne Gleichen verschaffte. Das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt, und eine ununterbrochene Kette von Unglücksfällen, die seit dem Tage seiner Abdankung über Oesterreich hereinfiel, dem Kaiser selbst das Geständniß entriß, daß mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm abgehauen worden sey. Jede Niederlage seiner Trup-

pen erneuerte diese Wunde; jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen seine Schwäche und seinen Ubdank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer seiner Heere, nur einen Vertheidiger seiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichsten von allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigsten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegesbühne, und zu einer festeren Unthätigkeit verurtheilt, während daß seine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms sich Lorbern sammelten, hatte der stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verflorter Gelassenheit zugeesehen, und im schimmernden Gepränge eines Theaterhelden die dunklern Entwürfe seines arbeitenden Geistes verborgen. Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenseite Ruhe und Mäßigkeit log, brütete er still die schreckliche Geburt der Nachbegierde und Ehrsucht zur Reife, und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele. Erlöschen war Alles in seiner Erinnerung, was er durch den Kaiser geworden war; nur, was er für den Kaiser gethan hatte, stand mit glühenden Zügen in sein Gedächtniß geschrieben. Seinem unersättlichen Durst nach Größe und Macht war der Ubdank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreißen, und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu

entbinden schien. Entündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maß, als sein äußerer Wirkungskreis sich verengte, erweiterte sich die Welt seiner Hoffnungen, und seine schwärmende Einbildungskraft verlor sich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem seinigen nur der Wahnsinn erzeugen kann. So hoch, als der Mensch nur immer durch eigene Kraft sich zu erheben vermag, hatte sein Verdienst ihn emporgetragen; nichts von allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb seiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick seiner Entlassung hatten seine Ansprüche keinen Widerstand, sein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburg'schen Reichstage zu Boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen ursprünglicher und übertragener Gewalt, und den Abstand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Lärmel seiner Herrschergroße durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er die Macht, die er besaß, mit derjenigen, durch welche sie ihm entriffen wurde, und sein Ehrgeiz hämmerte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu ersteigen war. Erst nach dem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lässig die Hän-

de darnach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendste seiner Trabanten zu seyn; erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise rieß, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne.

Gustav Adolph durchwanderte den deutschen Norden mit siegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bey Leipzig fiel der Kern der kaiserlichen Macht. Das Gerücht dieser Niederlage drang bald auch zu Wallenstein's Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatstandes zurückgeschwunden, aus ruhiger Ferne den tosenden Kriegsturm betrachtete. Was die Brust aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Gustav Adolph. Kaum hatte der Letztere angefangen, sich durch seine Kriegesthaten in Achtung zu setzen, so verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, seine Freundschaft zu suchen; und mit diesem glücklichen Feinde Oesterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden schon längst seine Dienste gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallenstein's Glückwünsche

zu überbringen, und ihn zu einem engern Bündnisse mit dem Herzoge einzuladen. Fünfzehntausend Mann beehrte Wallenstein von dem Könige, um mit Hilfe derselben und mit den Truppen, die er selbst zu werben sich anheischig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiser, seinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So sehr das Unerwartete dieses Antrags und das Uebertreibene der gemachten Versprechungen das Mißtrauen Gustav Adolfs erregte, so war es doch ein zu guter Kenner des Verdienstes, um einen so wichtigen Freund mit Kaltblut zurückzuweisen. Nachdem aber Wallenstein, durch die günstige Aufnahme dieses ersten Versuchs ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht seinen Antrag erneuerte, und auf eine bestimmte Erklärung drang, trug der vorsichtige Monarch Bedenken, an die schimärischen Entwürfe dieses verwegenen Adops seinen Ruhm zu wagen, und der Redlichkeit eines Mannes, der sich ihm als Verräther ankündigte, eine so zahlreiche Mannschaft anzuvertrauen. Er entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Armes, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine so starke Verminderung leiden würde, und verscherzte aus übergroßer Vorsicht vielleicht die Selbstenheit, den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Zu spät versuchte er in der Folge die zerrissenen Unterhandlungen zu erneuern; der günstige Moment war

vorüber, und Wallenstein's beleidigter Stolz vergab ihm diese Geringschätzung nie.

Aber diese Weigerung des Königs beschleunigte wahrscheinlich nur den Bruch, den die Form dieser beyden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beyde geboren, Gesetze zu geben, nicht sie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andre Nachgiebigkeit und gegenseitige Opfer nothwendig macht. Wallenstein war Nichts, wo er nicht Alles war; er mußte entweder gar nicht, oder mit vollkommener Freiheit handeln. Eben so herzlich haßte Gustav Adolph jede Abhängigkeit, und wenig fehlte, daß er selbst die so vortheilhafte Verbindung mit dem französischen Hofe nicht zerrissen hätte, weil die Anmaßungen desselben seinem selbstthätigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Parthey verloren, die er nicht lenken durfte; dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbände zu folgen. Waren die gebieterischen Anmaßungen dieses Bundesgenossen dem Herzog von Friedland bey ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mußten sie ihm untrüglich seyn, wenn es dazu kam, sich in die Beute zu theilen. Der stolze Monarch konnte sich herablassen, den Beystand eines rebellischen Unterthans gegen den Kaiser anzunehmen, und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Großmuth belohnen; aber nie konnte

er seine eigene und aller Könige Majestät so sehr aus den Augen sehen, um den Preis zu bestätigen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte; nie eine nützliche Verräthercy mit einer Krone bezahlen. Von ihm also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein fürchterlicher Widerspruch zu fürchten, sobald Wallenstein nach dem böhmischen Scepter die Hand ausstreckte — und Er war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eignen Arm Wallenstein's zum Diktator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren, und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem solchen Allirten hatte also kein Wallenstein Raum; und wahrscheinlich war es dies, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er anspielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „Ein Glück für mich und ihn, daß er „dahin ist! Das deutsche Reich konnte nicht zwey „solche Häupter brauchen.“

Der erste Versuch zur Rache an dem Haus Oesterreich war fehl geschlagen; aber fest stand der Voratz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bey dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bey dem Churfürsten von Sachsen

zu erreichen, den er eben so gewiß war nach seinem Willen zu lenken, als er bey Gustav Adolph daran verzweifelte. In fortbauerndem Einverständniß mit Arnheim, seinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer Verbindung mit Sachsen, wodurch er dem Kaiser und dem König von Schweden gleich fürthürlich zu werden hoffte. Er konnte sich von einem Entwurfe, der, wenn er einschlug, den schwedischen Monarchen um seinen Einfluß in Deutschland brachte, desto leichter Eingang bey Johann Georg versprechen, je mehr die eifersüchtige Gemüthsart dieses Prinzen durch die Macht Gustav Adolfs gereizt, und seine ohnehin schwache Neigung zu demselben durch die erhöhten Ansprüche des Königs erkältet ward. Gelang es ihm, Sachsen von dem schwedischen Bündniß zu trennen, und in Verbindung mit demselben eine dritte Parthey im Reiche zu errichten, so lag der Ausschlag des Krieges in seiner Hand, und er hatte durch diesen einzigen Schritt zugleich seine Rache an dem Kaiser befriedigt, seine verschmähte Freundschaft an dem schwedischen König gerächt, und auf dem Ruin von Beiden den Bau seiner eignen Größe gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch seinen Zweck verfolgte, so konnte er denselben ohne den Beystand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausföhrung bringen. Diese Armee konnte so geheim nicht

geworben werden, daß am kaiserlichen Hofe nicht Verdacht geschöpft, und der Anschlag gleich in seiner Entstehung vereitelt wurde. Diese Armee durfte ihre gesetzwidrige Bestimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem schwerlich zu erwarten war, daß sie dem Auf eines Verräthers gehorchen, und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen würde. Wallenstein mußte also unter kaiserlicher Autorität und öffentlich werden, und von dem Kaiser selbst zur unumschränkten Herrschaft über die Truppen berechtigt seyn. Wie konnte dies aber anders geschehen, als wenn ihm das entzogene Generat auf Neue übertragen, und die Führung des Kriegs unbedingt überlassen ward? Dennoch erlaubte ihm, weder sein Stolz noch sein Vortheil, sich selbst zu diesem Posten zu drängen, und als ein Bittender von der Gnade des Kaisers eine beschränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht desselben uneingeschränkt zu ertrogen stand. Um sich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Kommando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von seinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rath, den ihm Arnheim erteilte, und dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und rastloser Thätigkeit strebte.

Ueberzeugt, daß nur die äußerste Noth die Unentschlossenheit des Kaisers besiegen, und den Widerspruch Bayerns und Spaniens, seiner beyden eifrigen

den Begher, unkräftig machen konnte, bewies er sich
 von jezt an geschäftig, die Fortschritte des Feindes zu
 bessern, und die Bedrängnisse seines Herrn zu ver-
 mehren. Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine Ein-
 ladung und Ermunterung, daß die Sachsen, schon auf
 dem Wege nach der Lausitz und Schlesien, sich nach
 Böhmen wandten, und dieses unverteidigte Reich mit
 ihrer Macht überschwemmten; ihre schnellen Eroberun-
 gen in demselben waren nicht weniger sein Werk. Durch
 den Kleinmuth, den er heuchelte, erstickte er jeden Ge-
 danken an Widerstand, und überlieferte die Hauptstadt,
 durch seinen voreiligen Abzug, dem Sieger. Bey einer
 Zusammenkunft mit dem sächsischen General zu Kaunitz,
 wegen einer Friedensunterhandlung ihm den Vorwand
 vorsetzte, wurde wahrscheinlich das Siegel auf die
 Verschöndung gedrückt, und Böhmens Eroberung war
 die erste Frucht dieser Verabredung. Indem er selbst
 nach Vermögen dazu beystrug, die Unglücksfälle über
 Oesterreich zu häufen, und durch die raschen Fortschritte
 der Schweden am Rheinstrom aufs Nachdrücklichste das
 bey unterstützt wurde, ließ er seine freywilligen und ge-
 dungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Un-
 glück die heftigsten Klagen führen, und die Absehung
 des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlit-
 tenen Verluste abschildern. „Dahin hätte Wallen-
 stein es nicht kommen lassen, wenn er am Ruder ge-
 blieben wäre!“ riefen jetzt tausend Stimmen, und

selbst im geheimen Rathe des Kaisers fand diese Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Bestärkung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienste seines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligne unerträglich; aber eben diese Abhängigkeit verstattete ihm nicht, sein Mißtrauen zu zehgen, und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Churfürsten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage stieg, und die Schwäche des bayrischen Beystandes immer sichtbarer wurde, bedachte er sich nicht länger, den Freunden des Herzogs sein Ohr zu leihen, und ihre Vorschläge wegen Zurückberufung dieses Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermesslichen Reichthümer, die der Letztere besaß, die allgemeine Achtung, in der er stand, die Schnelligkeit, womit er sechs Jahre vorher ein Heer von vierzigtausend Streitem ins Feld gestellt; der geringe Kostenaufwand, womit er dieses zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze desselben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaisers Ehre bewiesen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bey dem Monarchen, und stellten ihm den Herzog als das schicklichste Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwischen den kriegführenden Mächten wieder herzustellen, Oesterreich zu retten, und die katholi-

sche Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiserliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein so anzuwendendes Geständniß seiner ehemaligen Uebereilung und seiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie sehr es ihn schmerzte, von der Höhe seiner Herrschermwürde zu Dinten herabzustiegen, wie verdächtig auch die Treue eines so bitter beleidigten und so unversöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich endlich auch die spanischen Minister und der Churfürst von Bayern ihr Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben, so siegte jetzt die bringende Noth über jede andre Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, seine Gesinnungen zu erforschen, und ihm die Möglichkeit seiner Wiederherstellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Kabinet des Kaisers zu seinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieser Herrschaft genug über sich selbst, seinen innern Triumph zu verbergen, und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein stolzes Herz frohlachte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten. Mit kunstvoller Beredsamkeit verbreitete er sich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn seit seiner Entfernung von dem politischen Schauplatz beselige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Muße gekostet, um sie dem nützigen Phantom des

entbinden schien. Entzündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Widervergeltung. In eben dem Maß, als sein äußer Wirkungskreis sich verengte, erweiterte sich die Welt seiner Hoffnungen, und seine schwärmende Einbildungskraft verlor sich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopfe als dem seinigen nur der Wahnsinn erzeugen kann. So hoch, als der Mensch nur immer durch eigene Kraft sich zu erheben vermag, hatte sein Verdienst ihn emporgetragen; nichts von allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb seiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick seiner Entlassung hatten seine Ansprache keinen Widerstand, sein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstage zu Boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen ursprünglicher und übertragener Gewalt, und den Abstand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Lärmel seiner Herrschergroße durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er die Macht, die er besaß, mit derjenigen, durch welche sie ihm entrisen wurde, und sein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu ersteigen war. Erst nach dem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lässig die Hän-

ke darnach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendste seiner Trabanten zu seyn; erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise rieß, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne.

Gustav Adolph durchwanderte den deutschen Norden mit siegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bey Leipzig fiel der Kern der kaiserlichen Macht. Das Gerücht dieser Niederlage drang bald auch zu Wallenstein's Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatstandes zurückgeschwunden, aus ruhiger Ferne den toben den Kriegsturm betrachtete. Was die Brust aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Gustav Adolph. Raum hatte der Letztere angefangen, sich durch seine Kriegesthaten in Achtung zu setzen, so verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, seine Freundschaft zu suchen; und mit diesem glücklichen Feinde Oesterreich's gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden schon längst seine Dienste gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallenstein's Glückwünsche

lerischem Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt seine Hülfe brauchte, aufs Tiefste erniedrigt hatte, öffnete er sein Ohr den lockenden Anträgen des Ministers. Als ob er nur der Kraft dieser Gründe nachgäbe, bewilligte er mit stolzer Großmuth, was der feurigste Wunsch seiner Seele war, und begnadigte den Abgesandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaisers durch eine unbedingte volle Gewährung auf einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Theil seiner Forderung, um einen desto größern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu setzen. Er nahm das Kommando an, aber nur auf drey Monate; nur um eine Armee auszurüsten, nicht sie selbst anzuführen. Bloß seine Fähigkeit und Macht wollte er durch diesen Schöpfungsakt kund thun, und dem Kaiser die Größe der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallensteins Händen stände. Ueberzeugt, daß eine Armee, die sein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, sollte sie ihm nur zur Lockspeise dienen, seinem Herrn desto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wünschte Ferdinand sich Glück, daß auch nur so viel gewonnen war.

Nicht lange konnte Wallenstein, seine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als schimärisch verachtete, und Gustav-Adolph selbst übertrie-

den fand. Aber lange schon war der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maschinen spielen, die er seit mehrern Jahren zu diesem Endzweck in Gang gebracht hatte. Raum verbreitete sich das Gerücht von Wallensteins Rüstung, als von allen Enden der österreichischen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeyeilten, unter diesem erfahrenen Feldherrn ihr Glück zu versuchen. Viele, welche schon ehedem unter seinen Fahnen gekochten, seine Größe als Augenzeugen bewundert, und seine Großmuth erfahren hatten, traten bey diesem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweytenmal Ruhm und Bente mit ihm zu theilen. Die Größe des versprochen Soldes lockte Tausende herbey, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Kosten des Landmanns zu Theil wurde, war für den Letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber selbst diesen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck desselben zu erliegen. Alle österreichische Provinzen strengte man an, zu dieser kostbaren Rüstung beizutragen; kein Stand blieb von Taxen verschont; von der Kopfsteuer befreys keine Würde, kein Privilegium. Der spanische Hof, wie der König von Ungarn, verkanden sich zu einer beträchtlichen Summe; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und Wallenstein selbst ließ es sich zweymal hundert tausend Thaler von seinem eignen Vermögen kosten, die Ausrüstung zu beschleunigen. Die ärmern Offiziere

unterstützte er aus seiner eigenen Kasse; und durch sein Beispiel, durch glänzende Beförderungen und hochglänzendere Versprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Kosten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Korps aufstellte, war Kommandeur desselben. Bey Anstellung der Offiziere machte die Religion keinen Unterschied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch diese gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung, daß die gegenwärtige Rüstung mit der Religion nichts zu schaffen habe, wurde der protestantische Unterthan beruhigt, und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Lasten bewogen. Zugleich versäumte der Herzog nicht, wegen Mannschaft und Geld in eignem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweytenmal für den Kaiser zu ziehen; Pohlen mußte ihm Kosaken, Italien Kriegsbedürfnisse liefern. Noch ehe der dritte Monat verstrichen war, belief sich die Armee, welche in Mähren versammelt wurde, auf nicht weniger als vierzig tausend Köpfe, größtentheils aus dem Ueberreiß Böhmens, aus Mähren, Schlesien und den deutschen Provinzen des Hauses Oesterreich gezogen. Was Jedem unausführbar geschienen, hatte Wallenstein, zum Erstaunen von ganz Europa, in dem kürzesten Zeitraume vollendet. So viele Tausende, als man vor

ihm nicht Hunderte gehofft hatte, zusammen zu bringen, hatte die Zauberkrast seines Namens, seines Goldes und seines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erfordernissen bis zum Ueberflus ausgerüstet, mit kriegsverständigen Officieren befehligt, von einem kriegsversprechenden Enthusiasmus entflammt, erwartete diese neugeschaffne Armee nur den Wink ihres Führers, um sich durch Thaten der Kühnheit seiner würdig zu zeigen.

Sein Versprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee stand fertig im Felde; jetzt trat er zurück, und überließ dem Kaiser, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben so leicht gewesen seyn, noch eine zweite Armee, wie diese war, zu errichten, als einen andern Chef, außer Wallenstein, für sie aufzufinden. Dieses vielversprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaisers, war nichts als ein Blendwerk, sobald der Zauber sich löste, der es ins Daseyn rief; durch Wallenstein ward es, ohne ihn schwand es, wie eine magische Schöpfung, in sein voriges Nichts dahin. Die Officiere waren ihm entweder als seine Schuldner verpflichtet, oder als seine Gläubiger auf Engste an sein Interesse, an die Fortdauer seiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er seinen Verwandten, seinen Geschöpfen, seinen Günstlingen untergeben. Er und kein Anderer war der Mann, den Truppen die ausschweifenden Versprechungen zu halten, wodurch er

sie in seinen Dienst gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen Aller; blindes Vertrauen auf seine Allgemalt das einzige Band, das die verschiedenen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeist zusammen hielt. Geschehen war es um das Glück jedes Einzelnen, sobald derjenige zutratt, der sich für die Erfüllung desselben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit seiner Weigerung Ernst war, so glücklich bediente er sich dieses Schrekmittels, dem Kaiser die Genehmigung seiner übertriebenen Bedingungen abzuwingen. Die Fortschritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war so nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geschwindes Ende zu machen. Zum dritten und letztenmal erhielt also der Fürst von Eggenberg Befehl, seinen Freund, welches hartes Opfer es auch kosten mochte, zu Uebernehmung des Kommando zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Besitz er den Kaiser lästern machte, prahlerisch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der stolze Unterthan den Abgesandten seines Gebieters. „Nimmermehr,“ gab er zur Antwort, „kühne er einer Wiederherstellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaisers, verdanke. Jetzt zwar suche man ihn auf, da die Noth

auf's Höchste gestiegen, und von seinem Arme allein noch Rettung zu hoffen sey; aber der geleistete Dienst werde seinen Urheber bald in Vergessenheit bringen, und die vorige Sicherheit den vorigen Andank zurückführen. Sein ganzer Ruhm stehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geschöpften Erwartungen täusche; sein Glück und seine Ruhe, wenn es ihm gelänge, sie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen, und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweytenmale der Konvention aufzuopfern. Besser für ihn, er verlasse gleich jetzt und aus freyer Wahl einen Posten, von welchem früher oder später die Rabalen seiner Gegner ihn doch herabstürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwartete er nur im Schoße des Privatlebens, und bloß um den Kaiser zu verbinden, habe er sich auf eine Zeit lang, ungeden genug, seiner glücklichen Stille entzogen.

Des längen Sankelspiels müde, nahm der Minister jetzt einen ernsthaften Ton an, und bedrohte den Halsstarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf seiner Widersehung beharren würde. „Tief genug,“ erklärte er, „habe sich die Majestät des Kaisers erniedrigt, und, anstatt durch ihre Herablassung seine Stolzsucht zu rühren, nur seinen Stolz gekügelt, nur seinen Egoismus vermehrt. Sollte sie dieses große Opfer vergeblich gebracht haben, so stehe er nicht dafür, daß sich der Lebende nicht in den Herrn verwandle,

und der Monarch seine beleidigte Würde nicht an dem
 rebellischen Unterthan räche. Wie sehr auch Ferdin-
 and gekränkt haben möge, so könne der Kaiser Un-
 terwürfigkeit fordern; irren könne der Mensch, aber
 der Herrscher nie seinen Fehltritt bekennen. Habe
 der Herzog von Friedland durch ein unverbientes Urtheil
 gelitten, so gebe es einen Erlass für jeden Verlust, und
 Wunden, die sie selbst geschlagen, könne die Majestät
 wieder heilen. Fordre er Sicherheit für seine Person
 und seine Würden, so werde die Billigkeit des Kaisers
 ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verach-
 tete Majestät allein lasse sich durch keine Blüthe ver-
 schönen, und der Ungehorsam gegen ihre Befehle ver-
 richte auch das glänzendste Verdienst. Der Kaiser be-
 dürfe seiner Diener, und als Kaiser fordre er sie.
 Welchen Preis er auch darauf setzen möge, der Kaiser
 werde ihn eingehn. Aber Gehorsam verlange er, oder
 das Gewicht seines Zorns werde den widerspenstigen
 Diener zermalmen.“

Wallenstein, dessen weitläufige Besitzungen, in
 die österreichische Monarchie eingeschlossen, der Gewalt
 des Kaisers jeden Augenblick bloß gestellt waren, fühlte
 lebhaft, daß diese Drohung nicht eitel sey; aber nicht
 Furcht war es, was seine verstellte Hartnäckigkeit end-
 lich besiegte. Gerade dieser gebieterische Ton verrieth
 ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung,
 woraus er stammte, und die Willkürigkeit des Kaisers,

jede seiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am Ziel seiner Wünsche sey. Jetzt also gab er sich der Beredsamkeit Eggenbergs Abermunden, und verließ ihn, um seine Forderungen aufzusetzen.

Nicht ohne Wangigkeit sah der Minister einer Schrift entgegen, worn der stolze, der Diener dem stolze, den der Fürsten Gesetze zu geben sich erdreistete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, daß er in die Bescheidenheit seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieser Schrift bey Weitem seine, höchsten Erwartungen. Eine unumschränkte Oberherrschaft verlangte Wallenstein über alle deutsche Armeen des österreichischen und spanischen Hauses, und unbegrenzte Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn, noch dem Kaiser selbst sollte es vergünnt seyn, bey der Armee zu erscheinen, noch weniger, eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle soll der Kaiser bey der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu vertheilen haben, kein Gnadenbrief desselben ohne Wallensteins Bestätigung gültig seyn. Ueber Alles, was im Reich konfiszirt und erobert werde, soll der Herzog von Friedland allein, mit Ausschließung aller kaiserlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu seiner ordentlichen Belohnung müsse ihm ein kaiserliches Erbland, und noch ein anderes, bey im Reich eroberten Länder zum außerordentlichen Geschenk überlassen werden. Jede

österreichische Provinz solle ihm, sobald er denselben besuchen würde, zur Zuflucht geöffnet seyn. Außerdem verlangte er die Versicherung des Herzogthums Melkenburg bey einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufständigung, wenn man für nöthig finden sollte, ihn zum Zweytenmal des Generalats zu entsetzen.

Umsonst beströmte ihn der Minister, diese Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiser aller seiner Souverainitätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur seines Feldherrn erniedrigt würde. Zu sehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit seiner Dienste verrathen, um jetzt noch des Preises Meister zu seyn, womit sie erkaufte worden sollten. Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nöthigte, diese Forderungen einzugehen, so war es nicht bloßer Antrieß der Rachsucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte, sie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabey konnte keiner der Vortheile gemißt werden, deren sich Wallenstein in seinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen suchte. Dieser Plan erforderte, daß dem Kaiser alle Autorität in Deutschland entzogen, und seinem General in die Hände gespielt würde; dies war erreicht, sobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenstein von seiner Armee zu machen gesonnen war — von dem Zwecke freylich unendlich verschieden,

zu welchem sie ihm untergeben ward — Erlaubte keine getheilte Gewalt, und noch weit weniger eine h. h. Autorität bey dem Heere, als die seinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu seyn, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schicksals erscheinen; um seinem Oberhaupte unvermerkt sich selbst unterzuschreiben, und auf seine eigne Person die Souverainitätsrechte überzutragen, die ihm von der höchsten Gewalt nur geliehn waren, mußte er die Letztere sorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher seine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauses Oesterreich bey dem Heere zu dulden. Die Freyheit über alle im Reich eingezogene und eroberte Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm fürdthbare Mittel dar, sich Anhänger und dienfbare Anzuzuge zu erkauften, und mehr, als je ein Kaiser im Friedenszeiten that herausnahm, dem Diktator in Deutschland zu spielen. Durch das Recht, sich der östereichischen Länder im Nothfall zu einem Fußsoldaten zu bedienen, erhielt er freye Gewalt, den Kaiser in seinem eigenen Reich und durch seine eigene Armee so gut als gefangen zu halten; das Volk dieser Länder auszufangen und die östereichische Macht in ihren Grundfesten zu unterwählen. Wie das Loos ihm auch fallen mochte, so hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiser erpreßte, gleich gut für seinen Vortheil gesorgt. Folgte sich die Vorfälle seinen verwegnen Entwürfen gänzlich, so machte

ihm dieser Vertrag mit dem Kaiser ihre Ausführung leichter; wiederriethen die Zeitläufte die Vollstreckung derselben, so hatte dieser nämliche Vertrag ihn auf Glänzende entschädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinem Oberherrn abgetroht und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche denjenigen, der so vermessen war, sie zu geben, zum Tode verdammt? Doch dieser todenswürdige Verbrecher war jetzt der ansehnlichste Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verstellten gehüt, bewilligte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Kriegsmacht eine Oberhaupt, das diesen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, selbst des Kaisers, hörte in demselben Augenblick auf, da Wallenstein den Kommandostab in die Hand nahm, und ungültig war Alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weser und den Oberstrom empfand man den belebenden Ausgang des neuen Gestirns. Ein neuer Geist fängt an, die Soldaten des Kaisers zu befeelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnungen schöpfen die Papisten, und die protestantische Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Laufe der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherren hatte erkaufen müssen, zu so größern Erwar-

tungen glaubte man sich am Hofe des Kaisers berechtigt; aber der Herzog übereilte sich nicht, diese Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Wöhrten mit einem furchtbaren Heere, durfte er sich nur zeigen, um die geschwächte Macht der Sachsen zu überwältigen, und mit der Wiedereroberung dieses Königsreichs seine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entscheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den besten Theil dieses Reichs zum Raube, und ging mit abgemessenem stillen Schritt seinem selbstischem Ziel entgegen. Nicht die Sachsen zu bezwingen — sich mit ihnen zu vereinigen, war sein Plan. Einzig mit diesem wichtigen Werke beschäftigt, ließ er vor der Hand seine Waffen ruhn, um desto sicherer auf dem Wege der Unterhandlung zu sitzen. Nichts ließ er unversucht, den Churfürsten von der schwedischen Allianz loszureißen, und Ferdinand selbst, noch immer zum Frieden mit diesem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die große Verbündlichkeit, die man den Schweden schuldig war, lebte noch in zu frischem Andenken bey den Sachsen, um eine so schändliche Untrene zu erlauben; und hätte man sich auch wirklich dazu versucht gefühlt, so ließ der zweydeutige Charakter Wallensteins, und der schlimme Ruf der österreichischen Politik zu der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen kein Vertrauen fassen. Zu sehr als betrügerischer Staatsmann bekannt, fand

er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrscheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumstände nicht, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung durch Aufdeckung seiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu setzen. Ungern also entschloß er sich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen, und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Befehlshaber, öffnete die Vorrätherey der Kapuziner einem von seinen Regimentern den Eingang, und die ins Schloß geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt, versprach er seinen Unterhandlungen am sächsischen Hofe einen günstigeren Eingang, versäumte aber dabey nicht, zu eben der Zeit, als er sie bey dem General von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er ließ in aller Eile die engen Pässe zwischen Ausig und Pirna besetzen, um der sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden; aber Arnheims Geschwindigkeit entriß sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsörter der Sachsen, Eger und Leutmeritz, an den Sieger, und schneller, als es verloren gegangen war, war das

Königreich wieder seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile seines Herrn, als mit Ausführung seiner eignen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt Wallenstein den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Churfürsten durch Verheerung seines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen dem Zwang der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, seinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geschäfte nachzusetzen. Während, daß er die Sachsen aus Böhmen schlug, hatte Gustav Adolph die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten, und durch Franken und Schwaben den Krieg schon an Bayerns Grenzen gewälzt. Am Reichstrom geschlagen, und durch den Tod des Grafen Lilly seiner besten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiser dringend an, ihm den Herzog von Friedland aufs Schnellste von Böhmen aus zu Hülfe zu schicken, und durch Bayerns Vertheidigung von Oesterreich selbst die Gefahr zu entfernen. Er wandte sich mit dieser Bitte an Wallenstein selbst, und forderte ihn aufs Angelegentlichste auf, ihm, bis er selbst mit der Hauptarmee nachkäme, einstweilen nur einige Regimente zum Beystand zu senden. Ferdinand unterstützte mit

seinem ganzen Ansehen diese Bitte, und ein Gebote nach dem andern ging an Wallenstein ab, ihn zum Marsch nach der Donau zu vermindern.

Aber jetzt ergab es sich, wie viel der Kaiser von seiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über seine Truppen und die Macht zu befehlen aus seinen Händen goh. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaisers, blieb Wallenstein müßig in Böhmen stehen, und überließ den Churfürsten seinem Schicksale. Das Andenken der schlimmen Dienste, welche ihm Maximilian ehemals auf dem Regensburger Reichstage bey dem Kaiser geleistet, hatte sich tief in das unverdächtige Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Vernüßungen des Churfürsten, seine Wiedereinsetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, diese Kränkung zu rächen, und schwer empfand es der Churfürst, daß er den Rachgierigsten der Menschen sich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieser, dürfe nicht unverteidigt bleiben, und Oesterreich könne nicht besser geschützt werden, als wenn sich die schwedische Armee vor den bayrischen Festungen schwäche. So züchtigte er durch den Arm der Schweden seinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Churfürsten zu Regensburg vergebens nach

seiner Ankunft schmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entschuldigungsg Gründe mehr übrig ließ, und die Eroberungen Gustav Adolphs in Bayern Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Verstärkungen des Churfürsten und des Kaisers nach, und entschloß sich zu der lange gewünschten Vereinigung mit dem Erstern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholischen, das Schicksal des ganzen Feldzugs entscheiden sollte.

Gustav Adolph selbst, zu schwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallensteinischen Armee allein anzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweyer so mächtigen Heere, und mit Recht erstaunt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewiesen hat, sie zu hindern. Zu sehr, scheint es, rechnete er auf den Haß, der beyde Anführer unter sich entzweyte, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu spät, diesen Fehler zu verbessern, als der Erfolg seine Rathmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erste sichere Nachricht, die er von ihren Absichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Churfürsten den Weg zu versperren; aber schon war ihm dieser zuvorgekommen, und die Vereinigung bey Eger geschehen.

Diesen Gränzort hatte Wallenstein zum Schauplatz des Triumphes bestimmt, den er im Begriff war

über seinen stolzen Gegner zu sehern. Nicht zufrieden, ihn, einem Klehenden gleich, zu seinen Füßen zu sehen, legte er ihm noch das harte Gesetz auf; seine Länder hilflos hinter sich zu lassen, aus weiter Entfernung seinen Beschützer einzuholen, und durch diese weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geständniß seiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieser Demüthigung unterwarf sich der stolze Fürst mit Gelassenheit. Einen harten Kampf hatte es ihm gekostet, demjenigen seine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach seinem Wunsche ging, nimmermehr diese Macht haben sollte; aber, Einmal entschlossen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von seinem Entschlusse unzertrennlich war, und Herr genug seiner selbst, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber so viel es schon gekostet hatte, diese Vereinigung nur möglich zu machen, so schwer ward es, sich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen sie Statt finden und Bestand haben sollte. Einem Einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebote stehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden sollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, sich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn sich Maximilian auf seine Churfürstenwürde, auf den Stanz seines Geschlechts, auf sein Ansehen im Reiche stützte, so gründete Wallenstein nicht gerin-

gere Ansprüche auf seinen Kriegsruhm und auf die uneingeschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. So sehr es den Fürstenstolz des Erstern empörte, unter den Befehlen eines kaiserlichen Dieners zu stehen, so sehr fand sich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geschmeichelt, einem so gebietarischen Geiste Befehle vorzuschreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der sich aber durch eine wechselseitige Uebereinkunft zu Wallensteins Vortheil endigte. Diesem wurde das Oberkommando über beyde Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, ohne Einschränkung zugestanden, und dem Churfürsten alle Gewalt abgesprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marschrouten der Armee abzuändern. Nichts behielt er sich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über seine eignen Soldaten, und den freyen Gebrauch derselben, sobald sie nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigt agirten,

Nach diesen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen zugesagt, und die äußern Formalitäten des Versöhnungsakts aufs Genaueste berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten sich beyde Prinzen im Angesichte ihrer Truppen, und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, indeß die Herzen von Haß überfloßen. Maximilian zwar, in der

Verstellungskunst ausgelernt, befaß Herrschaft genug über sich selbst, um seine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Wallenstein's Augen funkelte eine hämische Siegesfreude; und der Zwang, der in allen seinen Bewegungen sichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der sein stolzes Herz übermeisterte.

Die vereinigten kaiserlich-bayrischen Truppen machten nun eine Armee von beynah sechszigtausend größtentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der schwedische Monarch es nicht wagen durfte, sich im Felde zu zeigen. Eifertig nahm er also, nach dem Versuch, ihre Vereinigung zu hindern, misslungen war, seinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entscheidende Bewegung des Feindes, um seine Entschließung zu fassen. Die Stellung der vereinigten Armee zwischen der sächsischen und bayrischen Gränze ließ es eine Zeitlang noch ungewiß, ob sie den Schauplatz des Krieges nach dem erstern der beyden Länder verpflanzen, oder suchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Bayern in Freyheit zu setzen. Sachsen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schlessien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Absicht, wie ihm von vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Churfürstenthum zu erleichtern, und dem unentschlossenen

Geiste Johann Georgs einen dringenden Sporn zum Vergleich mit dem Kaiser zu geben. Gustav Adolph selbst, in der gewissen Erwartung, daß die Absichten Wallensteins gegen Sachsen gerichtet seyen, schickte eilig, um seinen Bundesgenossen nicht hilflos zu lassen, eine ansehnliche Verstärkung dahin, fest entschlossen, sobald die Umstände es erlaubten, mit seiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der friebländischen Armee, daß sie gegen ihn selbst im Anzug begriffen sey, und der Marsch des Herzogs durch die Oberpfalz setzte sich außer Zweifel. Jetzt galt es, auf seine eigne Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrschaft als um seine Existenz in Deutschland zu fechten, und von der Fruchtbarkeit seines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraschte ihn, ehe er Zeit gehabt hätte, seine durch ganz Deutschland zerstreuten Truppen an sich zu ziehen, und die allirten Fürsten zum Beystand herbeyzurufen. In Mannschaft viel zu schwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als sich entweder in Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der Wallensteinischen Macht in dieser Stadt eingeschlossen und durch Hunger besiegt zu werden — oder diese Stadt aufzuopfern, und unter den Kanonen von Donauwerth eine Verstärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beschwerden und

Gefahren, wo die Menschlichkeit sprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das erste, fest entschlossen, lieber sich selbst mit seiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnberg's zu begraben, als auf den Untergang dieser bundesverwandten Stadt seine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Vorstädten in eine Verschanzung einzuschließen, und innerhalb derselben ein festes Lager aufzuschlagen. Viele tausend Hände setzten sich alsbald zu diesem weitläufigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnberg's befeelte ein heroischer Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umschloß die ganze Verschanzung; die Linien wurden durch Redouten und Bastionen, die Eingänge durch halbe Monde besetzt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, theilte das ganze Lager in zwei Hauptzirkel ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. Gegen dreihundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, daß schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies außerhalb der Mauern vorging, war

der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen, und sich mit allen Kriegs- und Mundbedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabey unterließ er nicht, für die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammenfluß so vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch strenge Reinlichkeitsanstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt, und ein neues Regiment von vier und zwanzig Namen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet. Gustav selbst hatte unter dessen seine Bundesgenossen, den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Hessen-Kassel, zum Beystand aufgeboten, und seine Generale am Rheinstrom, in Thüringen und Niedersachsen beordert, sich schleunig in Marsch zu setzen, und mit ihren Truppen bey Nürnberg zu ihm zu stoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieser Reichsstadt gelagert stand, betrug nicht viel über sechzehntausend Mann, also nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heers.

Dieses war unterdessen in langsamen Zuge bis gegen Neumarkt herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung aufstellte. Vom Anblick dieser furchtbarn Macht hingerissen, konnte er sich einer jugendlichen Prahlerey nicht enthalten. „Winnen vier

Tügen soll sich ausweisen," rief er, „wer von uns
 beyden, der König von Schweden, oder ich, Herr der
 Welt seyn wird.“ Dennoch that er, seiner großen Ue-
 berlegenheit ungeachtet, nichts, diese stolze Versiche-
 rung wahr zu machen, und vernachlässigte sogar die
 Gelegenheit, seinen Feind auf das Haupt zu schlagen,
 als dieser verwegen genug war, sich außerhalb seiner
 Linien ihm entgegenzustellen. „Schlachten hat man
 genug geliefert," antwortete er denen, welche ihn zum
 Angriff ermunterten. „Es ist Zeit, einmal einer an-
 dern Methode zu folgen.“ Hier schon entdeckte sich,
 wie viel mehr bey einem Feldherrn gewonnen worden,
 dessen schon gegründeter Ruhm der gewagten Unterneh-
 mungen nicht benöthigt war, wodurch andre eilen müs-
 sen, sich einen Namen zu machen. Ueberzeugt, daß
 der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das
 Theuerste verkaufen, eine Niederlage aber, in diesen
 Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaisers un-
 wiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er
 sich damit, die kriegerische Hitze seines Gegners durch
 eine langwierige Belagerung zu verzehren, und, indem
 er demselben alle Gelegenheit abschchnitt, sich dem Unge-
 stüm seines Muths zu überlassen, ihm gerade denjeni-
 gen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher so unüber-
 windlich gewesen war. Ohne also das geringste zu un-
 ternehmen, bezog er jenseits der Rebnitz, Mährberg
 gegenüber, ein stark befestigtes Lager, und entzog durch

diese wohlgewählte Stellung der Stadt sowol, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert, und schmeichelte sich, den Muth seines Gegners, den er nicht lästern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sicherer, zu ernähren.

Aber zu wenig mit den Hülfquellen und Kräften seines Gegners bekannt, hatte er nicht genugsam dafür gesorgt, sich selbst vor dem Schicksale zu bewahren, das er jenem bereitere. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte sich das Landvolk mit seinen Vorräthen weggeschlüchtet, und um den wenigen Ueberrest mußten sich die friedländischen Jouragierer mit den schwedischen schlagen. Der König schonte die Magazine der Stadt, so lange noch Möglichkeit da war, sich aus der Nachbarschaft mit Proviand zu versehen, und diese wechselseitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwischen den Kroaten und dem schwedischen Volke, davon die ganze umliegende Landschaft die traurigsten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand mußte man sich die Bedürfnisse des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften sich die Parteyen nicht mehr aufs Jouragiren wagen. Dem König zwar öffnete, sobald der Mangel sich einstellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuser, aber Ballenstein mußte seine Truppen aus weiter Ferne versorgen. Ein

großer, in Bayern aufgekaufter, Transport war an ihn auf dem Wege, und tausend Mann wurden abgeschickt, ihn sicher ins Lager zu geleiten. Gustav Adolph, davon benachrichtigt, sandte sogleich ein Kavallerie-Regiment aus, sich dieser Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünstigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiserliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh hinweggetrieben, und tausend mit Brod bepactete Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand gesteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken ließ, dem sehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander gesprengt, und mit Hinterlassung von vierhundert Todten in das kaiserliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine so wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs lieffen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeystreichen lassen. Jetzt machte die Festigkeit des schwedischen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer fruchtbarn Kriegerschule, woraus er jeden Verlust an Mannschaft auf das Schnellste ersetzen konnte. Der

Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im schwedischen einstellte, machte es zum mindesten sehr ungewiß, welcher von beyden Theilen den andern zuerst zum Ausbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage schon hatten beyde Armeen, durch gleiche innerkegliche Verschanzungen gedeckt, einander im Gesichte gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereyen und unbedeutende Scharmägel zu wagen. Auf beyden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, natürliche Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammengedrängten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes, die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tage stieg diese Noth. Endlich erschien der längst erwartete Succurs im schwedischen Lager, und die beträchtliche Machtverstärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Muth zu gehorchen, und die Fessel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Corps ausgerichtet, welches bey Schweinfurt in Franken vier sächsische Regimenter, und bald darauf bey Ritzingen die Truppen vom Rheinstrom an sich zog. Die Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hülfe schickten. Der Reichskanzler Oxenstierna übernahm es, diese vereinigte Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen.

Nachdem er sich zu Windsheim noch mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem schwedischen General Banner vereinigt hatte, rückte er in beschleunigten Märschen bis Pruch und Eltersdorf, wo er die Rebnitz passirte, und glücklich in das schwedische Lager kam. Dieser Succurs zählte beynahe funfzigtausend Mann, und führte sechzig Stücke Geschütz und viertausend Bagagewagen bey sich. So sah sich denn Gustav Adolph an der Spitze von beynahe siebenzigtausend Streichern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreyßigtausend rüstige Bürger ins Feld stellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbarn gegenüber stand! Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich seine letzte Entscheidung zu erhalten. Angstvoll blickte das getheilte Europa auf diesen Kampfplatz hin, wo sich die Kraft beyder streitenden Mächte, wie in einem Brennpunkt, fürchterlich sammelte.

Aber hatte man schon vor der Ankunft des Succurses mit Brotmangel kämpfen müssen, so wuchs dieses Uebel nunmehr in beyden Lagern (denn auch Wallenstein hatte neue Verstärkungen aus Bayern an sich gezogen) zu einem schrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzig tausend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber standen, außer einer Menge von mehr als funfzigtausend Pferden in beyden Armeen,

außer den Bewohnern Nürnberg's, welche das schwedische Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallenstein'schen Lager funfzehntausend Weiber und eben so viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem schwedischen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Bey den Kaiserlichen schloß sich eine unzählige Menge gutwilliger Frauenpersonen an den Heereszug an, und die strenge Wachsamkeit über die Sitten im schwedischen Lager, welche keine Ausschweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldschulen errichtet, und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bey einem langwierigen Kriege sich durch sich selbst rekrutiren konnten. Kein Wunder, wenn diese wandernden Nationen jeden Landstrich aushungerten, auf dem sie verweilten, und die Bedürfnisse des Lebens durch diesen entbehrlichen Troß übermäßig im Preise gestiegen wurden. Alle Mählen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und funfzigtausend Pfund Brod, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswürdige Sorgfalt des Nürnberger Magistrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Füt-

terung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menschen ins Grab streckte.

Dieser Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Gustav Adolph, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, am fünf und funfzigsten Tage seine Linien, zeigte sich in voller Bataille dem Feind, und ließ von drey Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländische Lager beschießen. Aber unbeweglich stand der Herzog in seinen Verschanzungen, und begnügte sich, diese Ausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben, und durch die Macht des Hungers seine Beharrlichkeit zu besiegen, war sein überlegter Entschluß, und seine Vorstellung Maximilians, seine Ungedult der Armee, kein Spott des Feindes, könnte diesen Voratz erschüttern. In seiner Hoffnung getäuscht, und von der wachsenden Noth gedrungen, wagte sich Gustav Adolph nun an das Unmögliche, und der Entschluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu stürmen.

Nachdem er das seinige dem Schutz der Nürnbergischen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem acht und funfzigsten, seitdem die Armee ihre Verschanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus, und passirte die Rednitz bey Jart,

wo er die feindlichen Vorposten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den steilen Anhöhen zwischen der Wiber und Rednitz, die Alte Weste und Altenberg genannt, stand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschüzes war auf diesen Hügeln versammelt. Tiefe Gräben umschlossen unersteigliche Schanzen, dichte Verbäcke und stachelige Pallisaden verammelten die Zugänge zu dem steil anlaufenden Berge, von dessen Gipfel Wallenstein, ruhig und sicher wie ein Gott, durch schwarze Rauchwolken seine Blitze versendete. Hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tödtliches Feuer, und ein gewisser Tod blickte aus hundert offenen Kanonenschläunden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf diesen gefährvollen Posten richtete Gustav Adolph den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch wenig Fußvolf unterstützt, (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen) hatten den unbezweifelten Vorzug, sich zuerst in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Während war der Andrang, der Widerstand furchtbar; der ganzen Wuth des feindlichen Geschüzes ohne Brustwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen diese entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der sich in Einem Moment in den flamm-

menden Hella verwandelt, und einen eisernen Hagel donnernd auf sie herunter speht. Zugleich bringt die schwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Wallen in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die festgeschlossenen Glieder trennen sich, und die standhafte Heldenschar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menschen bezwungen, wendet sich nach hundert zurückgelassenen Todten zur Flucht. Deutsche waren es, denen Gustavs Parteylichkeit die tödtliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt seine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordischen Muth die deutsche Feigheit zu beschämen. Auch seine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten und fünften und sechsten abgelöst, daß während des zehnstündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle blutend und zerissen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tausend verstümmelte Körper bedecken das Feld, und unerschrocken setzt Gustav den Angriff fort, und unerschütterlich behauptet Wallenstein seine Feste.

Indessen hat sich zwischen der kaiserlichen Reiterey und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Busch an der Nebnitz postirt war, ein heftiger

Kampf entzündet, wo mit abwechselndem Glück der Feind bald Besiegter, bald Sieger bleibt, und auf beyden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfere Thaten geschehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erschossen; dem König selbst reißt eine Kugelflugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern sich Angriff und Widerstand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinstert, und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber sind die Schweden schon zu weit vorgebrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Officier zu entdecken sucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu übersenden, stellt sich ihm der Obriste Hebron, ein tapftrer Schottländer, dar, den bloß sein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieses Lages zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängst bey einer gefährvollen Action einen jüngern Obristen vorgezogen, hatte er das rasche Gelübde gethan, seinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet sich jetzt Gustav Adolph, und, seinen Heldenmuth lobend, ersucht er ihn, die Regimentern zum Rückzug zu commandiren. „Sire,“ erwiedert der tapfre Soldat, „das ist der einzige Dienst, den ich Eurer Majestät nicht verweigern kann, denn es

ist etwas dabey zu wagen;" und sogleich sprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Feste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager bestreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derselben Nacht einfiel, machte den Abhang so schlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und so mußte man von freyen Stücken diesen mit Strömen Bluts errungenen Posten verloren geben. Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute der Kdnig sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzusetzen, und zum erstenmal überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er seine Truppen über die Rednitz zurück. Zweystausend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückließ, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieser Action blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andre zum Ausbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvoll umher ward das Op-

Parten: den besten Reich, aber nicht erhalten; wovon ich mich schlecht, selbst den kante. Auch gab ich Alles was Gott mir zuhülfe, und hütet ihr meine Befehle geachtet, Alles, was er mir thätig noch geben mag, nehme ich mit Freuden unter euch ausgehelt haben. Eure schlechte Mannszucht überzengt mich, daß ich nicht weint, wie sehr ich auch Ursache haben mag, wäre Kapferkeit zu loben.“

15. Nürnberg hatte sich über Verdingen angestrengt die ungeheure Menschenmenge, welche zu seinem Geschäft zusammengepörscht war, auf Wochen lang zu ernähren; endlich erschöpften die Mittel; und der König, da der zahlreichere Theil, mußte sich den Damm zum Abzugentschießen. Nicht als Fehden und seine Einwohnern hatte Nürnberg; begnügen und Genug. Als ob gegen zwanzigtausend seine Soldaten durch Krieg und Dörsen eingehält. Betrieben: lagen alle maliganden Felder, die Dörfer (schon) aus verandert handvoll verschmachtet auf den Straßen. Mordgasen: da verpesteten die Luft, verfeindete Dörsen, durch die himmelschen Neuerung, durch den Qualm eines off heuchelten Lager mit so vieler schwerenden Leichnamen durch die Glut der Hundstagsbrunst geführt, wütheten unter Menschen und Thieren, und nach blutigen nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Geschick von dem allgemeinen Schicksal, und ohne Hoffnung, die Befürchtung des Herzogs von

Friedland zu besetzen, hob der König am achten September sein Lager auf, und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Färsage mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Felde vorbei, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage stehen blieb, um seine Truppen zu erquickten, und Nürnberg nahe zu seyn, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber Wallenstein, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den seinigen antreten zu können. Fünf Tage später verließ auch er sein Lager bey Zirndorf, und übergab es den Flammen. Hundert Rauchfäulen, die aus den eingeäscherten Dörfern in der ganzen Gegend zum Himmel flogen, verkündigten seinen Abschied, und zeigten der getödteten Stadt, welchem Schicksal sie selbst entgangen war. Seinen Marsch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die schrecklichste Verheerung; doch war er schon zu weit vorgedrückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieser trennte nun seine Armee, die das erschöppte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derselben Franken zu behaupten, und mit dem andern seine Eroberungen in Bayern in eigener Person fortzusetzen.

Unterdessen war die kaiserlich-bayerische Armee im

das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweyte Musterung dardr anstellte. Er fand diese sechzigtausend Mann starke Macht durch Desertion, Krieg und Seuchen bis auf vier und zwanzigtausend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus bairischen Truppen bestand. Und d hatte das Lager vor Nürnberg beyde Theile mehr als zwey verlorene große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg seinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die gespannten Erwartungen der europäischen Welt durch einen einzigen entscheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Bayern wurde zwar auf eine Zeit lang durch die Diversion bey Nürnberg ein Ziel gesetzt, und Oesterreich selbst vor einem feindlichen Einfall gesichert; aber durch den Abzug von dieser Stadt gab man ihm auch die nöthige Freiheit zurück, Bayern aufs Neue zum Schauplatz des Kriegs zu machen. Unbestimmt um das Schicksal dieses Landes, und des Zwanges mäde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, sich von diesem lästigen Befährten zu trennen und seine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Euf zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Maxime getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winteraufenthalt seiner Truppen, und hoffte durch seine verderbliche Gegenwart den Churfürsten mit so ehe zu einem besondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte diesem Unternehmen günstiger seyn. Die Sachsen waren in Schlesiens eingefallen, wo sie, in Verehnung mit brandenburgischen und schwedischen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaisers erfochten. Durch eine Diversion, welche man dem Churfürsten in seinen eigenen Staaten machte, rettete man Schlesiens; und das Unternehmen war desto leichter, da Sachsen durch den schlesischen Krieg von Vertheidigern entblößt, und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein österreichisches Erbland zu retten, schlug allen Anwendungen des Churfürsten von Bayern darnieder, und unter der Maske eines patriotischen Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Bayern zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachsen vor ihm nicht gestört zu werden, und die zunehmende Kältsinnigkeit zwischen diesem Monarchen und dem sächsischen Hofe ließ ohnehin von seiner Seite wenig Eifer zu Befreyung Johann-Georgs befürchten. Auf's Neue also von seinem arglistigen Beschützer im Stich gelassen, trennte sich der Churfürst zu Bamberg von Wallenstein, um mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen sein hilfloses Land zu vertheidigen, und die kaiserliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marsch durch Baiern und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General von Holt war bereits mit sechs tausend Mann in das Vogtland voraus geschickt worden, diese wehrlose Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Sal-las nachgeschickt, ein zweyter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenschlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappen-heim aus Niedersachsen herbey gerufen, die geschwächte Armee des Herzogs zu verstärken, und das Elend Sach-sens vollkommen zu machen. Zerstörte Kirchen, ein-geäscherte Dörfer, verunstaltete Aernten, verarmte Fa-milien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marsch dieser Barbarenheere; das ganze Thüringen, Vogtland und Meissen erlagen unter dieser dreyfachen Geißel. Aber sie waren nur die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog selbst, an der Spitze der Haupt-armee, das unglückliche Sachsen bedrohte. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schauerhaftesten Denkmäler seiner Wuth hinterlas-sen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipzi-ger Reiche, und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Absicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwer-fung des ganzen Landes dem Churfürsten Gesehe vor-zuschreiben. Schon näherte er sich der Mulda, um die sächsische Armee, die bis Torgau ihm entgegen ge-rückt war, mit seiner überlegenen Macht aus dem Felde

zu schlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplanen eine unerwartete Gränze setzte. Im Gedränge zwischen der sächsischen und schwedischen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, wich er eilfertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen, und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurück zu treiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Gustav Adolph den Kunstgriffen zugesehen, welche Spanien und Oesterreich verschwanden, um seinen Altkirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachsen war, so viel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Churfürsten ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältniß Statt gefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit stolz, und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Parthey zu betrachten, mußte die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend seyn, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerste Noth seiner Staaten auf eine Zeit lang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweydeutigen Beweise seiner ehrgeizigen

Abfichten, bedenklich genug, die ganze Wachfamsamkeit der Reichsstände aufzufordern, machten bey dem Churfürften tauſend Beſorgniſſe rege, welche die kaiſerlichen Unterhändler geſchickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch ſo billige Forderung, die er an die Reichsfürſten machte, gaben dem Churfürſten Anlaß zu bittern Beſchwerden, die einen naßen Bruch zu verkündigen ſchienen. Selbſt unter den Generalen beßder Theile zeigten ſich, ſo oft ſie vereinigt agiten ſollten, vielfache Spuren der Eiferſucht, welche ihre Oberſcher entzweite. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg, und ſeine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oeſterreich, begünſtigte Arnheim's Bemühungen, der, in beſtändigem Einverſtändniſſe mit Wallenſtein, unermüdet daran arbeitete, ſeinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiſer zu vermögen; und fanden ſeine Vorſtellungen auch lange Zeit keinen Eingang, ſo lehrte doch zulezt der Erfolg, daß ſie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines ſo wichtigen Bundesgenoſſen von ſeiner Partey für ſeine ganze künftige Exiſtenz in Deutſchland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, dieſen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten ſeine Vorſtellungen ihren Eindruck auf den Churfürſten nicht ganz verfehlt. Aber die fürch-

tückische Macht, womit der Kaiser seine verführerischen
 Vorschläge unterstützte, und die Drangsale, die er bey
 längerer Weigerung über Sachsen zu häufen drohte,
 konnten endlich doch, wenn man ihn seinen Feinden
 hilflos dahingab, die Standhaftigkeit des Churfürsten
 überwinden, und diese Gleichgültigkeit gegen einen so wich-
 tigen Bundesgenossen das Vertrauen aller übrigen Al-
 liirten Schwedens zu ihrem Beschützer aufzuheben darthun
 der schlagen. Diese Betrachtung bewog den König, den
 dringenden Einladungen, welche der hart bedröhte Chur-
 fürst an ihn ergeben ließ, zum zweytenmale nachzu-
 geben, und der Rettung dieses Bundesgenossen alle
 seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte
 er einen zweyten Angriff auf Ingolstadt beschlossen, und
 die Schwäche des Churfürsten von Bayern rechtfertigte
 seine Hoffnung, diesem erschöpften Feinde doch endlich
 noch die Neutralität aufzubringen. Der Aufstand des
 Landvolks in Oberösterreich öffnete ihm darin den Weg
 in dieses Land, und der Sitz des Kaiserthrons konnte in
 seinen Händen seyn, ehe Wallenstein Zeit hatte,
 mit Hülfe herbeizueilen. Alle diese schimmernden Hoff-
 nungen setzte er dem Wohl eines Allirten nach, den
 weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfer werth
 machten; der, bey den dringendsten Aufforderungen
 des Gemeingeistes, nur seinem eigenen Vortheil mit
 kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dien-
 ste, die man sich von ihm versprach, nur durch den

Schaden, den man von ihm besorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt sich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Gustav Adolph jetzt zur Befreyung dieses Fürsten antritt, der große König das Ziel seiner Thaten findet?

Schnell zog er seine Truppen im fränkischen Kreise zusammen, und folgte dem Wallenstein'schen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stieß bey Arnstadt zu dem Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weissenfels — im Sarge wieder sehen sollte; der bange gepreßte Abschied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am ersten November des Jahrs 1632, ehe die dahin betaschirten Korps des Herzogs von Friedland sich dieses Plazes bemächtigen konnten. Scharenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herhey, den Helden, den Rächer, den großen König anzusehen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich sehen ließ; anbetend stürzte sich Alles vor ihm auf die Knie; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dieser unschuldige Tribut, den ihm

die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache?“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsre Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gauckelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt sich uns Gustav, eh' er auf ewig von uns Abschied nimmt! Auch in der Fülle seines Glücks die nichtende Nemesis ehrend, verschmäht er eine Huldigung, die nur den Unsterblichen gebührt, und sein Recht auf unsre Thronen verdoppelt sich, eben da er dem Augenblick nahe ist, sie zu erregen.

Unterdessen war der Herzog von Friedland dem ankündenden König bis Weissenfels entgegen gezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgesetzt, als ob er sich mit dem nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum Zweytenmal entweichen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewol weit geringer, als sie in der ersten Zeit des Nürnbergischen Lagers gewesen, machte ihm die wahrscheinlichste Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jetzige

Zuversicht war nicht sowohl auf seine größere Truppenszahl, als auf die Versicherungen seines Astrologen Gent gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, daß das Glück des schwedischen Monarchen im Nothembe untergehen würde. Ueberdies waren zwischen Raumburg und Weißenfels enge Pässe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe strömenden Saale gebildet, welche es der schwedischen Armee äußerst schwer machten, vorzudringen, und mit Hilfe weniger Truppen gänzlich geschlossen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als sich mit größter Gefahr durch die Defileen zu winden, oder einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüsteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil seiner Truppen einzubüßen. Die Geschwindigkeit, mit der Gustav Adolph von Raumburg Besitz nahm, verminderte diesen Plan, und jetzt war es Wallenstein selbst, der den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, als der König, anstatt ihm, bei Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anstalten traf, sich bei Raumburg zu verschanzen, und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war herzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die engen Pässe zwischen Weißenfels und Raumburg entgegen gehen, oder in seinem Lager untthätig stehen bleiben

so bald, versammelte er seinen Kriegsrath, um die Meinung seiner erfahrener Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es rathsam, den König in seiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Markierung, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens sey, es so bald zu verlassen. Aber eben so wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Kubs so sehr bedürftige Armer durch fortgesetzte Kämpirung zu erhöhen. Alle Stimmen erklärten sich für die Endigung des Feldzugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländischen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortschritte des Feindes in Westphalen und am Unterrhein die nachdrücklichste Hilfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erklarte das Gewicht dieser Gründe, und bynnahs überzeugt, daß von dem König für diese Jahreszeit kein Angriff mehr zu befürchten sey, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie auf's Schnellste herzusammeln wärrn, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Happonheim wurde mit einem großen Theile des Heers entlassen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Festung Moritzburg bey Halle in Besitz zu nehmen. Einzelne Korps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die

Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachtet zu können. Graf Rottorf bewachte das Schloß zu Weissenfeld, und Wallenstein selbst blieb mit dem Heertheil unweit Merseburg zwischen dem Elbgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen, und die Sachsen von dem Schwedischen Heere abzuscheiden.

König aber hatte Gustav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bey Rámburg, und lief, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weissenfeld vor, von wo auch sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maßregeln bald genommen. Obgleich mit dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über hunderttausend entgegen zu setzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell riefen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene zwischen dem Elbgraben und Mühl, wo er in völliger Schlachtfeldordnung den König erwartete, und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Städten trennte.

Drey Kanonenschiffe, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weissenfels abkündete, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die sibirischen Vortruppen unter dem Anführer des Kroaten-Generals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Heer nicht auf, der bey dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte, und sich unterhalb Rügen vortheilhaften Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstraße, welche von Weissenfels nach Rippach führt, wird zwischen Rügen und Markranstädt von dem Flöggenbäum durchschnitten, der sich von Rippach nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesem Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Sachsen, doch so, daß sich die Infanterie beyder Theile noch jenseits desselben verbleibe. Vorwärts hinter Rügen hatte sich Wallenstein's rechter Flügel, und südwärts von diesem Stützpunkt der linke Flügel des schwedischen Heers gelagert. Beyde Armeen kehrten der Landstraße ihre Backen zu, welche mittelst durch sie hingog, und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners benützt, die zu beyden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertieft und durch Musketiere

befehlen lassen, daß der Uebergang ohne Schwierig-
 keit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben
 ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor,
 das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und
 an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vier
 zehn kleinere Geschütze auf einer Anhöhe aufgestellt,
 von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen
 konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große
 und unheftige Brigaden vertheilt, stand in großer
 Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Front-
 straße in Schichtordnung, und die Reiterei, ebenfalls
 die Flanken. Alles Wendige ward nach Möglichkeit ge-
 schickt, um die Bewegungen des Feindes zu hindern
 und bloß die Munitionswagen hinter dem Treß-
 sen. Alle die Schwäche der Reiterei zu herbeigeführt, muß-
 ten alle Truppen und Reiterei zu Pferde stürzen und
 sich an den linken Flügel anschließen, doch zur Feind-
 liche die Wappenstein einsehen. Die Reiterei, die
 ganze Anordnung geschah in der Dunkelheit der Nacht
 und als der Tag graute, war Alles zur Befestigung der
 Feindgeheuer und in der Dunkelheit des Tages.
 Nach dem ersten Abend, als der Feind aus dem
 Lagerplatz der gegenüber liegenden Höhen sich zu
 seine Wälder zu ziehen. Die Befestigung war
 dieselbe, wodurch der Feind nicht zu kommen
 fest hatte. Durch das Feuer wurden die Feinde
 drinnen verbrannt, unter die Feinde hin und wieder

eine Anzahl Musketeere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwey Linien, den Flossgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolf unter des Grafen von Brähe Befehlen, die Reiteren auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiteren des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beyder Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweyte Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reiterkorps unter Hendersson's, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen sichtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Marnitz hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwey solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Muth und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begehrt. Der morgende Tag sollte Europa

seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Teichstrom und bey Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwiegen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bängigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zengte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein ruhrendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte

ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigner ahnungsvoller Busen verläugnet. Gott mit uns, war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: Jesus Maria. Gegen elf Uhr fängt der Nebel an sich zu zerschellen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt thut die Lösung, die Reitercy sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrocknem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert, und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltbarer Gewalt, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweyte, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blickesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Nachwort gelingt, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von

drey Kavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden auf Neue Fronte gegen den Feind, und bringen mit Macht in seine zerrißnen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann sicht gegen Mann, das unruhige Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bey diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittnen Pohlen und Kroaten, die sich an diesen Flügel angeschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiteren Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General

von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbock'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelpen. Sein edles Ross trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umherschendet, irgend eine Wölge des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, fährt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreuter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße,“ ruft er, „das muß ein vornehmer Mann seyn.“ Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrey: Der König blutet — Der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!“ ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von

Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der müthlosen Infanterie diesen niedererschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein lebzig fließendes, in Blute gebadetes Ross der schwedischen Keltersch ihres Königs Fall, und während dringt sie herbey, dem glorigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durchheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Scharen zu ertödtren, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte

Haupt nicht verschonte. Mit Ewengestimm werfen sich die upländischen, smäländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum Zweytenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt obllig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem bewunderten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav's Adolph's führt von Neuem seine siegreichen Schwärme. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den Rücken der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das auf so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Nach der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhard's und Kniephausen's Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum Zweytenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schwedischen Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donner

Falle sieht man die aufgeschauften Stagnaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Besetzung gesetzt Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth verläßt ihn. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschick in des Feindes Hand. Es wagt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick. Da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Karaffieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an. Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zuschickte, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da sehr Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich wars, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungedult dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufziehen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs Neue gegen den Feind.

Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungedult, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Scharen, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem mählichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Wappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzte der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweymal verlornen Kanonen zum zweytenmal ihrer Händen entrisen. Das ganze gelbe Regiment, als das Trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muth behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein andres blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterey nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld.

nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beyfall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzten seine Wölker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Raschgeditter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Wette, wo Gustav erblasse, sollte Wallenstein den schuld befleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Zelamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wäthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die verdhnten Helden zusammen. Zwey Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims nardenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt

auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Verdictes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blühte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unerbittliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist.“

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vernahmte die schon einmal geschlagene, und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterey des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab, und mit nutzloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obristen, Gdg, Terzky, Kollredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, zögen sich beyde Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagte. Zum Drittenmal seht sie über die Gräben und zum Drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beyde Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an

seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Muth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte, Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gesecht eine Gränze, dem die Muth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten erklingen, und jedes, für-unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Siegers für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolk, das seinem voraueilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimente stark, auf dem Wahlplatze; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher

würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordnung war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen, und beynahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heers. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beyden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Flossgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beyden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, küßte seine Neugier und seinen unzeit-

gen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Wappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unerseßlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Obrister beywohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bey Plünderung des Schlachtfelds entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drey verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bey Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde stürmische Feuer seines Muths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bewoß, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber unthätig zum Oberhaupt des Heers; das Treffen bey Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch Tilly's glauben darf, durch seine ungestüme

Nige verloren. Auch Er tauchte bey Magdeburgs
 Zerklüftung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frü-
 hen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reisen zur schön-
 sten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen.
 Auf seiner Stirn erblickte man zwey rothe Striemen,
 Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bey der
 Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jah-
 ren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein
 Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube über-
 redete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes
 schon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden sey.
 Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beyder
 österrreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber
 den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr.
 Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das
 goldene Vließ von Madrid überbringen sollte, als der
 Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen österrreichischen und spa-
 nischen Landen über den ersochtenen Sieg das Le-
 Deum ausstimmte, so gestand doch Wallenstein
 selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und
 bald darauf ganz Sachsen verließ, und auf die Win-
 terquartiere in diesem Lande Verzicht that, öffentlich
 und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen
 schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam
 im Flug wegzubaschen, und schickte am andern Mor-
 gen seine Kroppen aus, das Schlachtgefeld zu um-

schwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heers, das in Schlachtorbnung da stand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Scharen, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Waffkammern, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkalte ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrey der Ueberwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit heraufgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewöhnlichen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Flossgraben und Lügen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfälle dieses Tags den Namen des Schwedensteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den ersten Tri-

hät hatte die Rache gekostet, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns Reichenhiller, zeigte beim Anblick des blutigen Gollers, den man dem Könige in der Schlacht abgenommen, und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Nahrung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. „Gern,“ rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Frieden geworden wäre!“ Aber wenn ein neuerer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äußere Anstand fordert, den auch die bloße Selbstliebe dem fühllosesten Herzen abnöthigt, und dessen Gegentheil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten Lobpreisung würdig findet, und gar dem Edelmuthe Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite setzt, so erweckt er uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth

seines Helden, oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eigenen Ideale von sittlicher Würde. Aber auch ein solches Lob ist bey demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen sich genöthigt findet!

Es war wol kaum zu erwarten, daß der mächtige Haug der Menschen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Laufe der Natur den Ruhm lassen würde, das wichtige Leben eines Gustav Adolfs gemüthigt zu haben. Der Tod dieses furchtbarn Gegners war für den Kaiser eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bey einer feindseligen Partey den so leicht sich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte, von ihm veranlaßt worden sey. Aber der Kaiser bedurfte zu Ausführung dieser schwarzen That eines fremden Armes, und auch diesen glaubte man in der Person Franz Alberts, Herzogs von Sachsen-Lauenburg gefunden zu haben. Diesem erlaubte sein Rang einen freyen unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben diese ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer schändlichen Handlung hinweg zu setzen. Es braucht nun gezeigt zu werden, daß dieser Prinz einer solchen Abscheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, sie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngste von vier Söhnen, Franz des Zweyten, Herzogs von Lauenburg,

und durch seine Mutter verwandt mit dem Kaiserlichen Fürstengeschlechte, hatte in jüngern Jahren am schwedischen Hofe eine freundschaftliche Aufnahme gefunden. Seine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer der Königin Mutter gegen Gustav. Adolpho erlaubte, wurde, wie man sagt, von diesem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereit und durch die vollständigste Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft legte. Franz. Albert trat in der Folge in kaiserliche Dienste, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friesland in die engste Verbindung trat, und sich zu einer heimlichen Unterhandlung am sächsischen Hofe gebrauchen ließ, die seinem König wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Ursache davon angeben zu können, verläßt er unvermuthet die österreichischen Fahnen, und erscheint zu Nürnberg im Lager des Königs, um seine Dienste als Volontär anzubieten. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache und ein zuvorkommendes einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Drenstierne vergeblich gewarnt, seine Günst und Freundschaft an den verdächtigen Aufwüchling verschwendet. Bald darauf kommt es bey Lützen zur Schlacht, in welcher Franz. Albert dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite bleibt,

- und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er ist der erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die Schwedischen Dienste mit den sächsischen, und, bey der Ermordung Wallensteins, als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschweyrung seines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erscheint er aufs Neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlessen, und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie diesen, gelebt hat; aber wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswürthen That auch noch so sehr aus den angeführten Gründen erhellt, so zeigt schon der erste Blick, daß sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es ist bekannt, daß Gustav Adolph, wie der gemeinste Soldat in seinem Heer, sich der Gefahr bloß stellte, und wo Tausende fielen, konnte auch er seinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da wo der no-

thliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinführt, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand es auch mag gefallen seyn, so muß uns dieses außerordentliche Schicksal als die That der großen Natur erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft beschränkt, das einschränkte Spiel der menschlichen Selbstsucht, aus einander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem himmlischen Griff aus dem Wollen in das herrschende Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. So ergreift uns Gustav v. Adolphs schnelle Verschwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit einemmal hemmt, und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der große und einzige Bewegte seiner Schöpfung — heute in seinem Absterbe anerbittlich dahingeführt, heraufgerissen aus einer Welt voll Entwürfe, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, läßt er seine vermischte Partey trostlos hinter sich, und in Trümmern fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Größe. Schwer entzöhnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen

unüberwindlichen Anführer setzte und mit ihm führte sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohltäter Deutschlands, der bey Lützen sank. Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph gelebt, und der größte Dienst, den er der Freyheit des deutschen Reichs zu erzeigen kann, ist — zu sterben. Die alles verschlingende Macht des Einzigen erfüllt und Viele vertheilen ihre Kräfte; der zweydeutige Bestand eines schwächlichen Beschützers macht der räthselichern Selbsthilfe der Stände Platz, und vorher war die Weizunge zu einem Vergewaltigung fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eignen Muthen suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden; und die schwedische Macht, der der Ständ gesiegt, in eine Unterdrückten auszuwachen, tritt in die bescheidenen Gränzen einer Allfirtung zurück.

Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freyheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besizung im Mittelpunkt dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaiserthron; und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Thätigkeit; war in seiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgesetzt, als man

von dem östreichischen Geschlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrschaft anserzogen, und aus frommer Schwärmer ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wol geschickt, das Heiligthum deutscher Verfassung zu bewahren, und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die ansehnliche Huldigung, welche außer mehrern andern Städten, die Reichsstadt Augsburg der schwedischen Krone zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt, als auf den rühmlichen Vorzug der Reichsfreiheit, schmeichelte sich schon im Vortaus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er anfangs dem Churprinzen von Brandenburg, als Wittigst seiner Tochter Christina, und nachher seinem Kanzler und Freund Örenskierna bestimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen protestantischen Fürsten suchten Ausprüche an seine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Kosten ihrer Verstände, und besonders der unmittelbaren geistlichen Stifter, zu befriedigen wären; und vielleicht war der Entwurf schon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbarischen Horden,

die das alte Römische Reich überschwammten, unter seine deutschen und schwedischen Kriegsgenossen, wie einen gemeinschaftlichen Raub, zu vertheilen. In seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verlängerte er ganz die Großmuth des Helden, und den heiligen Charakter eines Beschützers. Die Pfalz war in seinen Händen, und die Pflichten sowol der Gerechtigkeit als der Ehre forderten ihn auf, diese den Spaniern entriffene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurück zu geben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig ist, und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten schändet, mußte er diese Verbindlichkeit zu entschlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Erpreßung, die aus Feindeshänden zu ihm gekommen, sey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkür darüber zu verfügen. Aus Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er sie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derselben um die Hälfte verminderten, und diesen Fürsten zu einem verächtlichen Vasallen Schwedens herabsetzten. Eine dieser Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorschreibt: „nach geendigtem Kriege, zogen Theil der schwedischen Kriegermacht, dem Beispiel der übrigen Fürsten gemäß, unterhalten zu helfen,“ läßt uns einen ziemlich hellen

Blick in des Schicksal thun, welches Deutschland bey
 fortwährendem Glück des Königs erwartete. Sein
 schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen
 Reiche die Freyheit, und ihm selbst seinen schönsten
 Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte,
 seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu
 sehen, und alle Früchte seiner Siege in einem nach-
 theiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte sich
 Sachsen zum Abfall von seiner Partei; Dänemark
 betrachtete seine Größe mit Unruh und Neide; und
 selbst Frankreich, sein wichtiger Alliirter, aufgeschreckt
 durch das fürchterliche Wachsthum seiner Macht und
 durch den stolzen Ton, den er führte, sah sich schon
 damals, als er den Rheinstrom passirte, nach frem-
 den Bündnissen um, den sieghaften Lauf des Go-
 then zu hemmen, und das Gleichgewicht der Macht
 in Europa wieder herzustellen.

V i e r t e s B u c h .

Das schwache Band der Eintracht, wodurch Kaiser Abolph die protestantischen Glieder des Reichs mühsam zusammenhielt, zerriß mit seinem Tode; die Verbündeten traten in ihre vorige Freiheit zurück, oder sie mußten sich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das erste verloren sie alle Vortheile, welche sie mit so vielem Blut errungen hatten, und setzten sich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Stolz eines Feindes zu werden, dem sie durch ihre Vereinigung allein gewachsen und überlegen gewesen waren. Einzeln konnte es weder Schweden, noch irgend ein Reichsstand mit der Ligue und dem Kaiser aufnehmen, und bey einem Frieden, den man unter solchen Umständen suchte, würde man gezwungen gewesen seyn, von dem Feinde Gesetze zu empfangen. Vereinigung war also die gleich nothwendige Bedingung, sowohl um einen Frieden zu schließen, als um den Krieg fortzusetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage gesucht, konnte nicht wohl anders, als zum Nachtheil der verbundenen Mächte geschlo-

sch. werden. Mit dem Tode Gustav Adolfs schloß die Zeit neue Hoffnung, und wie nachtheilig auch seine Lage nach dem Treffen bey Lützen seyn mochte, so war dieser Tod seines gefährlichsten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen, und eine zu glückliche für den Kaiser, um ihn nicht zu den glänzendsten Erwartungen zu berechtigen, und zu Fortsetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Allirten mußte, für den Augenblick wenigstens, die unvermeidliche Folge deselben seyn; und wie viel gewann der Kaiser, gewann die Ligue bey einer solchen Trennung der Feinde. So große Nothwendigkeit, als ihm die jetzige Verbindung der Dinge versprach, konnte er also nicht wol für einen Frieden aufopfern, bey dem Er nicht das Beste gewann; und einen solchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu schließen wünschen. Der natürlichste Schluß fiel also auf Fortsetzung des Krieges; so wie Vereinigung für das unentbehrlichste Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie diese Vereinigung erneuern, und wo zu Fortsetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des schwedischen Reiches; nur der Geist und das persönliche Ansehen seines Verstorbenen Beherrschers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutschland und eine so große Herrschaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erst nach

unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein schwaches und unsicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verschwand Alles, was nur durch ihn, durch seine persönlichen Eigenschaften, möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die sie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen warfen ungeduldig das Joch ab, das sie nicht ohne Widerwillen trugen; andre eilten sich selbst des Muthers zu bemächtigen, das sie ungern genug in Gustavs Händen gesehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm dav. seinen kehrgewissen streitig zu machen. Andre werden von dem Kaiser durch verführerische Versprechungen in Versuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlassen; andre, von den Drangsalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, sehnen sich heimwärts nach einem, wenn auch verderblichen, Frieden. Die Anführer der Mäcchten, zum Theil deutsche Fürsten, erkennen kein gemeinschaftliches Oberhaupt, und keiner will sich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verschwindet aus dem Cabinet und aus dem Felde; und das gemeine Wesen ist in Gefahr, durch diesen Haß der Trennung ins Verderben zu fallen.

Gustav hatte dem schwedischen Reich keinen männlichen Nachfolger hinterlassen; seine sechsjährige

Tochter Christina war die natürliche Erbin seines
 Throns. Die unvermeidlichen Ueberehen einer vor-
 mundschaftlichen Regierung vertrugen sich mit dem
 Nachdruck und der Entschlossenheit nicht gut, welche
 Schweden in diesem nützlichen Zeitalter zeigen sollte.
 Gustav Adolphs hochfliegender Geist hatte diesem
 schwachen und anberühmten Staat unter den Mächten
 von Europa einen Platz angewiesen, den er ohne das
 Glück und den Geist seines Urhebers nicht wohl behaupten
 konnte, und von dem er doch ohne das schimpflichste Ge-
 ständniß der Ohnmacht nicht mehr herabsteigen konnte.
 Wenn gleich der deutsche Krieg größtentheils mit Deutsch-
 lands Kräften bestritten wurde, so behielt doch schon
 der kleine Zuschuß, welche Schweden aus seinen eigen-
 en Mitteln an Geld und Mannschaft dazu gab, dieses
 dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann er-
 lag unter den Lasten, die man auf ihn zu häufen ge-
 zwungen war. Die in Deutschland gemachte Kriegs-
 beute bereicherte bloß Einzelne vom Adel und vom Solo-
 datenstand, und Schweden selbst blieb arm wie zuvor.
 Eine Zeit lang zwar schonte der Nationalruhm den ge-
 schmeichelten Unterthan mit diesen Bedrückungen aus,
 und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als
 ein Darlehn betrachten, das in der glücklichen Hand
 Gustav Adolphs herrliche Zinsen trug, und von die-
 sem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frie-
 den mit Bucher erstattet werden würde. Aber diese Hoff-

nung verschwand mit dem Tode des Königs, und das gedrückte Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von seinen Lasten.

Aber der Geist Gustav Adolfs ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie schrecklich auch die Post von seinem Tode sie überraschte, so bengte sie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geist des alten Roms unter Brennus und Hannibal befehlte diese edle Versammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, desto weniger konnte man sich entschließen, ihnen freywillig zu entsagen; nicht, wankt sonst will man einen König eingebüßt haben. Der schwedische Reichsrath, gezwungen, zwischen den Drangsalen eines zweifelhaften erschöpfenden Kriegs und einem nöthigen, aber schimpflichen Frieden zu wählen, ergreift muthig die Partey der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmen Erstaunen sieht man diesen ehrenwürdigen Senat sich mit der ganzen Mühseligkeit eines Jünglings erheben. Von innen und außen mit wachsamem Feinden umgeben, und an allen Gränzen des Reichs von Gefahren umstärmt, waffnet er sich gegen Alle mit so viel Klugheit als Heldennuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Nähe hat, die Existenz desselben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit seiner Tochter Christina erweckte aufs Neue die

alten Ansprache Pohlens auf den schwedischen Thron, und König Ladislaus, Sigismunds Sohn, sparte die Unterhandlungen nicht, sich eine Partey in diesem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus diesem Grunde keinen Augenblick, die sechsjährige Königin in Stockholm als Beherrscherinn auszurufen, und die vormundschaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamte des Reichs werden angehalten, der neuen Fürstin zu huldigen, aller Briefwechsel nach Pohlen gehemmt, und die Plakate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundischen Erben durch eine feyerliche Akte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Czar von Moskau wird mit Vorsicht erneuert, um durch die Waffen dieses Fürsten das feindselige Pohlen desto fester im Zaum zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod Gustav Adolfs gebrochen, und die Besorgnisse weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwischen diesen beyden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der Feinde, Christian den Vierten gegen das schwedische Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafteste Wunsch, seinen Prinzen Ulrich mit der jungen Königin zu vermählen, vereinigte sich mit den Vorschriften einer bessern Staatskunst, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen England, Holland und Frankreich dem schwedischen Reichsrath mit den erfreulichsten Versicherungen ihrer fortdauernden Freundschaft und Unterstützung ent-

gegen, und ermunterten ihn mit vereiniger Stimme zu lebhafter Fortsetzung eines so rühmlich geführten Krieges. So viel Ursache man in Frankreich gehabt hatte, sich zu dem Tode des schwedischen Eroberers Glück zu wünschen, so sehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgesetzten Bündnisses mit den Schweden. Ohne sich selbst der größten Gefahr auszusetzen, durfte man diese Macht in Deutschland nicht sinken lassen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte sie entweder zu einem schnellen und nachtheiligen Frieden mit Oesterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, diese gefährliche Macht zu beschränken; oder Noth und Verzweiflung lehrten die Armeen in den Ländern der katholischen Reichsfürsten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an diesen Staaten, die sich seinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Gustav Adolfs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem schwedischen Reiche zu vernichten, hatte sie vielmehr für beyde Staaten nothwendiger und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erst, nachdem derselbe dahin war, der seine Hand über Deutschland gehalten, und die Gränzen dieses Reichs gegen die französische Raubsucht gesichert hatte, konnte er seine Entwürfe auf das Elsaß ungehindert verfolgen, und den deutschen Protestanten seinen Beystand um einen desto höhern Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von innen, von außen durch gute Gränzbesatzungen und Flotten vertheidigt, blieben die Regenten keinen Augenblick unschlüssig, einen Krieg fortzuführen, bey welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren, und wenn das Glück seine Waffen krönte, irgend eine deutsche Provinz, sey es als Kostenersatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in seinen Wassern wagte es nicht viel mehr, wenn seine Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freywillig daraus zurückzogen; und jenes war eben so rühmlich, als dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen floßte man den Bundesgenossen, desto mehr Achtung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bey einem Frieden zu erwarten. Fände man sich auch zu schwach, die weit aussehenden Entwürfe Gustavs zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster schuldig, das Neue Herse zu thun, und keinem andern Hinderniß als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennuzes an diesem rühmlichen Entschlusse zu viel Antheil hat, um ihn ohne Einschränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangsalen des Kriegs für sich selbst nichts zu leiden hatten, ja sich vielmehr dabey herabsetzten, war es freylich ein Leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das deutsche Reich, das den

Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jezt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der größtentheils deutschen Armeen stellte, und mit der ehrenvollen Aufsicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aufsicht vertrug sich nicht mit der Entlegenheit der schwedischen Regentschaft von dem Schauplatze des Kriegs, und mit der Langsamkeit, welche die kollegialische Geschäftsform nothwendig macht. Einem einzigen vielumfassenden Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des schwedischen Reichs zu besorgen, und nach eigener Einsicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündnisse, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatorischer Gewalt und mit dem ganzen Ansehen der Krone, die er repräsentirt, mußte dieser wichtige Magistrat bekleidet seyn, um die Würde derselben zu behaupten, um die gemeinschaftlichen Operationen in Uebereinstimmung zu bringen, um seinen Anordnungen Nachdruck zu geben, und so den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichskanzler Oxenstierna, dem ersten Minister, und, was mehr sagen will, dem Freunde des verstorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Herrn, den

traut mit den deutschen Geschäften, und aller europäischen Staatsverhältnisse kundig, ohne Widerspruch das wichtigste Werkzeug war, den Plan Gustav Adolfs in seinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Drenstierma hatte eben eine Reise nach Ober-Deutschland angetreten, um die vier obern Kreise zu versammeln, als ihn die Post von des Königs Tode zu Hanau überraschte. Dieser schreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Besinnungskraft; Alles war ihm genommen, woran seine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutschland nur einen Beschützer, Drenstierma den Urheber seines Elends, den Freund seiner Seele, den Schöpfer seiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglück am härtesten getroffen, war Er auch der Erste, der sich aus eigener Kraft darüber erhob, so wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick übersah alle Hindernisse, welche sich der Ausführung seiner Entwürfe entgegenstellten, die Wuthlosigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenossen, die Eifersucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürsten, sich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieser tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Urdäse des Uebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu besiegen. Es kam darauf an, den gemeins-

tenen Muth der schwächern Reichsstände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Fehde entgegen zu wirken, die Eifersucht der mächtigen Allirten zu schonen, die befreundeten Mächte, Frankreich besonders, zu thätiger Hülfsleistung zu ermuntern, vor Allem aber die Trümmer des deutschen Bundes zu sammeln, und die getrennten Kräfte der Partey durch ein enges bündelhaftes Band zu vereinigen. Die Besäztzung, in welcher der Verlust ihres Oberhauptes die deutschen Protestanten versetzte, konnte sie eben so gut zu einem festen Bündnisse mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiser antreiben; und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von diesen beyden Wirkungen erfolgen sollte. Verloren war Alles, sobald man Muthlosigkeit bilden ließ; nur die Zuversicht, die man selbst zeigte, konnte ein edles Selbstvertrauen bey den Deutschen entflammen. Mit Versuche des österreichischen Hofes, die letztern von der schwedischen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, so bald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil erdffnete, und sie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiser vermochte.

Freylich ging, ehe diese Maßregeln genommen, und die nöthigen Punkte zwischen der Regierung und ihrem Minister besichtigt waren, eine kostbare Zeit für die Wirksamkeit der schwedischen Armee verloren, die von den Geländen aufs Beste benutzt wurde. Damals

stand es bey dem Kaiser, die schwedische Macht in
 Deutschland zu Grunde zu richten, wenn die weissen
 Rathschläge des Herzogs von Friedland Eingang
 bey ihm gefunden hätten. Wallenstein rief ihm
 an, eine uneingeschränkte Amnestie zu verkündigen, und
 den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingun-
 gen entgegen zu kommen. In dem ersten Schrecken,
 den Gustav-Adolphs Fall bey der ganzen Partey
 verbreitete, wüßte eine solche Erklärung die entschie-
 denste Wirkung gethan, und die geschmeidigern Stän-
 de zu den Füßen des Kaisers zurückgeführt haben. Aber,
 durch den unerwarteten Glücksfall verblendet, und von
 spanischen Eingebungen befehrt, erwartete er von den
 Waffen einen glänzenden Anschlag, und, anstatt den
 Mediations-Vorschlägen Gehör zu schenken, eilte er,
 seine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Be-
 henten der geistlichen Güter bereichert, den der Papst
 ihm bewilligte, unterstützte ihn mit beträchtlichen Vor-
 schüssen, unterhandelte für ihn an dem sächsischen Hofe,
 und ließ in Italien eifertig Truppen werben, die in
 Deutschland gebraucht werden sollten. Auch der Chur-
 fürst von Bayern verstärkte seine Kriegsmacht be-
 trächtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte
 sein unruhiger Geist nicht, bey dieser glücklichen Wen-
 dung des Schicksals sich mäßig zu verhalten. Aber
 indem der Feind sich so geschäftig bewies, den Unfall
 der Schweden zu benutzen, versäumte Drenstier

na nichts, die schlimmen Folgen desselben zu vermeiden.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feind, als vor der Eifersucht befreundeter Mächte, verließ er das obere Deutschland, dessen er sich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen versichert hielt, und machte sich in Person auf den Weg, die Stände von Niederdeutschland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter sich selbst, die für Schweden nicht viel weniger schlimm war, zurückzuhalten. Durch die Anmaßlichkeit beleidigt, mit der sich der Kanzler die Führung der Geschäfte zuignete, und im Innersten empört von dem Gedanken, von einem schwedischen Edelmann Vorschriften anzunehmen, arbeitete der Churfürst von Sachsen aufs Neue an einer gefährlichen Absonderung von den Schweden, und die Frage war bloß, ob man sich völlig mit dem Kaiser vergleichen, oder sich zum Haupte der Protestanten aufwerfen, und mit ihnen eine dritte Partey in Deutschland errichten sollte. Aehnliche Gefinnungen hegte der Herzog Ulrich von Braunschweig, und er legte sie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in seinem Lande untersagte, und die niedersächsischen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniß unter ihnen zu stiften. Der Churfürst von Brandenburg allein, über den Einfluß neidisch, den Churfürsten in Niederdeutschland gewinnen

sollte, zeigte einigen Eifer für das Interesse der schwedischen Krone, die er schon auf dem Haupte seines Sohns zu erblicken glaubte. Orenstierna fand zwar die ehrenvollste Aufnahme am Hofe Johann Georgs, aber schwankende Zusagen von fortdauernder Freundschaft waren Alles, was er, der persönlichen Verwundung Churbrandenburgs ungeachtet, von diesem Fürsten erhalten konnte. Glücklicher war er bey dem Herzog von Braunschweig, gegen den er sich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzstift Magdeburg im Besiz, dessen Bischof die Befugniß hatte, den niederländischen Kreis zu versammeln. Der Kanzler behauptete das Recht seiner Krone, und durch dieses glückliche Nachwort vereitelte er für diesmal diese bedenkliche Versammlung. Aber die allgemeine Protestanten-Verbindung, der Hauptzweck seiner gegenwärtigen Reise und aller künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für immer, und er mußte sich mit einzelnen unsichern Bündnissen in den sächsischen Kreisen und mit der schwächern Hülfe des obern Deutschlands begnügen.

Weil die Bayern an der Donau zu mächtig waren, so verlegte man die Zusammenkunft der vier obern Kreise, die zu Ulm hatte vor sich gehen sollen, nach Heilbronn, wo über zwölf Reichsstädte, und eine glänzende Menge von Doktoren, Grafen und Fürsten sich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich,

England und Holland, beschieden diesen Konvent, und Drenstierna erschien auf demselben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majestät er behaupten sollte. Er selbst führte das Wort, und der Gang der Berathschlagungen wurde durch seine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen versammelten Ständen die Versicherung einer unerschütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß sie den Kaiser und die Ligue förmlich und feyerlich als Feinde erklären sollten. Aber so viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwischen dem Kaiser und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, so wenig Lust bezeigten die Stände, sich durch diesen entscheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Ausöhnung abzuschneiden, und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schicksal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That selbst spreche, unnütz und überflüssig sey, und ihr standhafter Widerstand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmste Punkt der Berathschlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortsetzung des Kriegs, und die Beiträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen bestimmt werden sollten. Drenstierna's Maxime, von den allgemeinen Lasten so viel als möglich war auf die Stände zu wälzen, vertrug sich nicht mit dem Grundsatz der Stände, so wenig als möglich zu geben. Hier-

erfuhr der schwedische Kanzler, was dreßsig Kaiser vor ihm mit herber Wahrheit empfanden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichste sey, von den Deutschen Geld zu erheben. Anstatt ihm die nöthigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit berebter Zunge alles Unheil auf, welches die schon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Lasten, wo man sich neuen unterziehen sollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Gründe versetzt hatte, brütete tausend Beschwerden aus, und die Ausschweifungen der Truppen bey Durchmärschen und Quartieren wurden mit schauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenstierna hatte im Dienst von zwey unumschränkten Fürsten wenig Gelegenheit gehabt, sich an die Feinlichkeiten und den bedächtlichen Gang republikanischer Verhandlungen zu gewöhnen, und seine Gedult am Widerspruch zu üben. Fertig zum Handeln, sobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eifern in seinem Entschluß, sobald er ihn einmal gefaßt hatte, begriff er die Inconsequenz der mehesten Menschen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu hassen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bey dieser Gelegenheit noch aus Grundsat; denn jetzt kam Alles darauf an, durch eine feste zuversichtliche Sprache die Ohnmacht des schwedischen Reichs zu bedecken,

und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder also, wenn er bei solchen Gesinnungen unter deutschen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in seiner Sphäre war, und durch die Umständlichkeit, welche den Charakter der Deutschen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der sich auch die mächtigsten Kaiser bequemen müssen, verwarf er alle schriftliche Deliberationen, welche der deutschen Langsamkeit so zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehn Tage über einen Punkt sich besprechen konnte, der ihm schon durch den bloßen Vortrag so gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, so gefällig und bereitwillig fand er sie, ihm seine vierte Motion, die ihn selbst betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorsteher und Direktor zu geben, sprach man Schweden einstimmig diese Ehre zu, und ersuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit seinem erleuchteten Verstande zu dienen, und die Last der Oberrufsicht auf seine Schultern zu nehmen. Um sich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch diese Bestallung in seine Hände gab, zu verwahren, setzte man ihm, nicht ohne französischen Einfluß, unter dem Namen von Gehülfen, eine bestimmte Anzahl von Aufsehern an die Seite, die

laſſe des Bundes verwalten, und über die Werbun-

Durchzüge und Einquartierung der Truppen mit-
 rechnen haben ſollten. Orenſtierna wehrte ſich
 iſt gegen dieſe Einſchränkung ſeiner Macht, wo-
 man ihm die Ausföhrung jedes, Schnelligkeit oder
 einmüß fordernden, Entwurfes erſchwerte, und er-
 ſich endlich mit Mühe die Freyheit, im Kriegsſa-
 ſeiner eigenen Einſicht zu folgen. Endlich beröhrte
 kanzler auch den töglichen Punkt der Entſchädigung,
 er ſich Schweden nach geendigtem Kriege von der
 Härkeit ſeiner Märenten zu verſprechen hätte, und
 hmeichelte ſich mit der Hoffnung, auf Pommern
 wiefen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk
 vedens gerichtet war, und von den Ständen die
 öherung ihres kräftigen Beyſtandes zu Erwerbung
 r Provinz zu erhalten. Aber es blieb bey einer
 melnen und ſchwankenden Verſicherung, daß man
 iber bey einem künftigen Frieden nicht im Stich
 würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Ver-
 ng des Reiches war, was die Stände über dieſen
 ſo behutſam machte, zeigte die Freygebigkeit,
 an auf Unkoſten der heiligſten Reichsgefeße gegen
 kanzler beweifen wollte. Wenig fehlte, daß man
 nicht das Erzſtift Mainz, welches er ohnehin als
 erung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur
 Mühe hintertrieb der franzzöfiſche Abgeſandte dieſen
 ſe unpolitischen als entehrenden Schritt. Wie

und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder also, wenn er bei solchen Gesinnungen unter deutschen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in seiner Sphäre war, und durch die Umständlichkeit, welche den Charakter des Deutschen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der sich auch die mächtigsten Kaiser hatten bequemen müssen, verwarf er alle schriftliche Deliberationen, welche der deutschen Langsamkeit so zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehn Tage über einen Punkt sich besprechen konnte, der ihm schon durch den bloßen Vortrag so gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, so gefällig und bereitwillig fand er sie, ihm seine vierte Motion, die ihn selbst betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorsteher und Direktor zu geben, sprach man Schweden einstimmig diese Ehre zu, und ersuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit seinem erleuchteten Verstande zu dienen, und die Last der Oberrufsicht auf seine Schultern zu nehmen. Um sich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch diese Bestallung in seine Hände gab, zu verwahren, setzte man ihm, nicht ohne französischen Einfluß, unter dem Namen von Gehälfen, eine bestimmte Anzahl von Aufsehern an die Seite, die

die Kasse des Bundes verwalten, und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierung der Truppen mitzusprechen haben sollten. Oxenstierna wehrte sich lebhaft gegen diese Einschränkung seiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniß fordernden, Entwurfes erschwerte, und erlangte endlich mit Mühe die Freiheit, in Kriegssachen seiner eigenen Einsicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den thätlichen Punkt der Entschädigung, welche sich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit seiner Allierten zu versprechen hätte, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, auf Pommern angewiesen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Versicherung ihres kräftigen Beystands zu Erwerbung dieser Provinz zu erhalten. Aber es blieb bey einer allgemeinen und schwankenden Versicherung, daß man einander bey einem künftigen Frieden nicht im Stich lassen würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Verfassung des Reiches war, was die Stände über diesen Punkt so behutsam machte, zeigte die Freygebigkeit, die man auf Unkosten der heiligsten Reichsgesetze gegen den Kanzler beweisen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzstift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der französische Abgesandte diesen eben so unpolitischen als entehrenden Schritt. Die

weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünschen Drenstierna's zurückblieb, so hatte er doch seinen vornehmsten Zweck, die Dilektion des Ganzen, für seine Krone und für sich selbst erreicht, das Band zwischen den Ständen der vier öbern Kreise enger und fester zusammengezogen, und zu Unterhaltung der Kriege macht einen jährlichen Beytrag von dritthalb Millionen Thalern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens einer Erkennlichkeit werth. Wenig Wochen nach Gustav Adolph's Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen Friedrich geendigt, nachdem dieser beschlagenswerthe Fürst acht Monate lang den Hofstaat seines Beschützers vermehrt, und im Gefolge desselben den kleinen Ueberrest seines Vermögens verschwender hatte. Endlich näherte er sich dem Ziele seiner Wünsche, und eine freudigere Zukunft that sich vor ihm auf, als der Tod seinen Beschützer dahinraffte. Was er als das höchste Unglück betrachtete, hatte die günstigsten Folgen für seinen Erben. Gustav Adolph durfte sich herausnehmen, mit der Zurückgabe seiner Länder zu ähgern, und dieses Geschenk mit drückenden Bedingungen zu erschweren; Drenstierna, dem die Freundschaft Englands, Hollands und Brandenburgs, und die gute Meinung der reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, mußte die Pflicht der Gerechtigkeit be-

folgen. Er übergab daher auf eben dieser Versammlung zu Heilbronn sowohl die schon eroberten, als die noch zu erobernden Pfälzischen Lande den Nachkommen Friedrichs, Manabehn allein ausgenommen, welches zu getheilter Kostenerstattung von den Schweden besetzt bleiben sollte. Der Kämmler schränkte seine Befähigung nicht bloß auf das Pfälzische Haus ein; auch die andern künftigen Reichsfürsten erhielten, wie noch einige Zeit später, Beweise von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieser Krone eben so wenig von ihrem Eigenthum kosteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligste des Geschichtschreibers, verbindet ihn zu einem Geständniß, das den Verfechtern der deutschen Freyheit eben nicht sehr zur Ehre gereicht. Wie viel sich auch die protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, so waren es doch größtentheils sehr eigennützigte Triebfebern, aus denen sie handelten; und die Begierde zu rauben hätte wohlthens eben so viel Antheil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht, sich beraubt zu sehen. Waldemarsbedte Gustav Adolph, daß er sich von dieser unreinen Triebfeder nicht mehr, als von ihren passivsten Empfindungen zu versprechen habe, und er antwortete nicht, sie zu benutzen. Jedem der mit ihm verbundenen Fürsten erhielt von ihm die Zusicherung irgend einer dem Feinde schon entziffenen oder noch zu

entreisenden Befizung, und nur der Tod hinderte ihn, seine Zusagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rieth, gebot die Nothwendigkeit seinem Nachfolger, und wenn diesem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, so mußte er die Mägte mit den verbundenen Fürsten theilen, und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren suchte, Vortheile versprechen. Und so sprach er dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corvey, Münster und Fulda, dem Herzog Bernhard von Weimar die fränkischen Bisthümer, dem Herzog von Württemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und österreichischen Grafschaften zu, Alles unter dem Namen schwedischer Lehen. Der Kanzler selbst befremdete dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und konnte er seine Verachtung verbergen. „Man lege es in unserm Archiv nieder,“ sagte er einemal, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmann so etwas begehret, und daß der schwedische Edelmann dem deutschen Reichsfürsten auf deutscher Erde so etwas zutheilte.“

Nach so wohl getroffenen Anstalten konnte man mit Ehren im Feld erscheinen, und den Krieg mit frischer Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege von Alzei vereinigen sich die sächsischen und lüneburgischen Truppen mit der schwedischen Hauptmacht, und die Kaiserlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachsen

herausgetrieben. Nunmehr trennt sich diese vereinigte Armee. Die Sachsen rücken nach der Lausitz und Schlesien, um dort in Gemeinschaft mit dem Grafen von Thurn gegen die Oesterreicher zu agiren; einen Theil der schwedischen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunschweig nach Westphalen und Niedersachsen.

Die Eroberungen am Lechstrom und an der Donau wurden, während daß Gustav Adolph den Zug nach Sachsen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Württemberg und dem schwedischen General Banner gegen die Bayern vertheidigt. Aber zu schwach, den siegreichen Fortschritten der Letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiserlichen Generals von Altringer unterstützt wurden, hinlänglichen Widerstand zu thun, mußten sie den schwedischen General von Horn aus dem Elsaß zu Hülfe rufen. Nachdem dieser kriegserfahrene Feldherr die Städte Bensfeld, Schlettstadt, Colmar und Hagenau der schwedischen Herrschaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Vertheidigung derselben, und eilte über den Rhein, um das Banner'sche Heer zu verstärken. Aber ungeachtet dieses nunmehr sechzehntausend Mann stark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der schwäbischen Gränze festen Fuß gewann, Rempten eroberte, und sieben Regimenter aus Böhmen an sich zog. Um

die wichtigen Ufer des Rhey und der Donau zu behaupten, emblidste man das Elsaß, wo Rheingraf Otto Ludwig nach Horns Abzug Nähe gehabt hatte, sich gegen das aufgebrachte Landvolf zu vertheidigen. Auch er mußte mit seinen Truppen das Heer an der Donau verstärken; und da auch dieser Succurs nicht hinreichte, so forderte man den Herzog Bernhard von Weimar dringend auf, seine Waffen nach dieser Gegend zu kehren.

Bernhard hatte sich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg bemächtigt, und Würzburg ein ähnliches Schicksal zugebracht. Auf die Einladung Gustav Horns setzte er sich ungesäumt in Marsch gegen die Donau, schlug unterwegs ein bayrisches Heer unter Johann von Werth aus dem Felde, und vereinigte sich bey Donaauwerth mit den Schweden. Diese zahlreiche, von den trefflichsten Generalen besetzte Armee bedroht Bayern mit einem furchtbarn Einfall. Das ganze Bisthum Eichstädt wird überschwemmt, und Ingolstadt selbst verspricht ein Verräther den Schweden in die Hände zu spielen. Altringers Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Wortschrift des Herzogs von Friedland geseffelt, und von Böhmen aus ohne Hülfe gelassen; kann er sich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegen setzen. Die günstigsten Umstände vereinigen sich, die Waffen

der Schweden in diesen Gegenden feigreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empörung der Officiere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man Alles, was man in Deutschland erworben hatte; selbst Gustav Adolphs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muths in unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten. Wie künstlich man auch im Kabinet seine Pläne anlegte, so war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherin, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Lasten derselben. Alle große Entscheidungen in diesem Kriege waren durch eine wirklich barbarische Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märschen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltsam erzwungen worden, und es war Gustav Adolphs Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, sobald er ihm mehr nicht als Menschen kostete. Dem Soldaten konnte seine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er seinen Antheil an einem Gewinn, der mit seinem Blute errungen war. Aber mehrertheils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter, oder das Bedürfniß des Staats verschlang gewöhnlich den besten Theil der erpressten Summen und der erworbenen Besitzungen. Für alle Mühseligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Aus-

Wunderung erworben. Er äbte es jetzt, die schwärzige Armes zu besänftigen; aber, seines Wichtigkeit sich bewußt, ergriff er den günstigen Augenblick, zuvor für sich selbst zu sorgen, und der Verlegenheit des schwedischen Kanzlers die Erfüllung seiner eigenen Wünsche abzuwinden.

Schon Gustav Adolph hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geschmeichelt, das aus den beyden Hochstiftern Bamberg und Würzburg erwachsen sollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieses Versprechens. Zugleich forderte er das Oberkommando im Kriege als schwedischer Generalissimus. Dieser Mißbrauch, den der Herzog von seiner Unerschrockenheit machte, entriß ihm den Frieden so sehr, daß er ihm im ersten Unwillen den schwedischen Oberbefehl aufkündigte. Bald aber besann er sich eines Bessern, und ehe er einen so wichtigen Feldherren ansperrte, entschloß er sich lieber, ihn, um welchen Preis es auch sey, an das schwedische Interesse zu fesseln. Er übergab ihm also die fränkischen Bisthümer als Lehen der schwedischen Krone, doch mit Vorbehalt der beyden Fürstungen, Würzburg und Bamberg, welche von den Schweden besetzt bleiben sollten; zugleich verhandelte er sich im Namen seiner Krone, den Herzog im Besitz dieser Länder zu schützen. Das gesuchte Oberkommando über die ganze schwedische Macht wurde unter einem anständigen Vorwande verweigert. Nicht lange saßte

Herzog Bernhard, sich für dieses wichtige Opfer dankbar zu erzeigen; durch sein Ansehen und seine Thätigkeit stülte er in kurzem den Austruh der Armeen. Große Summen baaren Geldes wurden unter die Officiere vertheilt, und noch weit größere an Ländereyen, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indessen war der Moment zu einer großen Unternehmung verstrichen, und die vereinigten Anführer trennten sich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerstehen.

Nachdem Gustav Horn einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumark erobert hatte, richtete er seinen Marsch nach der schwäbischen Gränze, wo sich die Kaiserlichen unterdessen beträchtlich verstärkt hatten, und Württemberg mit einem verheerenden Einfall bedrohten. Durch seine Annäherung verschreckt, zogen sie sich an den Bodensee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in diese noch nie besuchte Gegend zu zeigen. Eine Besatzung am Eingange der Schweiz war von äußerster Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Kostnitz schien besonders geschikt zu seyn, sie mit den Eidgenossen in Verbindung zu setzen. Gustav Horn unternahm daher sogleich die Belagerung derselben; aber entböhrt von Geschütz, das er erst von Württemberg bringen lassen konnte, er diese Unternehmung nicht schnell genug

bedern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Frist zum Entsatz dieser Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus so leicht zu versorgen war. Er verließ also nach einem vergeblichen Versuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiser, hatte der Kardinal Infant, Bruder Philipps des Vierten von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntausend Mann ausgerüstet, welche bestimmt war, unabhängig von Wallensteins Befehlen an dem Rheinu zu agiren, und das Elsaß zu vertheidigen. Diese Armee erschien jetzt unter dem Kommando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Bayern; und um sie sogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, sogleich mit seinen Truppen zu ihr zu stoßen. Gleich auf die erste Nachricht von ihrer Erscheinung hatte Gustav Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld von dem Rheinstrum zu seiner Verstärkung herbeygerufen, und nachdem er sich zu Stockach mit demselben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreißigtausend Mann starken Feind entgegen. Dieser hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Gustav Horn ihm einmal so nahe kam, daß beyde Armeen nur durch eine halbe Meile von einander geschieden waren. Aber anstatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen sich die Kai-

kerlichen über die Waldstädte nach dem Breisgau und Elsaß, wo sie noch zeitig genug anlangten, um Breisach zu entsetzen, und den siegreichen Fortschritten des Rheingrafen Otto Ludwig eine Gränze zu setzen. Dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert, und, unterstützt von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreite, und den Herzog von Lothringen aus dem Felde schlug, den schwedischen Waffen in diesen Gegenden auf's Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Ueberlegenheit des Feindes weichen; aber bald rücken Horn und Birkenfeld zu seinem Beystand herbey, und die Kaiserlichen sehen sich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elsaß vertrieben. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den größten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren Anführer selbst, den Herzog von Feria, tödtet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolk und hundert und vierzig Kornetten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um sowohl Franken zu decken, als die Bewegungen der kaiserlich-bayrischen Armee an diesem Strome zu beobachten. Nicht so bald hatte Lothringen diese Gränzen entblößt, um zu den italienischen Truppen des Herzogs von Feria zu stoßen, als Bernhard seine Entfernung benutzte, über die

Donau eilte, und mit Blüheschnelligkeit vor Regensburg stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Bayern und Oesterreich entscheidend; er verschaffte ihnen festen Fuß an dem Donaustrom, und eine sichere Zuflucht bey jedem Unglücksfall, so wie er sie allein in den Stand setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte, dringende Rath, den der sterbende Tilly dem Churfürsten von Bayern ertheilte, und Gustav Adolph beklagte als einen nicht zu ersiehenden Verlust, daß ihm die Bayern in Besetzung dieses Platzes zuvorgekommen waren. Unbeschreiblich groß war daher Maximilian's Schrecken, als Herzog Bernhard diese Stadt überraschte, und sich ernstlich anschickte, sie zu belagern.

Nicht mehr als funfzehn Kompagnien, größtentheils neugeworbener Truppen, machten die Besatzung derselben aus; eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegensten Feind zu ermüden, sobald sie von einer gutgesinnten und kriegerischen Bürgerschaft unterstützt wurde. Aber gerade diese war der gefährlichste Feind, den die bayrische Garnison zu bekämpfen hatte. Die protestantischen Einwohner Regensburgs, gleich eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichthümer, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das bayrische Joch gebeugt, und blickten längst schon mit Ungedult der Erscheinung eines Retters entgegen.

Bernhards Ankunft vor ihren Mänern erfüllte sie mit lebhafter Freude, und es war sehr zu fürchten, daß sie die Unternehmungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterstützen würden. In dieser großen Verlegenheit läßt der Churfürst die beweglichsten Schreiben an den Kaiser, an den Herzog von Friedland ergehen, ihm nur mit fünftausend Mann aufzuhelfen. Sieben Eilboten nacheinander sendet Ferdinand mit diesem Auftrag an Wallenstein, der die schnellste Hilfe zusagt, und auch wirklich schon dem Churfürsten die nahe Ankunft von zwölftausend Mann durch Splas berichten läßt, aber diesem Feldherrn bey Lebensstrafe verbietet, sich auf den Weg zu machen. Unter dessen hatte der bayerische Kommandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entsatzes, die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen, die katholischen Mäner wehrhaft gemacht, die protestantischen Bürger hingegen entwaffnet und aufs sorgfältigste bewacht, daß sie nichts Gefährliches gegen die Garnison unternehmen konnten. Da aber kein Ersatz erschien, und das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke bestürmte, sorgte er durch eine anständige Kapitulation für sich selbst und die Besatzung, und überließ die bayerischen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Besitze von Regensburg erweitern sich Herzog Bernhards Entwürfe, und seinem kühnen Muth ist Bayern selbst eine zu enge Schranke gewor-

den. Bis an die Gränzen von Oesterreich will er dringen, das protestantische Landvolk gegen den Kaiser bewaffnen, und ihm seine Religionsfreyheit wieder geben. Schon hat er Straubingen erobert, während daß ein anderer schwedischer Feldherr die nördlichen Ufer der Donau sich unterwürfig macht. An der Spitze seiner Schweden dem Grimm der Bitterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Iserstroms, und setzt im Angesicht des bayrischen Generals von Werth, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der besürzte Kaiser verdoppelt an Wallenstein seine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Bayern aufs Schnellste zu Hülfe zu eilen. Aber hier setzt der fliegende Bernhard seinen Eroberungen ein freywilliges Ziel. Vor sich den Inn, der durch viele feste Schloßer beschützt wird, hinter sich zwey feindliche Heere, ein übelgesinntes Land, und die Iser, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht Wallensteins bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Iser und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenstein zu vertheidigen, und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht auszuslagen. Aber Wal-

lenstein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Bayern recht anfangen seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. Bernhard endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug, und vergöhnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Gustav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkensfeld, General Daulissin und Rheingraf Otto Ludwig am Ober- und Niederrhein, und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit solcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der schwedischen Waffen in Niedersachsen und Westphalen von dem Herzog von Lüneburg, und dem Landgrafen von Hessen-Kassel nicht weniger glorreich behauptet. Die Festung Hameln eroberte Herzog Georg nach der tapfersten Gegenwehr, und über den kaiserlichen General von Gronsfeld, der an dem Weserstrom kommandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Hessen bey Oldendorf ein glänzender Sieg erröthet. Der Graf von Walsenburg, ein natürlicher Sohn Gustav Adolphi, zeigte sich in dieser Schlacht seines Ursprungs werth. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäck der Kaiserlichen und vier und siebenzig Fahnen fielen in schwedische Hände, gegen dreystausend von den Feinden blieben auf dem Platze,

und fast eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osna brück zwang der schwedische Oberste Kniephausen, und Paderborn der Landgraf von Hessen-Kassel zur Uebergabe; dafür aber ging Baderburg, ein sehr wichtiger Ort für die Schweden; an die Kaiserlichen verloren. Beynahe an allen Enden Deutschlands sah man die schwedischen Waffen siegreich, und das nächste Jahr nach Gustav Adolphs Tode zeigte noch keine Spur des Verlustes, den man an diesem großen Führer erlitten hatte.

Bey Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633ten Jahres auszeichneten, muß die Unthätigkeit eines Mannes, der bey weitem die höchsten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erstaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten und in diesem Feldzuge beschäftigt haben, war keiner, der sich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit Wallenstein messen durfte; und gerade dieser verliert sich seit dem Treffen bey Lützen aus unsern Augen. Der Fall seines großen Gegners läßt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frey; die ganze Aufmerksamkeit Europa's ist auf die Thaten gespannt, die das Andenken seiner Niederlage auslöschen und seine Ueberlegenheit in der Kriegskunst der Welt verständigen sollen. Und doch liegt er still in Böhmen, indeß die Verluste des Kaisers in Bayern, in Niedersachsen, am Rhein, seine Gegenwart dringend fordern;

ein'gleich undurchdringliches Geheimniß für Freund und Feind, der Schrecken, und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er sich nach dem verlorenen Treffen bey Lützen in das Kdnigreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten seiner Offiziere in dieser Schlacht die strengsten Untersuchungen anstellte. Die das Kriegsgericht für schuldig erkannte, wurden mit unerbitterlicher Strenge zum Tode verurtheilt; die sich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmuth belohnt, und das Andenken der Geliebten durch herrliche Momumente verewigt. Den Winter über deckte er die kaiserlichen Provinzen durch übermäßige Kontributionen, und durch die Winterquartiere, die er absichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der österreichischen Länder anzufaugen. Anstatt aber mit seiner wohl gepflegten und ansehnlichen Armee beym Anbruch des Frühlings 1633 von Feldzug vor allen andern zu eröffnen, und sich in seiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der letzte, der im Felde erschien, und auch jetzt war es ein kaiserliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oesterreichs war Schlessien der größten Gefahr ausgesetzt. Drey verschiedene Armeen, eine schwedische unter dem Grafen von Thurn, eine sächsische unter Arnheim und dem Herzog von Lauenburg, und eine brandenburgische unter

Borgsdorf, hatten diese Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten sie die wichtigsten Plätze im Besitz, und selbst Breslau hatte die Partey der Mäkten ergriffen. Aber gerade diese Menge von Generalen und Armeeu rettete dem Kaiser dieses Land; denn die Eifersucht der Generale und der gegenseitige Haß der Schweden und Sachsen ließ sie nie mit Einstimmigkeit verfahren. Arnheim und Thurn zankten sich um die Oberstelle; die Brandenburger und Sachsen hielten eifrig gegen die Schweden zusammen, die sie als überläufige Fremdlinge ansahen, und, wo es nur immer thunlich war, zu verdrängen suchten. Hin gegen lebten die Sachsen mit den Kaiserlichen auf einem viel vertrautern Fuß, und oft geschah es, daß die Offiziere beyder feindlichen Armeen einander Besuche abstatteten und Gastmähler gaben. Man ließ die Kaiserlichen ungehindert ihre Güter plündern, und viele verhehlten es gar nicht, daß sie von Wien große Summen gezogen. Unter so zweydeutig gestanten Umständen sahen sich die Schweden verkauft und verrathen, und an große Unternehmungen war bey einem so schlechten Verstandniß nicht zu denken. Auch war der General von Arnheim in den größten Theil der Zeit abwesend, und als er endlich wieder bey der Armee anlangte, sah er sich Wallenstein schon mit einer furchtbarm Kriegsmacht den Gränzen.

Wierzigtausend Mann stark rückte er ein, und nicht

mehr als vier und zwanzig-tausend hätten ihm die Mörkern entgegen zu sehen. Nichts desto weniger wollten sie eine Schlacht versuchen, und erschienen bey Münkerberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenstein ließ sie acht Tage lang hier stehen, ohne nur die geringste Bewegung zu machen; dann verließ er seine Verschanzungen, und zog mit ruhigem stolzen Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war, und die muthiger gewordenen Feinde ihm beständig zur Seite blieben, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen solchen Verdacht durfte Wallenstein auf seinen verführten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Mörkern ließ sie nicht bemerken, daß er sein Spiel mit ihnen trieb, und daß er ihnen die Niederlage großmüthig schenkte, weil ihm — mit einem Sieg über sie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß Er der Herr sey, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, ließ er den Kommandanten eines Schlosses, das in seine Hände fiel, niederstoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang standen beyde Armeen einander einen Musketenschuß weit im Gesichte, als der Graf Tercy aus dem Wallenstein'schen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Mörkern erschien,

den General von Arnheim zu einer Konferenz einzuladen. Der Inhalt derselben war, daß Wallenstein, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenstillstand von sechs Wochen in Vorschlag brachte. „Er sey gekommen,“ sagte er, „mit Schweden und mit den Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schließen, die Soldaten zu bezahlen, und jedem Genüghung zu verschaffen. Alles dies stehe in seiner Hand; und wenn man in Wien Anstand nehmen sollte, es zu bestätigen, so wolle Er sich mit den Allirten vereinigen, und (was er Arnheimen zwar ins Ohr flüsterete) den Kaiser zum Tösel jagen.“ Bey einer zweyten Zusammenkunft ließ er sich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher heraus. „Alle Privilegien,“ erklärte er, „sollten aufs Neue bestätigt, alle böhmische Exulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und er selbst wolle der erste seyn, seinen Antheil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, sollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf bestimmte Termine abgefunden, alles überflüssige Kriegsgeld von beyden Theilen gegen die Türken geführt werden.“ Der letzte Punkt enthielt den Aufschluß des ganzen Räthfels. „Wenn Er die böhmische Krone davon trüge, so sollten alle Vertriebenen sich seiner Großmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freyheit

der Religionen sollte dann in dem Königreich herrschen, das pfälzische Haus in alle seine vorigen Rechte zurücktreten, und die Markgrafschaft Währn ihm für Meßlenburg zur Entschädigung dienen. Die alliirten Armeen zögen dann unter seiner Anführung nach Wien, dem Kaiser die Genehmigung dieses Traktats mit gewaffneter Hand abzubringen.“

Jetzt also war die Decke von dem Plan weggezogen, worüber er schon Jahre lang in geheimnißvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umstände, daß zu Vollstreckung desselben keine Zeit zu verlieren sey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiser die Festigkeit eingeßßt, allen Vorstellungen Bayerns und Spaniens entgegen, und auf Kosten seines eignen Ansehens, diesem geheimerischen Mann ein so uneingeschränktes Kommando zu übergeben. Aber dieser Glaube an die Unsterblichkeit Wallensteins war durch seine lange Unthätigkeit längst erschüttert worden, und noch beim vernünftigen Treffen bey Währn beynahe gänzlich gesunken. Auf's Neue erwachten jetzt seine Gegner an Ferdinand's Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaisers über den Fehlschlag seiner Hoffnungen verschaffte ihnen Vorkellungen den gewünschten Eingang bey diesem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit heißender Kritik von ihnen gemustert; sein hochfahrender

der Troh und seine Widerseßlichkeit gegen des Kaisers Befehle diesem eifersüchtigen Fürsten in Erinnerung gebracht, die Klagen der österreichischen Unterthanen über seine gränzenlosen Bedrückungen zu Hülfe gerufen, seine Treue verdächtig gemacht, und über seine geheimen Absichten ein schreckhafter Wind hingeworfen. Diese Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu sehr gerechtfertigt, unterließen nicht in Ferdinand's Gemüth tiefe Wurzeln zu schlagen; aber der Schritt war einmal geschehn, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entrißen werden. Es unmerklich zu vermindern, war Alles, was dem Kaiser übrig blieb; und um dies mit einigen Erfolg zu thun, mußte man sich zu theilen: vor allen Dingen aber sich außer Abhängigkeit von seinem guten Willen zu setzen suchen. Über selbst dieses Recht hatte man sich in dem Vertrage gegeben, den man mit ihm erdichtete, und ergoß jeden Versuch, ihn einem andern General an die Gänge zu setzen, oder einen unmittelsbarn Einfluß auf seine Truppen zu haben, schloßte ihn die eigenhändige Unterschrift des Kaisers. Da man diesen nachtheiligen Vertrag weder halten noch verdrängen konnte, so mußte man sich durch einen Kunstgriff heranhelfen. Weil es nicht einmal war Kaiserlicher Generalissimus in Deutschland; aber umgekehrt erstreckte sich sein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee

Konnte er sich keine Herrschaft anmaßen. Man läßt also in Mailand eine spanische Armee errichten und unter einem spanischen General in Deutschland fechten. Wallenstein ist also der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu seyn, und im Nothfall hat man gegen ihn selbst eine Stütze.

Der Herzog fühlte es schnell und tief, woher dieser Streich kam, und wohin er zielte. Umsonst protestirte er bey dem Kardinal Infanten gegen diese vertragwidrige Neuernng; die italienische Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General Altringer mit Verstärkung zuzusenden. Zwar wußte er diesem durch strenge Verhaltungsbeefehle die Hände so sehr zu binden, daß die italienische Armee in dem Elsaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieser eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus seiner Sicherheit aufgeschreckt, und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum Zweytenmal sein Kommando, und mit demselben die Frucht aller seiner Bemühungen zu verlieren, mußte er mit der Ausführung seines Anschlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Offiziere, und durch seine Freygebigkeit gegen die andern, hielt er sich der Treue seiner Truppen versichert. Alle andre Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, also rechnete er auf die Erkenntlichkeit derselben. Im Begriff, ein nie

erlebtes Beispiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks aufzustellen, bante er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man ihm erweisen sollte.

Die Anführer der schlesischen Armeen hatten von ihren Principalen keine Vollmacht, so etwas Großes, als Wallenstein im Vorschlag brachte, für sich allein abzuschließen, und selbst den verlangten Waffenstillstand getrauten sie sich nicht länger als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe sich der Herzog gegen die Schweden und Sachsen herausschloß, hatte er noch für rathsam gefunden, sich bey seiner kühnen Unternehmung des französischen Schutzes zu versichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen von Kinsky bey dem französischen Bevollmächtigten Fenquieres zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewol mit sehr mißtrauischer Voracht, angeknüpft, welche ganz seinem Wunsche gemäß ausfielen. Fenquieres erhielt Befehl von seinem Hofe, allen Vorschub von Seiten Frankreichs zu versprechen, und dem Herzog, wenn er deren bedürftig wäre, eine beträchtliche Geldhilfe anzubieten.

Aber gerade diese überflüssige Sorgfalt, sich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der französische Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erstaunen, daß ein Anschlag, der mehr als jeder andre des Geheimnisses bedurfte, den Schweden und

den Sachsen mitgetheilt worden sey. Das sächsische Ministerium war, wie man allgemein wußte, im Interesse des Kaisers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allzuweit hinter den Erwartungen derselben zurück, um je ihren Beyfall erhalten zu können. Fenquieres fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernste auf die Unterstützung der Erstern, und auf die Verschwiegenheit der Letztern hätte Rechnung machen sollen. Er entdeckte seine Zweifel und Besorgnisse dem schwedischen Kanzler, der in die Absichten Wallenstein's ein gleich großes Mißtrauen setzte, und noch weit weniger Geschmack an seinen Vorschlägen fand. Wieswol es ihm kein Geheimniß war, daß der Herzog schon ehemals mit Gustav Adolph in ähnlichen Traktaten gestanden, so begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen, und seine übermäßigen Versprechungen würde wahr machen können. Ein so ausschweifender Plan und ein so unbesonnenes Verfahren schien sich mit der verschlossnen und mißtrauischen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man Alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an seiner Redlichkeit als an seiner Klugheit zu zweifeln. Orenstierna's Bedenklichkeiten stießen endlich selbst Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallenstein's Aufrichtig-

leit zu dem Kanzler nach Gelnhausen gereist war, ihn dahin zu vermbgen, daß er dem Herzog seine besten Regimenter zum Gebrauch überlassen möchte. Man fing an zu argwohnen, daß der ganze Antrag nur eine künstlich gelegte Schlinge sey, die Allirten zu entwaffnen, und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiser in die Hände zu spielen. Wallensteins bekannter Charakter widerlegte diesen schlimmen Verdacht nicht, und die Widersprüche, in die er sich nachher verwickelte, machten, daß man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in sein Bündniß zu ziehen suchte, und ihnen sogar ihre besten Truppen abforderte, äußerte er sich gegen Arnheim, daß man damit anfangen müsse, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen; und während daß sich die sächsischen Offiziere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenstillstandes, in großer Menge bey ihm einfanden, machte er einen verunglückten Versuch, sich ihrer Personen zu bemächtigen. Er brach zuerst den Stillstand, den er doch einige Monate darauf nicht ohne große Mühe erneuerte. Aller Glaube an seine Wahrhaftigkeit verschwand, und endlich glaubte man in seinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu sehen, um die Allirten zu schwächen, und sich selbst in Verfassung zu setzen. Dieses erreichte er zwar wirklich, indem seine Macht sich mit jedem

Lage vermehrte, die Allirten aber durch Desertion und schlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten. Aber er machte von seiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entscheidenden Vorfall entgegensah, erneuerte er pldßlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenstillstand die Allirten in Sicherheit stürzte, so erhob er sich pldßlich, um die Feindseligkeiten zu erneuern. Alle diese Widersprüche flossen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiser und die Schweden zugleich zu verderben, und mit Sachsen einen besondern Frieden zu schließen.

Ueber den schlechten Fortgang seiner Unterhandlungen ungeduldig, beschloß er endlich seine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reich, und die steigende Unzufriedenheit am Kaiserlichen Hofe keinen längern Aufschub gestatteten. Schon vor dem letzten Stillstand war der General von Holt von Böhmen aus in das Meißnische eingefallen, hatte Alles, was auf seinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüthet, den Churfürsten in seine Festungen gejagt, und selbst die Stadt Leipzig erobert. Aber der Stillstand in Schlesien setzte seinen Verwüthungen ein Ziel, und die Folgen seiner Ausschweifungen streckten ihn zu Wdorf auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillstand machte Wallenstein aufs Neue eine Bewegung, als ob er durch die Lausitz in Sachsen fallen

wollte, und ließ aussprengen, daß Piccolomini schon dahin aufgebrochen sey. Sogleich verläßt Arnheim sein Lager in Schlessien, um ihm nachzufolgen und dem Churfürstenthum zu Hülfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblößt, die unter dem Commando des Grafen von Thurn in sehr kleiner Anzahl bey Steinau an der Oder gelagert standen; und gerade dies war es, was der Herzog gewollt hatte. Er ließ den sächsischen General sechszehn Meilen voraus in das Meißnische eilen, und wendete sich dann auf einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte. Ihre Reiteren wurde durch den vorangeschickten General Schafgotsch geschlagen, und das Fußvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bey Steinau völlig eingeschlossen. Wallenstein gab dem Grafen von Thurn eine halbe Stunde Bedenkzeit, sich mit dritthalbtausend Mann gegen mehr als zwanzigtausend zu wehren, oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bey solchen Umständen konnte keine Wahl Statt finden. Die ganze Armee gibt sich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut ist der vollkommenste Sieg erröchten. Fahnen, Bagage und Geschütz fallen in des Siegers Hand, die Offiziere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergesteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechseln, der Aufstifter des böhmischen Auftrubs, der

entfernte Urheber dieses ganzen verderblichen Krieges, der berüchtigte Graf von Thurn, in der Gewalt seiner Feinde. Mit blutdürstiger Ungedult erwartet man in Wien die Ankunft dieses großen Verbrechers, und genießt schon in Voraus den schrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmstes Opfer zu schlachten. Aber den Jesuiten diese Lust zu verderben, war ein viel süßerer Triumph, und Thurn erhielt seine Freiheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wußte, als man in Wien erfahren durfte, und daß Wallensteins Feinde auch die Seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen; diese getäuschte Hoffnung vergab man ihm nie. „Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen?“ schreibt er mit böshafte[m] Spotte an die Minister, die ihn über diese anzeitige Großmuth zur Rede stellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieser ist! An der Spitze der schwedischen Heere wird er uns weit bessere Dienste thun, als im Gefängniß.“

Auf den Sieg bey Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und selbst von Frankfurt an der Oder. Schaafscht, der in Schlessien zurückblieb, um die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden, blockirte Brieg und bedrängte Breslau vergebens, weil diese freye Stadt über ihre Privilegien wachte, und den Schweden ergeben blieb. Die Obersten Illo und Old schickte Wallenstein nach

der Warta, um bis in Pommern und an die Küste der Ostsee zu dringen, und Landsberg, der Schlüssel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Churfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach Wallenstein selbst mit dem Rest der Armee in die Lausitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bautzen zur Uebergabe zwang. Aber, es war ihm nur darum zu thun, den Churfürsten von Sachsen zu schrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand setzte er bey Brandenburg und Sachsen seine Friedensanträge fort, wiewol mit keinem bessern Erfolg, da er durch eine Kette von Widersprüchen alles Vertrauen verscherzt hatte. Jetzt würde er seine ganze Macht gegen das unglückliche Sachsen gewendet, und seinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgesetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umstände ihn genöthigt hätte, diese Gegenden zu verlassen. Die Siege Herzog Bernhards am Donauström, welche Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachsen und Schweden aus Schlessien raubte ihm jeden Vorwand, sich den kaiserlichen Befehlen noch länger zu widersetzen, und den Churfürsten von Bayern hilflos zu lassen. Er zog sich also mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und sein Rückzug befreite Obersachsen auf immer von diesem furchtbaren Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Bayerns Rettung verschoben, und durch die gesuchtesten Ausflüchte die Ordonanzen des Kaisers verhöhnt. Auf wiederholtes Bitten schickte er endlich zwar dem Grafen von Ultringer, der den Lech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaupten suchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, sich bloß vertheidigungsweise zu verhalten. Den Kaiser und den Churfürsten wies er, so oft sie ihn um Hülfe anflehten; an Ultringer, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeschränkte Vollmacht von ihm erhalten habe; in Geheim aber hand er demselben durch die strengsten Instruktionen die Hände, und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er seine Befehle überschreiten würde. Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war, und der Kaiser sowohl als der Churfürst ihre Aufforderungen um Hülfe dringender erneuerten, stellte er sich an, als ob er den General Gallas mit einem ansehnlichen Heer an die Donau schicken würde; aber auch dies unterblieb, und so gingen, wie vorher das Bisthum Eichstädt, jetzt auch Regensburg, Straubingen, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich schlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernstlichen Befehlen des Hofes zu gehoramen, rückte er so langsam, als er konnte, an die bayrische Gränze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berannte. Er vernahm aber nicht so bald;

daß man von schwedischer Seite daran arbeitete, ihm durch die Sachsen eine Diversion in Böhmen zu machen, so benutzte er dieses Gerücht, um aufs Eilenigste, und ohne das Geringste verrichtet zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles andre, gab er vor, müsse der Vertheidigung und Erhaltung der kaiserlichen Erblande nachstehen; und so blieb er in Böhmen wie angeheftet stehen, und hütete dieses Königreich, als ob es jetzt schon sein Eigenthum wäre. Der Kaiser wiederholte in noch dringenderm Tone seine Mahnung, daß er sich gegen den Donaustrom ziehen solle, die gefährliche Niederlassung des Herzogs von Weimar an Oesterreichs Gränzen zu hindern — Er aber endigte den Feldzug für dieses Jahr, und ließ seine Truppen aufs Neue ihre Winterquartiere in dem erschöpften Königreich nehmen.

Ein so fortgeführter Trug, eine so beispiellose Geringschätzung aller kaiserlichen Befehle, eine so vorsätzliche Vernachlässigung des allgemeinen Besten, verbunden mit einem so äußerst zweydeutigen Benehmen gegen den Feind, mußten endlich den nachtheiligen Gerüchten, wovon längst schon ganz Deutschland erfüllt war, Glauben bey dem Kaiser verschaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, seinen strafbarn Unterhandlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben, und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, daß der Zweck jener geheimen

Zusammenkünfte kein anderer sey, als Deutschland den Frieden zu schenken. Aber wie undurchbringlich er sich auch glaubte, so rechtfertigte doch der ganze Zusammenhang seines Betragens die Beschuldigungen, womit seine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaisers besührmten. Um sich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ugrund derselben zu belehren, hatte Ferdinand schon zu verschiedenen Zeiten Rundschafter in das Wallenstein'sche Lager geschickt, die aber, da der Herzog sich hütete, etwas Schriftliches von sich zu geben, bloße Muthmaßungen zurück brachten. Da aber endlich die Minister selbst, seine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter Wallenstein mit gleichen Lasten gedrückt hatte, sich zur Partey seiner Feinde schlugen; da der Churfürst von Bayern die Drohung fallen ließ, sich, bey längerer Behbehaltung dieses Generals, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der spanische Abgesandte auf seiner Absendung bestand, und im Weigerungsfall die Subsidien Gelder seiner Krone zurückzuhalten drohte: so sah sich der Kaiser zum zweytenmal in die Nothwendigkeit gesetzt, ihn vom Kommando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaisers bey der Armee belehrten den Herzog bald, daß der Vertrag mit ihm bereits als zerrissen betrachtet, und seine Abankung unvermeidlich sey. Einer seiner Unterfeldherren in Oesterreich, dem Wallen-

stein bey Strafe des Weils. untersagt hatte, dem Hofe zu gehoramen, empfing von dem Kaiser unmittelbaren Befehl, zu dem Churfürsten von Bayern zu stoßen; und an Wallenstein selbst erging die gebieterische Weisung, dem Kardinal-Infanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verstärkung entgegen zu senden. Alle diese Anstalten sagten ihm, daß der Plan unwiderruflich gemacht sey, ihn nach und nach zu entwaffnen, um ihn alsdann schwach und wehrlos auf Einmal zu Grunde zu richten.

Zu seiner Selbstvertheidigung mußte er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der anfangs nur zu seiner Vergrößerung bestimmt war. Länger als die Klugheit rief, hatte er mit der Ausführung desselben gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Konstellationen fehlten, oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen; aber die dringende Noth verstattete nicht mehr, die Gunst der Sterne zu erwarten. Das Erste war, sich der Gefangenen der vornehmsten Ansführer zu versichern, und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freygebig vorausgesetzt hatte. Drey derselben, die Obristen Rinsky, Terzky und Tillo, waren schon längst in das Geheimniß gezogen, und die beyden ersten durch das Band der Verwandschaft an sein Juterrisse geknüpft. Eine gleiche Ehrsucht, ein gleicher

Haß gegen die Regierung, und die Hoffnung, über schwenglichen Belohnungen, erband sie auf Emsie mit Wallenstein, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Den Obristen Fillo hatte er einmalk überredet, in Wien den Grafentitel zu suchen, und ihm dabei seine kräftigste Sprache zugesagt. Heimlich abth. schrieb er an die Minister, ihm sein Gesuch abzuschlagen, weil sich sonst Mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten, und auf gleiche Belohnungen Anspruch machten. Als Fillo hernach zur Armee zurückkam, war sein Entsch. Ihn nach dem Erfolg seiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieser von dem schlechten Ausgange derselben Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszusprechen. „Das allerschlimmste wird mit unsern treuen Diensten verdient,“ riefen, „daß meine Verwendung so gering geachtet, und mein Verdienst so unbedeutende Belohnung verweigert wird! Aber wolle mich ändern: so un dankbaren Sperrwache Dienste widmen? Nein, was mich angeht, will ich von nun an der abgesetzte Feind des Hauses Oesterreich.“ Fillo rückte bei, und so wurde zwischen beiden ein enges Bündniß gestiftet. Übermuth diese drey Vertrauten des Herzogs mußten, war lange Zeit ein un durchdringliches Geheimniß für die Andern, und die Zuseher mit der Wallenstein'schen der Ergebenheit seiner Officiere sprach: grü-

dete sich einzig nur auf die Wohlthaten, die er ihnen
 gezeigt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem
 Hofe. Aber diese schwankende Vermuthung mußte sich
 in Gewißheit verwandeln, ehe er seine Mäße abwarf,
 und sich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiser er-
 laubte. Graf Piccolomini, derselbe, der sich im
 dem Treffen bey Lützen durch einen beispiellosen Muth
 ausgezeichnet hatte, war der Gefe, dessen Treue er
 auf die Probe stellte. Er hatte sich diesen General
 durch große Geschenke verpflichtet, und er gab ihm den
 Vorzug vor allen andern, weil Piccolomini unter
 einerley Konstellation mit ihm geboren war. Diesem
 erklärte er, daß er, durch den Muthwillen des Kaisers
 und seine nahe Gefahr gezwungen, unabweislich ent-
 schlossen sey, die österreichische Partei zu verlassen, sich
 mit dem besten Theile der Arme auf feindliche Seite zu
 schlagen, und das Haus Oesterreich in allen Ständen
 seiner Herrschaft zu bekriegen, bis es von der Wange
 vertilgt sey. Auf Piccolomini habe er sich dieser
 Unternehmung vorzüglich gerechnet, und ihm schon im
 Voraus die glänzendsten Belohnungen zugesprochen. Als
 dieser, um seine Bestärkung über diesen übernatürlichen
 Antrag zu verbergen, von den Hindernissen und Gefah-
 ren sprach, die sich einem so gewagten Unternehmen
 entgegen setzen würden, spottete: *Wollen wir nicht
 Fische, die solchen Wagnistücken, triefen aus,
 sey nur der Anfang schwim; die Sterne seyen ihm ge-*

woogen, die Gelegenheit, wie man sie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müsse man etwas vertrauen. Sein Entschluß Reife fest, und er würde, wenn es nicht anders geschehen könnte, an der Spitze von tausend Pferden sein Heil versuchen.“ Piccolomini thatete sich sehr, durch einen längern Widerspruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen, und ergab sich mit anscheinender Ueberzeugung dem Gewicht seiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, aller Warnungen des Grafen Tetzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entscheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Jänner 1634 alle Commandeurs der Armee nach Pilsen zusammen, wohin er sich gleich nach seinem Rückzug aus Bayern gewendet hatte. Die neuesten Forderungen des Kaisers, die Erblande mit Winterquartieren zu verschonen, Regensburg noch in der rauhen Jahreszeit wieder zu erobern, und die Armee zu Verstärkung des Kardinal-Infanten um sechstausend Mann Reiterey zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen versammelten Kriegerath in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zusammenberufung. Auch Schweden und Sachsen

wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu tractiren; mit den Befehlshabern entlegenerer Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Kommandeurs erschienen; aber gerade die wichtigsten, Gallas, Kollredo und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ seine Einladung an sie dringend wiederholen, einstweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptsache schreiten.

Es war nichts Geringes, was er jetzt auf dem Wege war, zu unternehmen. Einen stolzen, tapfern, auf seine Ehre wachsam haltenden Adel der schändlichsten Untreue fähig zu erklären, und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majestät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Geseze zu verehren, auf einmal als ein Niederträchtiger, als Verfährer, als Rebell zu erscheinen. Nichts Geringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung befestigte, durch Religion und Geseze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erschüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäßigen Throns, zu zerstören; alle jene unverilgbare Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Unterthans für den gebornen Beherrscher so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltfamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte Wallenstein

den Abgrund nicht, der zu seinen Füßen sich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühl seiner Kraft, vernahmte er — das gewöhnliche Loos stärker und kühner Seelen — die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenstein sah nichts, als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Arinee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Gesetzgeber und Richter zu beben, seine Befehle, gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleyen, womit man seiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügellose Soldateska sich erlaubte, und die wilde Lizenz des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr verachteten Oberherrn die Pflicht anzukündigen. Aber, was er sich als etwas so Leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf; an dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Veräuscht von dem Ansehen, daß er über so meisterlose Scharen behauptete, schrieb er Alles auf Rechnung seiner persönlichen Größe, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst, und wie viel er der Würde dankte, die er be-

kleibete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones befestigt war. Größe für sich allein kann wol Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarschall von Allo übernahm es, die Gefinnungen der Kommandeurs zu erforschen, und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Forderungen des Hofes an den General und die Armee vorzutragen; und durch die gehässige Wendung, die er denselben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach diesem wohlgewählten Eingang verbreitete er sich mit vieler Beredsamkeit über die Verdienste der Armee und des Feldherrn, und über den Unbath, womit der Kaiser sie zu belohnen pflege. „Spanischer Einfluß,“ behauptete er, „leite alle Schritte des Hofes; das Ministerium stehe in spanischem Solde; nur der Herzog von Friedland habe bis jetzt dieser Tyrannen widerstanden, und deswegen den tödlichsten Haß der Spanier auf sich geladen. Ihn vom Kommando zu entfernen, oder ganz und gar wegzuräumen, fuhr er fort, war längst schon das eifrigste Ziel ihrer Bestre-

bungen, und bis es ihnen mit einem von beyden gelingt, sucht man seine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde ist man bemüht, dem König von Ungarn das Kommando in die Hände zu spielen, bloß damit man diesen Prinzen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Felde herumführen, die spanische Macht aber desto besser in Deutschland befestigen könne. Bloß um die Armee zu vermindern, begehrt man sechstausend Mann für den Kardinal-Infanten; bloß um sie durch einen Winterfeldzug aufzureißen, dringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Fahrzeit. Alle Mittel zum Unterhalt erschwert man der Armee, während daß sich die Jesuiten und Minister mit dem Schweiß der Provinzen bereichern, und die für die Truppen bestimmten Gelder verschwenden. Der General bekennt sein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche läßt. Für alle Dienste, die er innerhalb zwey und zwanzig Jahren dem Hause Oesterreich geleistet, für alle Mühseligkeiten, die er übernommen, für alle Reichthümer, die er in kaiserlichem Dienste von dem Seinigen zugesetzt, erwartet ihn eine zweyte schimpfliche Entlassung — Aber er erklärt, daß er es dazu nicht kommen lassen will. Von freyen Stücken entsagt er dem Kommando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Dies ist es, fuhr der Redner fort, was er den Obristen durch mich entbietet.

Jeder frage sich nun selbst, ob es rathsam ist, einen solchen General zu verlieren. Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersetze, die er im Dienste des Kaisers aufgewendet, und, wo er den verdienten Lohn seiner Tapferkeit ärnte — wenn der dahin ist, unter dessen Augen er sie bewiesen hat.“

Ein allgemeines Geschrey, daß man den General nicht ziehen lassen dürfe, unterbrach den Redner. Hier der Vornehmsten werden abgeordnet, ihm den Wunsch der Versammlung vorzutragen, und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Schein, und ergab sich erst nach einer zweyten Gesandtschaft. Diese Nachgiebigkeit von seiner Seite schien einer Gegengesälligkeit von der andern werth. Da er sich anheischig machte, ohne Wissen und Willen der Kommandeurs nicht aus dem Dienste zu treten, so forderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, treu und fest an ihm zu halten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lassen, und für ihn den letzten Blutstropfen aufzusetzen. Wer sich von dem Bunde absondern würde, sollte für einen treuvergeffenen Verräther gelten, und von den übrigen als ein gemeinschaftlicher Feind behandelt werden. Die ausdrücklich angehängte Bedingung: „So lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde.“ entfernte jede Mißdeutung, und keiner der versammel-

ten Kommandeurs trug Bedenken, einem so unschuldig scheinenden und so billigen Begehren seinen vollen Beyfall zu schenken.

Die Vorlesung dieser Schrift geschah unmittelbar vor einem Gastmahl, welches der Feldmarschall Fflo ausdrücklich in dieser Absicht veranstaltet hatte; nach aufgehobener Tafel sollte die Unterzeichnung vor sich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Besinnungskraft seiner Gäste durch starke Getränke abzustumpfen, und nicht eher, als bis er sie von Weindünsten taumeln sah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehresten mahlten leichtsinnig ihren Namen hin, ohne zu wissen, was sie unterschrieben; nur einige Wenige, welche neugieriger oder mißtrauischer waren, durchliesen das Blatt noch einmal, und entdeckten mit Erstaunen, daß die Klausel: „So lange Wallenstein die Armer zum Besten des Kaisers gebrauchen würde,“ hinweggelassen sey. Fflo nämlich hatte mit einem geschickten Taschenspielerkniff das erste Exemplar mit einem andern ausgetauscht, in dem jene Klausel fehlte. Der Betrug wurde laut, und Viele weigerten sich nun, ihre Unterschrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchschaute, und bloß in der Absicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an diesem Auftritte Theil nahm, vergaß sich in der Trunkenheit so, daß er die Gesundheit des Kaisers ausbrachte. Aber jetzt stand Graf Terzky auf, und erklärte alle für

meineidige Schelmen, die zurück treten würden. Seine Drohungen, die Vorstellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bey längerer Weigerung ausgesetzt war, das Beispiel der Menge und Illo's Beredsamkeit überwandten endlich ihre Bebenklichkeiten, und das Blatt wurde von Jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenstein hatte nun zwar seinen Zweck erreicht; aber die ganz unerwartete Widersetzung der Kommandeurs riß ihn auf einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geschweht hatte. Zudem waren die mehrsten Namen so mißsehnlich gekritzelt, daß man eine unredliche Absicht dahinter vermuthen mußte. Anstatt aber durch diesen warnenden Wink des Schicksals zum Nachdenken gebracht zu werden, ließ er seine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünschungen überströmen. Er berief die Kommandeurs am folgenden Morgen zu sich, und übernahm es in eigener Person, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederholen, welchen Illo den Tag vorher an sie gehalten hatte. Nachdem er seinen Unwillen gegen den Hof in die bittersten Vorwürfe und Schmähungen ausgegossen, erinnerte er sie an ihre gestrige Widersetzlichkeit, und erklärte, daß er durch diese Entdeckung bewogen worden sey, sein Versprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten sich die Obristen, erschienen aber, nach ei-

ner kurzen Berathschlagung im Vorzimmer, aufs Neue, den Vorfall von gestern zu entschuldigen, und sich zu einer neuen Unterschrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Versicherung zu erhalten, oder sich im Weigerungsfall ihrer Personen zu bemächtigen. Wallenstein erneuerte daher seine Einladung, und trieb sie dringend an, ihre Ankunft zu beschleunigen. Aber noch ehe sie eintrafen, hatte sie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Wissen unterrichtet, und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altiringer blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem festen Schloß Frauenberg liegen. Gallas fand sich zwar ein, aber bloß um als Augenzeuge den Kaiser von der drohenden Gefahr desto besser unterrichten zu können. Die Aufschlüsse, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Besorgnisse des Hofs auf einmal in die schrecklichste Gewißheit. Uehliche Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und die schnelle Veränderung der Kommandanten-Stellen in Schlessien und Oesterreich schien auf eine höchst bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend, und die Hülfe mußte schnell seyn. Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, sondern streng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erließ also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man

sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebst seinen beyden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch seyn möchte, zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte dies aber auf so ruhigem Wege nicht zu bewirken seyn, so fordre die öffentliche Gefahr, sie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Obersten und Offizieren diese kaiserliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlassen, und, bis ein neuer Generalissimus aufgestellt seyn würde, an den General-Lieutenant von Gallas verwiesen wurde. Um den Verführten und Wtrännigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern, und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu stürzen, bewilligte man eine gänzliche Amnestie über Alles, was zu Pissen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zu Muthe bey der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand sich zu Pissen, unter den Augen desjenigen, dessen Schicksal er bey sich trug, in der Gewalt seines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber Wallenstein das Geheimniß seines Auftrags, so konnte ihn nichts vor den Wirkungen seiner Rache und Verzweiflung schützen. War es schon bedenklich, einen solchen Auftrag auch nur zu verheim-

lichen, so war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Gefinnungen der Kommandeure waren ungewiß, und es ließ sich wenigstens zweifeln, ob sie sich bereitwillig würden finden lassen, nach dem einmal gethanen Schritt den kaiserlichen Versicherungen zu trauen, und allen glänzenden Hoffnungen, die sie auf Wallenstein gebaut hatten, auf einmal zu entsagen. Und dann, welch ein gefährliches Wagniß, Hand an die Person eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverleßlich geachtet, durch lange Ausübung der höchsten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorsam zum Gegenstand der tiefsten Ehrfurcht geworden, und mit Allem, was äußre Majestät und innre Größe verleihen kann, bewaffnet war — dessen Anblick schon ein knechtisches Zittern einjagte, der mit einem Wink über Leben und Tod entschied! Einen solchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben schien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenstand einer so langgewohnten tiefen Verehrung auf einmal in einen Gegenstand des Mitleids oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigsten zagen machte. So tief hatten sich Furcht und Achtung vor ihm in die Brust seiner Soldaten gegraben, daß selbst das ungeheure Verbrechen des Hochverraths diese Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

räthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich nachdem auch Piccolomini sich nicht wieder sehen läßt, fällt die Decke von Wallensteins Augen, und schrecklich erwacht er aus seinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne, und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolomini's Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man ins Künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm selbst oder von Terzky und Illo herühre. Er rüstet sich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens ist, endlich seine Maske abzuwerfen, und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Vor Prag sollten alle Truppen sich versammeln, und von da aus mit blühes Schnelligkeit über Oesterreich herfürzen. Herzog Bernhard, der in die Verschwörung gezogen worden, sollte die Operationen des Herzogs mit schwedischen Truppen unterstützen, und eine Diverſion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Rest der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der gespanntesten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegensteht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale, die Desertion seiner Truppen, die Enthüllung seines ganzen Komplotts, den eilfertigen Anmarsch des Picco-

Da auch Gallas an keine Rückkehr zu denken schien, so wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu stellen. Er bat sich von ihm die Erlaubniß aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenstein ließ sich zum Zweytenmal überlisten. Diese unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes erklärbar, der sein Urtheil über eine Person nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch sich selbst nicht gestehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in seinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieser sogleich dem Beyspiel des Gallas folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenstein versprochen zurückzukehren; dieses that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilsen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Surs nach Prag, um diese Hauptstadt in kaiserliche Pflichten zu nehmen, und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt sich Gallas allen zerstreuten Armeen Oesterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiserlichen Lagern werden Pläcete ausgestellt, die den Herzog nebst vier seiner Vertrauten für vogelfrey erklären, und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beyspiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Ver-

war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erst zu Eger sollte ihn dieser Donnerstrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General Schafgotsch in Schlesien für ihn bereit hielt, und schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, daß Viele, selbst von denen, die längst von ihm abgefallen waren, bey dem ersten Schimmer seines wieder aufstehenden Glückes, zu ihm umkehren würden. Selbst auf der Flucht nach Eger — so wenig hatte die niederschlagende Erfahrung seinen verwegenen Muth gebändigt — beschäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiser zu entthronen. Unter diesen Umständen geschah es, daß einer aus seinem Gefolge sich die Erlaubniß ausbat, ihm einen Rath zu ertheilen. „Beym Kaiser?“ fing er an, „sind Eure Mächtigkeits Gnaden ein gewisser, ein großer und hoch ästimirter Herr; bey dem Feinde sind Sie noch ein ungewisser König. Es ist aber nicht weise gehandelt, das Gewisse zu wagen für das Ungewisse. Der Feind wird sich Eurer Gnaden Person bedienen, weil die Gelegenheit günstig ist; Ihre Person aber wird ihm immer verdächtig sehn, und stets wird er fürchten, daß Sie auch ihm einmal thun möchten, wie jetzt dem Kaiser. Deswegen kehren Sie um; diemeil es noch Zeit ist.“ — „Und wie ist da noch zu helfen?“ fiel der Herzog ihm ins Wort — „Sie haben,“ erwiderte Jener, „vierzigtausend Armirte

Iomini, der ihm den Untergang geschworen. Schnell
 und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen,
 täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er
 da, verlassen von Allen, denen er Gutes that, ver-
 rathen von Allen, auf die er haute. Aber solche
 Lagen sind es, die den großen Charakter erpro-
 ben. In allen seinen Erwartungen hintergangen,
 entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe; nichts
 gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt.
 Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des so oft ver-
 langten Beystands der Schweden und der Sachsen
 bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit
 seiner Gesinnungen verschwand. Und jetzt, nachdem
 Orenstierna und Arnheim seinen ernstlichen Vor-
 satz und seine Noth erkannten, bedachten sie sich auch
 nicht länger, die günstige Gelegenheit zu benutzen,
 und ihm ihren Schutz zuzusagen. Von sächsischer
 Seite sollte ihm Herzog Franz Albert von Sach-
 sen-Lauenburg viertausend, von schwedischer Herzog
 Bernhard und Pfalzgraf Christian von Bir-
 kenfeld sechstausend Mann geprüfter Truppen zu-
 führen. Wallenstein verließ Pilsen mit dem Lerz-
 ky'schen Regiment und den Wenigen, die ihm treu
 geblieben waren, oder sich doch stellten, es zu seyn,
 und eilte nach Eger an die Gränze des Kdnigreichs,
 um der Oberpfalz näher zu seyn, und die Vereini-
 gung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch

Leßlie, mit vorzüglicher Gunst beehrt, und das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht sobald war dieser Leßlie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommandanten dieser Stadt, Driften Buttler, und dem Obristleutnant Gorton, zweyen protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. Leßlie fand hier zwey Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherey und Pflicht; zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewol der letztere der gemeinschaftliche Wohltäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feyerlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Massregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beschließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man scheidet von einander mit dem gewagten Entschluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Dieses Geheimniß umhüllt dieses schwarze Komplott, und Wallen-

(Dukaten mit geharnischten Männern) in der Truhe. Die nehmen Sie in die Hand, und reißen geraden Wegs damit an den kaiserlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte bloß gethan, die Treue der kaiserlichen Diener auf die Probe zu stellen, und die Redlichgesinnten von den Verdächtigen zu unterscheiden. Und da nun die meisten sich zum Abfall geneigt bewiesen, so seien Sie jetzt gekommen, Seine kaiserliche Majestät vor diesen gefährlichen Menschen zu warnen. So werden Sie Jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiserlichen Hof wird man Sie, mit den vierzigtausend Armirten, gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erste Friedländer werden.“ — „Der Vorschlag ist gut,“ antwortete Wallenstein nach einigem Nachdenken, „aber der Teufel traue!“

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterke befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde heynach unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinen Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilspruch, der ihn für vogelfrey erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen sollte. Unter seinen Disziplinen hatte Wallenstein einen Irländer, Namens

Damit dies mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die That bey einem Gastmahl vollzogen werden, welches der Obriste Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die andern alle erschienen; nur Wallenstein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaft zu taugen, ließ sich entschuldigen. Man mußte also, in Ansehung seiner, den Plan abändern; gegen die andern aber beschloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drey Obristen Illo, Tertzky und Wilhelm Rinsky, und mit ihnen Rittmeister Neumann, ein Officier voll Fähigkeit, dessen sich Tertzky bey jedem verwickelten Geschäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplott gezogen war, in das Schloß eingedammten, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt, und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs Buttler'sche Diener verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederstossen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihren Häupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mäheitz, und Wallenstein's, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souveränen Fürsten, Gesundheit wurde aus völler Begehr getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und

kein, ohne Ahnung des ihm so nahe schwebenden Verderbens, schmeichelt sich vielmehr, in der Besatzung von Eger seine tapfersten und treuesten Verfechter zu finden.

Um eben diese Zeit werden ihm die kaiserlichen Pasente überbracht, die sein Urtheil enthalten und in allen Lägern gegen ihn bekannt gemacht sind. Er erkennt jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, seine furchterlich verlassene Lage, die Nothwendigkeit, sich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Leslie ergießt sich der ganze Unmuth seiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Aufsetzes entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimniß. Er entdeckt diesem Officier seinen Entschluß, Eger und Elmhagen, als die Pässe des Königreichs, dem Pfalzgrafen von Wirtemberg einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, wovon er noch in eben dieser Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Diese Entdeckung, welche Leslie seinen Mitverschwornen aufs Ehekennigste mittheilt, ändert ihren ersten Entschluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine schnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit setzen. Diesem Unglück zuvor zu kommen, beschließen sie, ihn sammt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dies mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die That bey einem Gastmahl vollzogen werden, welches der Obriste Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die andern alle erschienen; nur Wallenstein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaft zu taugen, ließ sich entschuldigen. Man mußte also, in Ansehung seiner, den Plan abändern; gegen die andern aber beschloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drey Obristen Illo, Lerzky und Wilhelm Kinsky, und mit ihnen Rittmeister Reumann, ein Officer voll Fähigkeit, dessen sich Lerzky bey jedem verwickelten Geschäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplott gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt, und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs Butler'sche Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederschlagen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallenstein's, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souveränen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und

Illo entdeckte mit vielem Uebermuth, daß in drey
 Tagen eine Armee da stehen werde, dergleichen Wal-
 lenstein niemals angeführt habe. — „Ja,“ fiel
 Neumann ein, und dann hoffe er, seine Hände
 in der Oesterreicher Blut zu waschen.“ Unter die-
 sen Reden wird das Defert aufgetragen, und nun
 gibt Leßlie das verabredete Zeichen, die Aufzugbrü-
 cke zu sperren, und nimmt selbst alle Thorschlüssel zu
 sich. Auf einmal fällt sich der Speisesaal mit Bewaff-
 neten an, die sich mit dem unerwarteten Gruße: Vi-
 vat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichne-
 ten Gäste pflanzen. Bestürzt und mit einer übeln Ab-
 nung springen alle vier zugleich von der Tafel auf.
 Sinkly und Lerzky werden sogleich erstochen, ehe
 sie sich zur Wehr sehen können; Neumann allein fin-
 det Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof
 zu entweichen, wo er aber von den Wachen erkannt und
 sogleich niedergewacht wird. Nur Illo hatte Gegen-
 wart des Geistes genug, sich zu vertheidigen. Er stellte
 sich an ein Fenster, von wo er dem Gordon seine
 Verräthercy unter den bittersten Schmähungen vorwarf,
 und ihn aufforderte, sich ehrlich und ritterlich mit ihm
 zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nach-
 dem er zwey seiner Feinde todt dahin gestreckt, sank er,
 überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durch-
 bohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte
 Leßlie nach der Stadt, um einem Auslauf zuvor zu

kommen. Als die Schildwachen am Schloßthor ihn außer Athem daher rennen sahen, feuerten sie, in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber diese Schüsse brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Lesslie's schnelle Gegenwart war nöthig, sie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umständlich den ganzen Zusammenhang der Friedländischen Verschwörung, und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schicksal der vier Rebellen, so wie dasjenige, welches den Anführer selbst erwartete. Als er sie bereitwillig fand, seinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen aufs Neue einen Eid ab, dem Kaiser getreu zu seyn, und für die gute Sache zu leben und zu sterben. Nun wurden hundert Buttlerische Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten, und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Thore der Stadt Eger, und jeden Zugang zum Friedländischen Schlosse, das an den Markt stieß, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, daß der Herzog weder entkommen, noch Hülfe von außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschwornen auf der Burg noch eine lange Berathschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden, oder sich nicht lieber begnügen sollte, ihn gefan-

gen zu nehmen. Besprützt mit Blut, und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagenen Genossen, schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Greuelthat, ein so merkwürdiges Leben zu enden. Sie sahen ihn, den Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, im vollen Glanz seiner Herrschergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre jagenden Herzen. Doch bald erstickt die Vorstellung der bringenden Gefahr diese flüchtige Regung. Man erinnert sich der Drohungen, welche Neumann und Illo bey der Tafel ausgestoßen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbarn Armee, und keine Rettung als in dem schnellen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bey dem ersten Entschluß, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deyroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drey auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich Wallenstein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu lesen. „Die Gefahr ist noch nicht vorüber,“ sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste. „Sie ist es,“ sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgeseht haben. „Aber daß Du mit nächstem wirst in den Kerker geworfen werden,“ fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, „daß, Freund Seni, steht in den Sternen geschrie-

ben!“ Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und Wallenstein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit sechs Helikardierern vor seiner Wohnung erschien, und von der Wache, der es nichts außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bey dem General aus- und eingehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet, und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstoßen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt, und den Schlüssel zu demselben so eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet sie der erschrockne Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sey. „Freund,“ ruft Deveroux ihn an, „jetzt ist es Zeit zu lärmern.“ Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thür, die auch von innen verriegelt ist, und sprengt sie mit einem Fußtritte.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem ersten Schlaf aufgepocht worden, und ans Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terezky und Kirsky, die so eben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfall nachzudenken, stand Deveroux mit

seinen Mordgehilfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist Du der Schelm,“ schreyt Deverour ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feind überführt, und Seiner Majestät die Krone vom Haupte herunter reißen will? Jetzt mußt du sterben.“ Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraschung und Trotz verschließen Wallensteins Mund. Die Arme weit aus einander breitend, empfängt er vorn in der Brust den tödtlichen Stoß der Partisane, und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustossen.

Den Tag darauf langt ein Expresser von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieses Prinzen berichtet. Man versichert sich seiner Person, und ein andrer Lacey wird in Friedländischer Livree an den Herzog abgeschickt, ihn nach Eger zu locken. Die List gelingt, und Franz-Albert überliefert sich selbst den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog Bernhard von Weimar, der schon auf der Reise nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von Wallensteins Untergang noch früh genug Nachricht, um sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entziehen. Ferdinand weihte dem Schicksale seines Generals eine Thraue, und ließ für die Ermordeten zu Wien dreys

tausend Seelmessen lesen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte Wallenstein, in einem Alter von fünfzig Jahren, sein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gekürzt, bey allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Muth, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanftern Tugenden des Menschen, die den Helden zieren, und dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausschweifend im Strafen wie im Belohnen wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu seyn wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigenstümliche Verordnungen, und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen auch in Kleinigkeiten, mit Verschwendung, weil er den Gehorsam höher als den Gegenstand schätzte. Einmal ließ er bey Lebensstrafe verbieten,

daß in der ganzen Armee keine andre als rothe Feldbin-
den getragen werden sollten. Ein Rittmeister hatte die-
sen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold-
durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat.
Wallenstein, dem man es hinterbrachte, machte ihn
auf der Stelle zum Obristen. Stets war sein Blick
auf das Ganze gerichtet, und bey allem Scheine der
Willkür verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmä-
ßigkeit aus den Augen. Die Räubereyen der Soldaten
in Freundes Land hatten geschärfte Verordnungen ge-
gen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war
Jedem gedroht, den man auf einem Diebstahl betre-
ten würde. Da geschah es, daß Wallenstein selbst
einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er unun-
tersucht als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen ließ,
und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches
keine Einwendung Statt fand: „Laß die Bestie
hängen,“ zum Galgen verdamnte. Der Soldat
betheuert und beweist seine Unschuld — aber die unwi-
derprüfliche Sentenz ist heraus. „So hänge man dich
unschuldig,“ sagte der Unmenschliche; „desto gewisser
wird der Schuldige zittern.“ Schon macht man die
Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat,
der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifeltsten
Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Während
er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen
Voratz ausführen kann, von der überlegnen Anzahl

entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen,“ sagte der Herzog. „Es wird Schrecken genug erregen.“ — Seine Freigebigkeit wurde durch unermessliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drey Millionen geschätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandschatungen zu erpressen wußte. Sein freyer Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute, und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah.

Aber, wie schon seit Samuels des Propheten Tagen keiner, der sich mit der Kirche entwente, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch Wallenstein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Kommandostab, und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr war als beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man, zur Steuer der Gerechtigkeit, gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätheren des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Nach hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern sei-

nes Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte,
 und unter seinen öffentlichen allgemein beglaubigten
 Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen
 Quelle fließen könnte seyn. Viele seiner getadel-
 ten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum
 Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das
 gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser, und das verzeh-
 rende Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar
 zeigt sein Betragen gegen den Churfürsten von Bayern
 von einer unedlen Rathschacht und einem unverschämten
 Geiste; aber keine seiner Thaten berechtigt uns,
 ihn der Verräthercy für überwiesen zu halten. Wenn
 endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Un-
 theil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen
 gefällt war, so kann dieses dem Urtheil selbst nicht zum
 Rechtfertigung gereichen; so fiel Wallenstein, nicht
 weil er Rebelle war, sondern er rebellirte, weil er fiel.
 Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende
 Parthey sich zum Feinde gemacht hatte, ein Unglück
 für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte und
 seine Geschichte schrieb.

Künftiges Buch.

Wallensteins Tod machte einen neuen Generalissimus nothwendig, und der Kaiser gab nun endlich dem Jureben der Spanier nach, seinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Sallas das Kommando, der die Funktionen des Feldherrn ausübt, während daß der Prinz diesen Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Ansehen schmückt. Bald sammelt sich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Person Hülfskräfte zu, und aus Italien erscheint der Cardinal Infant mit zehntausend Mann, seine Armee zu verstärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von seinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umsonst dringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerste von Bayern, um den Feind von dieser Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Bela-

gerung mit standhaftem Ernst, und die Reichsstadt
 öffnete ihm, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, die
 Thore. Donauwerth bestrift bald darauf ein ähnli-
 ches Schicksal, und nun wird Nördlingen in Schwa-
 ben belagert. Der Verlust so vieler Reichsstädte
 mußte der schwedischen Partey um so empfindlicher
 fallen, da die Freundschaft dieser Städte für das Glück
 ihrer Waffen bis jetzt so entscheidend war, also Gleich-
 gültigkeit gegen das Schicksal derselben um so weniger
 verantwortet werden konnte. Es gerieth ihnen zur
 unauflöslichen Schande, ihre Bundesgenossen in der
 Noth zu verlassen, und der Rachsucht eines unversöhne-
 lichen Siegers preis zu geben. Durch diese Gründe
 bewogen, setzte sich die schwedische Armee, unter der
 Anführung Horns und Bernharts von Wals-
 muth, nach Nördlingen in Bewegung, entschlossen, wenn
 es eine Schlacht kosten sollte, die Stadt zu erobern.

Das Unternehmen war möglich, da die Macht
 des Feindes der schwedischen merklich überlegen war,
 und die Klugheit rieth, man so mehr an mancher diesen
 Umständen nicht zu schlagen; da die feindliche Macht
 sich in kurzer Zeit trennen mußte, und die Bestim-
 mung der italienischen Truppen sie nach den Nieder-
 landen rief. Man konnte indessen eine solche Stel-
 lung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde
 der Zutritt genommen wurde. Alle diese Gründe
 machte Gustav Horn in dem schwedischen Kriegs-

rathe geltend; aber seine Vorstellungen fanden keinen Eingang bey Gemüthern, die, von einem langen Kriegesglücke trunken, in den Rathschlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Ansehen Herzog Bernhard's überstimmt, mußte sich Gustav Horn wider Willen zu einer Schlacht entschließen, deren unglücklicher Ausgang ihm eine schwarze Ahnung vorher schon verkündigte.

Das ganze Schicksal des Treffens schien von Besetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das äußerliche Lager beherrschte. Der Versuch, dieselbe noch in der Nacht zu ersteigen, war mißlungen; weil der mühsame Transport des Geschützes durch Hohlwege und Gebirge den Marsch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsstunde davor erschien, hatte der Feind die Anhöhe schon besetzt, und durch starke Schanzen vertheidigt. Man erwartete also den Anbruch des Tages, um sie im Sturme zu ersteigen. Die ungeheure Tapferkeit der Schweden machte sich durch alle Hindernisse Bahn; die mannsförmigen Schanzen wurden von jeder der dazu kommandirten Brigaden glücklich erstiegen; aber dabeyde zu gleicher Zeit von entgegengesetzten Seiten in die Verschanzungen dringen; so trafen sie gegen einander und verwirrten sich. In diesem unglücklichen Augenblick geschieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt, und unter den

Schwedischen Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiserliche Reiterey bricht in die zerrissenen Glieder, und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entschließt sich also, um diesen wichtigen Posten zu behaupten, frische Völker dagegen anzuführen; aber indessen haben einige spanische Regimenter ihn besetzt, und jeder Versuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmuthige Tapferkeit dieser Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeigeschicktes Regiment setzt siebenmal an, und siebenmal wird es zurückgetrieben. Bald empfindet man den Nachtheil, sich dieses Postens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geschüzes von der Anhöhe richtet auf dem angrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Gustav Horn, der ihn anführt, sich zum Rückzug entschließen muß. Anstatt diesen Rückzug seines Gehälfen decken, und den nachsetzenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog Bernhard selbst von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo seine flüchtige Reiterey die Horn'schen Völker mit in Verwirrung bringt, und Niederlage und Flucht allgemein macht. Weynahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftausend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, ge-

gen viertausend Wagen und drehhundert Standarten und Fahnen fielen in kaiserliche Hände. Gustav Horn selbst geräth nebst drey andern Generalen in die Gefangenschaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige schwache Trümmer der Armee, die sich erst zu Frankfurt wieder unter seine Fahnen versammeln.

Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichs-Kanzler die zweyte schlaflose Nacht in Deutschland. Unübersehbar groß war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenossen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Parthey, und die katholische erhob sich mit übermüthigem Triumph aus ihrem tiefen Verfall. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Württemberg besonders wurde von der siegenden Armee überschwemmt. Alle Mitglieder des Heilbrunnischen Bundes zitterten vor der Rache des Kaisers; was fliehen konnte, rettete sich nach Strassburg, und die hilflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schicksal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Besiegten würde alle diese schwächern Stände unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen

bewies, welche sich freiwillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung, und ermunterte sie zu dem thätigsten Widerstande.

Alles suchte in dieser Verlegenheit Rath und Hilfe bey Drensterna; Drensterna suchte sie bey den deutschen Ständen. Es suchte an Armeen; es suchte an Geld, neue aufzurichten, und den alten die ungesättigt geforderten Rückstände zu bezahlen. Drensterna wendet sich an den Churfürsten von Sachsen, der die schwedische Sache verläßt, um mit dem Kaiser zu Pirna über den Frieden zu tractiren. Er spricht die niederländischen Exilanten an; diese, schon längst der schwedischen Geldforderungen und Ansprüche müde, sorgen jetzt bloß für sich selbst, und Herzog Georg von Lüneburg, anstatt dem oberrheinischen Bund zu Hilfe zu eilen, belagert Witten, um es für sich selbst zu behalten. Was seinen deutschen Anhängern hilflos gelassen, drückt sich der Reichthum des Reichs auswärtiger Mächte. England, Holland, Belgien werden um Geld, um Truppen angesprochen, und von der äußersten Noth gerettet; entschließt er sich endlich zu dem lange vermiedenen fauern Schritt, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erschienen, welchem Reichthum längst mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen blickte. Als die obige Möglichkeit sich auf ein neu andern Weg zu werfen, konnte die protestantischen

Stände Deutschlands vernahmen die Ansprüche Frankreichs auf das Elß zu unterstützen. Dieser äußerste Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es ließ sich den lebhaftesten Antheil, den es von jetzt an an dem deutschen Kriege nahm, mit einem theuern Preise bezahlen. Volk, Glanz und Ehre betrat er jetzt den politischen Schauplatz. Schon hatte Dreisling, dem es wenig kostete, Deutschlands Rechte und Besitzungen zu verschenken, die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrig verlangten Plätze an Reichellen abzutreten; jetzt schickten die oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigene Gesandtschaft ab, das Elß, die Festung Dreisling (die erst erobert werden sollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter französischen Schutz zu geben. Was der französische Schutz bedeuete, hatte man an den Viennaisern Krieg, Tull und Verdun gesehen, welche Frankreich schon seit Jahrhunderten selbst gegen ihre rechtmäßigen Eigenthümer behauptete. Das trierische Gebiet hatte schon französische Besatzungen; Lothringen war so gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Ueberschwemmung werden, und seinem furchtbaren Nachbar durch eigene Kraft nicht widerstehen konnte. Jetzt war die wahrscheinstichste Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elß zu seinen weitläufigen Besitzungen zu schlagen, und, da man sich bald darauf zu sehen hoffte, Holländern

in die spanischen Niederlande theilte, den Rhein zu seiner natürlichen Schutze gegen Deutschland zu machen. So schimpflich wurden Deutschlands Rechte von öfterlichen Gränden an diese treulose habgierige Macht verkauft, die, unter der Larve einer uneigennütigen Freundschaft, nur nach Vergeltung strebte, und, indem sie mit frecher Einn die ehrenvolle Bezeichnung einer Beschützerin annahm, bloß darauf bedacht war, ihr Herz auszuspannen, und in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu versorgen.

Für diese wichtigen Cessionen machte Frankreich sich anheischig, den Schwedischen Waffen durch Befreiung der Spanier eine Diversion zu machen, und, wenn es mit dem Kaiser selbst zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte, dießseits des Rhins eine Armee von zwölftausend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutschen gegen Oesterreich ngiren würde. Zu dem Kriege von den Spaniern wurde von diesen selbst die erwünschte Veranlassung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Lier, hieben die französische Besatzung, die in derselben bestund, nieder, bemächtigten sich, gegen alle Rechte der Völker, der Person des Churfürsten, der sich unter französischem Schutz begab, hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Cardinal-Infant, als Statthalter der spanischen Niederlande, dem König von Frankreich die ge-

forderte, Vergeltung, Abhaltung, und sich weigerte, den gefangenen Fürsten in Freiheit zu setzen, kändigte ihm Richard II. nach altem Brauch davorstehendes Wappenherold, zu Brüssel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verschiedenen Kriegen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernst schien es dem französischen Völker mit dem Kriege gegen den Kaiser zu seyn, welcher weniger Vortheile zu ernten und größere Schwierigkeiten zu bekämpfen waren. Dennoch wurde, nach der Aufhebung des Kardinals von la Motte's eine dritte Armee über den Rhein nach Deutschland gesendet, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiser zu Felde zog.

Ein weit empfindlicher Schlag, als selbst die Nördlinger Niederlage, war für die Schweden die Unterthnung des Churfürsten von Sachsen mit dem Kaiser, welche, nach wiederholten wechselseitigen Versuchen, sich zu hindern und zu verhindern, endlich im Jahr 1634 zu Pirna erfolgte, und im May des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befestigt wurde. Die hatte der Churfürst von Sachsen die Anmaßungen der Schweden in Deutschland verschmerzen können, und seine Abneigung gegen diese ausländische Macht, die in dem deutschen Reiche Ursache gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Oxenstierna an die deutschen Reichsfürsten machte, gestiegen. Diese Abneigung

gegen Schweden unterstützte aufs Kräftigste die Bemühungen des spanischen Hofes, einen Frieden zwischen Sachsen und dem Kaiser zu stiften. Ermüdet von den Unfällen eines so langen und verwüstenden Krieges, der die sächsischen Länder vor allen andern zu seinem traurigen Schauplatz machte, gerührt von dem allgemeinen und schrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterschied über seine Unterthanen hausten, und durch die verführerischen Anträge des Hauses Oesterreich gewonnen, ließ endlich der Churfürst die gemeine Sache im Stillen, und weniger besorgt um das Loos seiner Mitstände, und um deutsche Freiheit, dachte er nur darauf, seine eigenen Vortheile, wär's auch auf Kosten des Ganzen, zu besördern.

Und wirklich war das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen, daß das Gebet um Frieden von tausendmal tausend Tugenden erdönte, und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Ueberfluß geherrscht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungenutzt und verwildert, und wo eine junge Saat aufschoss, oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volks. Verbrannte

Schlösser, verhäufte Felder, eingekerkerte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während das arme verarmte Bewohner hingingen, die Zahl seiner Nordbrennerheere zu vermehren, und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verstorbenen Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schmerz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrückt zu helfen. Die Städte leuchteten unter der Geißel schallender und räuberischer Belagungen, die das Eigenthum des Bürgers verhehlten, und die Freyheiten des Krieges, die Freyheit ihres Standes, und die Vorrechte der Noth mit dem grausamsten Muthwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Länder kreiden zur Einde wurden, wenn andre durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandschattungen ausgelogen wurden, so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zu Theil, die eine Belagerung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz und in die Fußstapfen des Besiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewiesen. Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Gärten, und die Vernachlässigung der Armeen, die über die ausgelogenen Länder daher stürmten, hatten Hunger

und Abwärtung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mistwachs das Elend. Die Anhäufung der Menschen in Lagern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite, und Hölle auf der andern, brachten verheerende Seuchen hervor, die mehr, als Schwert und Feuer die Länder verheheten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Keuschheit der Sitten verlor sich, Treue und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem Scepter herrschte; kuppig schossen unter dem Schirm der Anarchie und der Straflosigkeit alle Laster auf, und die Menschen vermißten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubgier heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen) der Soldat herrschte, und dieser brutalste der Despoten ließ seine eignen Führer nicht selten seine Obergewalt fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, wozu er sich sehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schutzherrn zu vertragen. Ganz Deutschland mimelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutsch-

land ihrer Habsucht aufopfert, und die Drangsale des Krieges vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Rußland in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklärten, und wenn sowohl Schweden, als deutsche Reichsstände die Fortdauer des Kriegs aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. Konnte man nach der Nordlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und wenn man dies nicht konnte, sollte man siebzehn Jahre lang alles Ungemach des Kriegs erduldet, alle Kräfte verschwendet haben, um am Ende nichts gewonnen, oder gar noch verloren zu haben? Wofür so viel Blut vergossen, wenn Alles blieb, wie es gewesen, wenn man in seinen Rechten und Ansprüchen um gar nichts gebessert war? wenn man Alles, was so schwer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünschenswerth, die längst getragene Last noch zwei oder drey Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Mah einzuernteten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, sobald nur Schweden und deutsche Protestanten, im Felde, wie

im Cabinet, Handhaft zusammen hielten, und ihr gemeinschaftliches Interesse mit wechselseitigem Antheil, mit vereinigtorn Eifer, besorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig, und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemeinen beglückenden Friedens. Und dieses größte aller Uebel fügte der Eurfürstin von Sachsen der protestantischen Sache zu, indem er sich durch einen Separatvergleich mit Kaiserthum verübte.

Schon vor der Nordlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiser abgebrochen, über die unglückliche Ausgung, die diesem beschienigte die Abschließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beystand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob sie sich von diesem harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Leitung unter ihren eigenen Anführern, die schlechte Subordination der Truppen, und die Entkräftung des schwedischen Reichs ließ keine großen Tathun mehr von ihnen erwarten. Um so mehr glaubte man sich zu müssen, sich die Großmuth des Kaisers zu Ihun zu machen, der seine Anerbietungen auch nach dem Nordlinger Siege nicht zurücknahm. Dreastierens, der die Stände in Frankfurt versammelte, forderbe; der Kaiser hingegen gab, und so bedurfte es keiner langen Ueberlegung, welchem doch beghen man Gefügigen sollte.

Indessen wollte man doch den Schweden

als ob man die gemeine Sache hinaussetzte, und bloß auf seinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutschen Reichsfürsten, selbst die Schwaben, waren eingeladen worden, zu diesem Frieden mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Churfürsten und der Kaiser die einzigen Mächte waren, die ihn schlossen, und sich eigenmächtig zu Gesetzgebern über Deutschland aufwarfen. Die Beschwerden der protestantischen Städte kamen in demselben zur Sprache, ihre Verhältnisse und Rechte wurden vor diesem willkürlichen Tribunal entschieden, und selbst das Schicksal des Religionen ohne Zuziehung der dabey so sehr interessirten Glieder bestimmt. Es sollte ein allgemeiner Friede ein Reichsgesetz seyn, als ein solches bekannt gemacht, und durch ein Reichsexecutionsheer, wie ein förmlicher Reichsschluß, vollzogen werden. War sich dagegen anlehnte, war ein Feind des Reiches, und so mußte er, allen ständischen Rechten zuwider, ein Gesetz anerkennen, das er nicht selbst mit gegeben hatte. Der Pragische Friede war also, schon seiner Form nach, ein Werk der Willkür, und er war es nicht weniger durch seinen Inhalt.

Das Restitutionsedict hatte den Bruch zwischen Churfürsten und dem Kaiser hauptsächlich veranlaßt; also mußte man auch bey der Wiedergewöhnung zuerst darauf Rücksicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, setzte man in dem Pragischen Frieden

fest, daß alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Passauschen Verträge von den Protestanten eingezogen und besessen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichstagsstimme, in demjenigen Stande bleiben sollten, in welchem das Restitutionsedikt sie gefunden habe. Vor Ablauf dieser vierzig Jahre sollte dann eine Kommission von beyderley Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und geschnmählig darüber verfügen, und wenn es auch dann zu keinem Endurtheil käme, jeder Theil in den Besiß aller Rechte zurücktreten, die er vor Erscheinung des Restitutionsedikts ausgeübt habe. Diese Auskunst also, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu ersticken, suspendirte nur auf eine Zeitlang seine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag schon in diesem Artikel des Prager Friedens.

Das Erzstift Magdeburg bleibt dem Prinzen August von Sachsen, und Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Von dem magdeburgischen Gebiet werden vier Demeter abgetheilt und an Chursachsen verschenkt; der Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie diesem Frieden beystreten, ihr Land zurück, das sie glücklicher Weise längst schon durch Gustav Adolfs Großmuth besaßen; Do-

nawerth erlangt seine Reichsfreyheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälzischen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem protestantischen Reichstheile war, diese Churstimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutherischer Fürst einem reformirten keine Gerechtigkeit schuldig ist. Alles, was die protestantischen Stände, die Ligue und der Kaiser, in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurück gegeben; Alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, sich zugeeignet, wird ihnen mit gesammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegssoldaten aller kontrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat.

Da der Pragische Friede als ein allgemeines Reichsgesetz gelten sollte, so wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beigefügt. In diesem wurde dem Churfürsten von Sachsen die Lausitz als ein böhmisches Lehen zuerkannt, und über die Religionsfreyheit dieses Landes und Schlesiens noch besonders gehandelt.

Alle evangelischen Stände waren zu Annahme des Pragischen Friedens eingeladen, und unter dieser Bedingung der Amnestie theilhaftig gemacht; bloß die Fürsten von Württemberg und Baden — deren Länder man inne hatte, und nicht geneigt war, so ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Unterthanen Oester-

reichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejenigen Stände, die unter Dreuxter-
na's Direktion den Rath der oberdeutschen Kreise ausmachten, schloß man aus; nicht sowohl um den Krieg gegen sie fortzusetzen, als vielmehr um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden desto theurer zu verkaufen. Man hielt ihre Lande als ein Untergpfand, bis Alles herausgegeben, und Alles in seinen vorigen Stand zurückgestellt seyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das wechselseitige Zuträuen zwischen Haupt und Gliedern, zwischen Protestanten und Papisten, zwischen Reformirten und Lutheranern zurückgeführt, und, verlassen von allen ihren Bundesgenossen, hätten die Schweden einen schimpflichen Abschied aus dem Reiche nehmen müssen. Jetzt befestigte diese ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und Widersehungsgest, und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren, und einen Anhang in Deutschland zu behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Ueber dem Bestreben, beyde Parteien einander zu nähern, hatte man sich von beyden Vorwürfe gezogen. Die Protestanten klagten über die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten; die Katholiken fanden diese verwerfliche Sekte, auf Kosten der wahren Kirche, viel zu günstig behandelt. Nach

diesen hatte man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Evangelischen den vierzigjährigen Genuß der geistlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Verrätheren an der protestantischen Kirche begangen, weil man seinen Glaubensbrüdern in den österreichischen Ländern die Religionsfreiheit nicht errungen hatte. Aber Niemand wurde bitterer getadelt, als der Churfürst von Sachsen, den man als einen treulosen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreiheit, und als einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen Schriften darzustellen suchte.

Indessen tröstete er sich mit dem Triumph, daß ein großer Theil der evangelischen Stände seinen Frieden nothgezwungen annahm. Der Churfürst von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunschweig Lüneburg, die Hansestädte und die mehresten Reichsstädte traten demselben bey. Landgraf Wilhelm von Hessen schien eine Zeit lang unschlüssig, oder stellte sich vielmehr nur, es zu seyn, um Zeit zu gewinnen und seine Maßregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand schöne Länder in Westphalen errungen, aus denen er seine besten Kräfte zu Führung des Krieges zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäß, zurück geben sollte. Herzog Bernhard von Wei-

war, dessen Staaten noch bloß auf dem Papier existirten, kam nicht als kriegsführende Macht, desto mehr aber als kriegsführender General in Betrachtung, und in beyderley Rücksicht konnte er den Prager Frieden nicht anders als mit Abscheu verwerfen. Sein ganzer Reichtum war seine Tapferkeit, und in seinem Degen lagen alle seine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend; nur der Krieg konnte die Entwürfe seines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Pragischen Frieden erhoben, erklärten sich die Schweden am heftigsten dagegen, und Niemand hatte auch mehr Ursache dazu. Von den Deutschen selbst in Deutschland heringgerufen, Retter der protestantischen Kirche und der skandinavischen Freyheit, die sie mit so vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkauften, sahen sie sich jetzt auf einmal schimpflich im Stiche gelassen, auf einmal in allen ihren Plänen getäuscht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewiesen, für welches sie bluteten, und von den nämlichen Fürsten, die ihnen alles verdankten, dem Hohngeächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugthuung für sie, an einen Ersatz ihrer aufgewandten Kosten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche sie im Stiche lassen sollten, war in dem Prager Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Natter, als sie gekommen waren, sollten sie nun entlassen, und, wenn sie sich daga-

gen sträubten, durch dieselben Hände, welche sie her-
eingelassen, aus Deutschland hinausgejagt werden.
Endlich ließ zwar der Churfürst von Sachsen ein Wort
von einer Schutzhaug fallen, die in Geld bestehen,
und die Summe von drittehalb Millionen Gulden be-
tragen sollte. Aber die Schweden hatten weit mehr
von ihrem Eigenen zugesagt; eine so schimpfliche Abfin-
dung mit Geld mußte ihren Eigennuz kränken und ih-
ren Stolz empören. „Die Churfürsten von Bayern
und Sachsen,“ antwortete Oxenstierna, „lieffen sich
den Beystand, den sie dem Kaiser leisteten, und als
Vasallen ihm schuldig waren, mit wichtigen Provinzen
bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unsern
König für Deutschland dahingegeben, will man mit der
armseligen Summe von drittehalb Millionen Gulden
nach Hause weisen?“ Die getäuschte Hoffnung schmerzte
um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte,
sich mit dem Herzogthume Pommern, dessen gegenwär-
tiger Besitzer alt und ohne Succession war, bezahlt zu
machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land würde
in dem Prager Frieden dem Churfürsten von Branden-
burg zugesichert, und gegen die Festsetzung der Schwe-
den in diesen Gränzen des Reichs empörten sich alle
benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um
die Schweden gestanden, als in diesem 1635ten Jahre.
unmittelbar nach Bekanntmachung des Pragischen Frie-

beß. Viele ihrer Alürten, unter den Reichsfürsten
 besonders, verließen ihre Partey, um der Wohlthat
 des Friedens theilhaftig zu werden; andre wurden durch
 die siegreichen Waffen des Kaisers dazu gezwungen.
 Augsburg, durch Hunger befezt, unterwarf sich un-
 ter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen
 an die Oesterreicher verloren. Der Heilbronnische Bund
 wurde förmlich getrennt. Deynabe ganz Oberdeutsch-
 land, der Hauptstüz der schwedischen Macht, erkannte
 die Herrschaft des Kaisers. Sachsen, auf den Pragi-
 schen Frieden sich stüzend, verlangte die Räumung
 Thüringens, Halberstadts, Magdeburgs. Philipps-
 burg, der Waffenplatz der Franzosen, war mit allen
 Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oe-
 sterreichern überrumpelt worden, und dieser große Ver-
 lust hatte die Thätigkeit Frankreichs geschwächt. Um
 die Bedrängnisse der Schweden vollkommen zu machen,
 mußte gerade jetzt der Stillstand mit Pohlen sich seinem
 Ende nähern. Mit Pohlen und mit dem deutschen Rei-
 che zugleich Krieg zu führen, überstieg bey Weitem die
 Kräfte des schwedischen Staats, und man hatte die
 Wahl, welches von diesen beyden Feinden man sich ent-
 ledigen sollte. Stolz und Ehrgeiz entschieden für die
 Fortsetzung des deutschen Kriegs, welcher ein hartes Op-
 fer es auch gegen Pohlen kosten möchte; doch eine Ar-
 mee kostete es immer, um sich bey den Pohlen in Ver-
 handlung zu setzen, und bey den Unterhandlungen um einen

Stillstand oder Frieden seine Freiheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen diesen Anfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden herstürzten, setzte sich der Standhafte, an Hülsmitteln unerschöpfliche Geist Oxenstierna's entgegen, und sein durchdringender Verstand lehrte ihn selbst die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu seinem Vortheile kehren. Der Abfall so vieler deutschen Reichsstände von der schwedischen Parthey beraubte ihn zwar eines großen Theils seiner bisherigen Bundesgenossen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen sie; und je größer die Zahl seiner Feinde wurde, über desto mehr Länder konnten sich seine Armeen verbreiten, desto mehr Magazine öffneten sich ihm. Die schreyende Undankbarkeit der Stände, und die stolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiser begegnet wurde, (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu traktiren,) entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung, und einen edlen Trost, es bis aufs Aeußerste zu treiben. Ein noch so unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht schlimmer machen, als sie war; und wenn man das deutsche Reich räumen sollte, so war es wenigstens anständiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu thun, und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden

Franken, besoldet. - Belebt durch die Hoffnung seines, mächtigen Schutzes, raffen sich die Schweden und Deutschen aus ihrem tiefen Verfall empor, und getrauen sich, mit dem Schwert in der Hand einen rühmlichen Frieden als den Pragischen, zu ersechten. Von ihren Mitständen verlassen, die sich mit dem Kaiser verbündeten, schließen sie sich nur desto enger an Frankreich an, das mit der wachsenden Noth seinen Veystand verboppelt, an dem deutschen Krieg immer größern, wiewol noch immer versteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz seine Maske abwirft, und den Kaiser unmittelbar unter seinem eignen Namen befehlet.

Um den Schweden vollkommen freye Hand gegen Oesterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polnischen Kriege zu befreyen. Durch den Grafen von Avaux, seinen Gesandten, brachte es beyde Theile dahin, daß zu Stummsdorf in Preußen der Waffenstillstand auf sechs und zwanzig Jahre verlängert wurde, wiewol nicht ohne großen Verlust für die Schweden, welche beynähe das ganze polnische Preußen, Gustav Adolphs theuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Meerwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umstände nöthig machten, Anfangs zu Compiègne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man schon im May des Jahrs 1635 gebrochen,

diese Furcht zerstreut, als es mit frischem Eifer zu seinem ersten Entwurf zurückkehrte, und den Unglücklichen in vollem Maße den Schatz abgebissen ließ, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreyt von dem Widerstande, den Gustav Adolph's Ehrgeiz und Wachsamkeit seinen Vergrößerungsentwürfen entgegen setzten, ergreift es den günstigen Augenblick, den das Nordlinger Unglück ihm darbietet, sich die Herrschaft des Kriegs zuzueignen, und denen, die seines mächtigen Schutzes bedürftig sind, Befehl vorzuschreiben. Der Zeitpunkt begünstigt seine kühnsten Entwürfe, und was vorher nur eine schöne Chimäre war, läßt sich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umstände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt also widmet es dem deutschen Kriege seine ganze Aufmerksamkeit, und sobald es durch seinen Traktat mit den Deutschen seine Privat Zwecke sicher gestellt sieht, erscheint es als handelnde und herrschende Macht auf der politischen Bühne. Während daß sich die kriegsführenden Mächte in einem langwierigen Kampfe erschöpfen, hatte es keine Kräfte geschont, und zehn Jahre lang den Krieg bloß mit seinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumstände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert, und strengt sich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung setzen. Es läßt zu gleicher Zeit zwey Flotten im Meere kreuzen, und schickt sechs verschiedene Heere aus, während daß es mit seinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutsche

Stärken, besoldet. - Belebt durch die Hoffnung seines mächtigen Schutzes, raffen sich die Schweden und Deutschen aus ihrem tiefen Verfall empor, und vertrauen sich, mit dem Schwert in der Hand einen rühmlichen Frieden als den Pragischen, zu erreichen. Von ihren Mitständen verlassen, die sich mit dem Kaiser verbündeten, schließen sie sich nur desto enger an Frankreich an, das mit der wachsenden Noth seinen Vorrath verborstelt, an dem deutschen Krieg immer größern, wiewol noch immer versteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz seine Maske abwirft, und den Kaiser unmittelbar unter seinem eignen Namen befehlet.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Oesterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polnischen Kriege zu befreien. Durch den Grafen von Aulx, seinen Gesandten, brachte es beyde Theile dahin, daß zu Stummisdorf in Preußen der Waffenstillstand auf sechs und zwanzig Jahre verlängert wurde, wiewol nicht ohne großen Verlust für die Schweden, welche beynahe das ganze polnische Preußen, Gustav Adolfs theurer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einklüßten. Der Weerwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umstände nöthig machten, Anfangs zu Compiègne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man schon im May des Jahrs 1635 gebrochen,

und durch den lebhaften Angriff dieser Macht dem Kaiser seinen wichtigsten Beystand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verschaffte man sich durch Unterstützung des Landgrafen Wilhelm von Hessen und Herzogs Bernhard von Weimar den schwedischen Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freyheit, und nöthigte den Kaiser, durch eine starke Diversion am Rhein, seine Macht zu theilen.

Hestiger entzündete sich also der Krieg, und der Kaiser hatte durch den Pragischen Frieden zwar seinen Gegner im deutschen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit seiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte sich in Deutschland einen unumschränkten Einfluß erworben, und sich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichs Körpers und der Kräfte desselben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiser und Herr handeln konnte. Die erste Wirkung davon war die Erhebung seines Sohnes Ferdinand des Dritten zur römischen Königswürde, die, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten Viers und der pfälzischen Erben, durch eine entscheidende Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifeltsten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen sich bewaffnet, und in die innersten Angelegenheiten Deutschlands gezogen. Beyde Kronen bildeten von jetzt an mit ihren deutschen Allirten eine eigene fest geschlossene

Macht, der nicht nur den ihm Anhängenden deutschen Staaten die andre. Die Schweden beweisen von jetzt an keine Schonung mehr, weil sie nicht mehr für Deutschland, sondern für ihr eigenes Dafeyn strecken. Sie handeln rascher, unumschränkter und kühner, weil sie sich überhoben sind: bey ihren deutschen Allirten herum zu fragen, und Rechenschaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entscheidend. Größere Thaten der Tapferkeit und der Kriegeskunst geschehen; aber es sind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinstimmenden Plane geleitet, von keinem Alles lenkenden Geiste benutzt, für die ganze Partey schwache Folgen haben, und an dem Laufe des Kriegs nur wenig verändern.

Sachsen hatte sich in dem Pragischen Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutschland zu verjagen; von jetzt an also vereinigen sich die sächsischen Fahnen mit den kaiserlichen, und zwey Bundesgenossen haben sich in zwey unversöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzstift Magdeburg, welches der Pragische Friede dem sächsischen Prinzen zusprach, war noch in schwedischen Händen, und alle Versuche, sie auf einem friedlichen Wege zu Abtretung desselben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindseligkeiten fangen an, und der Churfürst von Sachsen eröffnet sie damit, durch sogenannte Apokatorien alle sächsische Unterthanen von der Bärner'schen Armee abzurufen, die an den

fess, das das schwedische Hintertreffen, welches noch
 gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden
 Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zwey-
 ten Angriff wollte der Churfürst von Sachsen nicht ab-
 warten. Seine Armee war durch das Treffen des vor-
 hergehenden Tages erschöpft, und die Krieger hatten
 sich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artille-
 rie nie gebraucht werden konnte. Er ergriff also mit
 dem Grafen von Hatzfeld noch in derselben Nacht
 die Flucht, und überließ das Schlachtfeld den Schwe-
 den. Gegen fünftausend von den Allirten waren auf
 der Wahlstatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet,
 welche von den nachsetzenden Schweden erschlagen wur-
 den, oder dem ergriminten Landmann in die Hände fiel-
 en. Hundert und funfzig Standarten und Fahnen,
 drey und zwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das
 Silbergeschirr des Churfürsten mit gerechnet, wurden
 erbeutet, und noch außerdem gegen zweytausend Ge-
 fangene gemacht. Dieser glänzende Sieg, über einen
 weit überlegenen und vortheilhaft postirten Feind erfoch-
 ten, setzte die Schweden auf einmal wieder in Achtung;
 ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, frischen
 Muth zu schöpfen. Banner benutzte das Glück, das
 sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die
 Elbe, und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und
 Hessen bis nach Westphalen. Dann kehrte er zurück,
 und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden.

Haß zwischen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigste und unverzeihlichste ist. Die nachdrückliche Diverſion, welche dem Kaiſer unterdeſſen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Heſſen am Rhein und in Weſtphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachſen eine hinlängliche Unterſtützung zu leiſten, und ſo mußte das ganze Churfürſtenthum von Banners freißenden Horden die ſchrecklichſte Behandlung erleiden. Endlich zog der Churfürſt den kaiſerlichen General von Haßfeld an ſich, und rückte vor Magdeburg, welches der herbejhellende Banner umſonſt zu entſetzen ſtrebte. Nun verbreitete ſich die vereinigte Armee der Kaiſerlichen und Sachſen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte, und war im Begriff, ſie biß an die Oſtſee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen, griff der ſchon verloren gegedene Banner die alliirte Armee am 24ſten Sept. 1636 bey Wittſtock an, und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banner ſelbſt anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beyden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal geſchlagen worden wäre. Als endlich Banner der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, ſetzte ſein linker Flügel das Treffen biß zum Einbruch der Nacht

sah, daß das schwedische Hinterreffen, welches noch
 gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden
 Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zwey-
 ten Angriff wollte der Churfürst von Sachsen nicht ab-
 warten. Seine Armee war durch das Treffen des vor-
 hergehenden Tages erschöpft, und die Krieger hatten
 sich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artillerie
 nie gebraucht werden konnte. Er ergriff also mit
 dem Grafen von Hatzfeld noch in derselben Nacht
 die Flucht, und überließ das Schlachtfeld den Schweden.
 Gegen fünftausend von den Mörtern waren auf
 der Wahlstatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet,
 welche von den nachsetzenden Schweden erschlagen wur-
 den, oder dem ergriminten Landmann in die Hände fiel-
 en. Hundert und funfzig Standarten und Fahnen,
 drey und zwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das
 Eilbergeschirr des Churfürsten mit gerechnet, wurden
 erbeutet, und noch außerdem gegen zweytausend Ge-
 fangene gemacht. Dieser glänzende Sieg, über einen
 weit überlegenen und vortheilhaft postirten Feind erfol-
 gen, setzte die Schweden auf einmal wieder in Achtung;
 ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, frischen
 Muth zu schöpfen. Banier benutzte das Glück, das
 sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die
 Elbe, und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und
 Hessen bis nach Westphalen. Dann kehrte er zurück,
 und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog Bernhards und der Franzosen am Rhein verschafft wurde, würde es ihm schwer geworden seyn, diese herrlichen Viktorien zu erreichen. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geschlagenen Armee in der Wetterau versammelt; aber verlassen von dem Heilbronnischen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein obliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterstützt, sah er sich außer Stand gesetzt, die Armee zu unterhalten, und große Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte sein Herzogthum Franken verschlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, sein Glück durch diese Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieterische Betragen des schwedischen Reichskanzlers auferlegte, richtete er seine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem Einzigen, was er brauchte, ausbelfen konnte, und sich bereitwillig dazu finden ließ. Richelieu wünschte nichts so sehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutschen Krieg zu vermindern, und sich selbst unter fremdem Namen die Führung desselben in die Hände zu spielen. Zu Erreichung dieses Zweckes konnte er kein besseres Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapfersten Feldherrn abtrünnig machte, ihn aufs Genaueste in Frankreichs Interesse zog, und sich, zu Ausführung seiner

Entwürfe, seines Armes versichert. Von einem Fürsten, wie Bernhard, der sich ohne den Beystand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu besorgen, da auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängigkeit von dieser Krone zu setzen. Bernhard kam selbst nach Frankreich, und schloß im Oktober 1635 zu St. Germain en Laye, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jährliche Pension von anderthalb Millionen Livres für ihn selbst, und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen kommandiren sollte, bewilligt wurde. Um seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern, und die Eroberung von Elsaß durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belohnung anzubieten; eine Grabsmuth, von der man sehr weit entfernt war, und welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen wußte. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und seinem Arme, und setzte der Arglist Verstellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elsaß dem Feinde zu entreißen, so verzweifelte er nicht daran, es im Nothfall auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt also schuf er sich mit französischem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter französischer Hoheit, aber doch so gut als unumschränkt, kommandirte, ohne je

noch seine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete seine Operationen am Rheinstrom, wo eine andre französische Armee unter dem Cardinal la Valette die Feindseligkeiten gegen den Kaiser schon im Jahre 1635 eröffnet hatte.

Gegen diese hatte sich das österreichische Hauptheer, welches den großen Sieg bey Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens unter der Anführung des Gallas gewendet, und sie auch glücklich bis Rhez zurück geschickt, den Rheinstrom befreit, und die von den Schweden besetzten Städte, Mainz und Frankenthal, erobert. Aber die Hauptabsicht dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerstand der Franzosen vereitelt, und er sah sich genöthigt, seine Truppen in das erschöppte Elsaß und Schwaben zurück zu führen. Bey Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre passirte er zwar bey Bressach den Rhein, und rüstete sich, den Krieg in das innere Frankreich zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten, und Johann von Werth, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Partengänger, tief in Champagne streifte, und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen

nischen Armee unter Feria gewesen; die Festigkeit seiner Werke und der Vortheil seiner Lage boten jedem gewaltsamen Angriffe Trost, und die kaiserlichen Generale, welche in diesen Gegenden kommandirten, hatten Befehl, Alles für die Rettung dieses Platzes zu wagen. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und beschloß den Angriff auf diese Festung. Unbezwingbar durch Gewalt, konnte sie nur durch Hunger besiegt werden; und die Sorglosigkeit ihres Kommandanten, der, keines Angriffs gewärtig, seinen aufgehäuften Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. Da sie unter diesen Umständen nicht verweilend war, eine lange Belagerung auszuhalten, so mußte man eilen, sie zu entsetzen, oder mit Proviand zu versorgen. Der kaiserliche General von Gbß näherte sich daher aufs Eilfertigste an der Spitze von zwölftausend Mann, von dreystausend Proviandwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog Bernhard bey Witteweyer angegriffen, verlor er sein ganzes Korps bis auf dreystausend Mann, und die ganze Fracht, die er mit sich führte. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr auf dem Ochsenfeld bey Thann dem Herzog von Lothringen, der mit fünf- bis sechstausend Mann zum Entsatz der Festung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Versuch des Generals von Gbß zu Breysachs Rettung misslungen war, ergab sich diese Festung, von der schreck-

Lage, (den 21. Februar 1638) wieder im Gesicht der Kaiserlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bey Rheinfelden ausruhen, und schlägt sie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiserlichen Generale, Savelli, Johann von Werth, Entesford und Sperreuter, nebst zweytausend Mann, zu Gefangenen gemacht werden. Zwey derselben, von Werth und von Entesford, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des französischen Volks durch den Anblick so berühmter Gefangenen zu schmeicheln, und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieser Absicht unter einer feyerlichen Procession in die Kirche de notre Dame gebracht, dreymal vor dem Altar geschwungen, und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Rdteln und Bressburg, war die nächste Folge des durch Bernhard erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und so wie das Glück sich für ihn erklärte, erweiterten sich seine Entwürfe. Die Festung Bressach am Oberrhein wurde als die Beherrscherinn dieses Stroms und als der Schlüssel zum Elsaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man so große Sorgfalt verwendet. Bressach zu behaupten, war die vornehmste Bestimmung der italien-

helms, eine Dame von eben so viel Geist als Entschlossenheit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürstenthum mit ihrer Hand zu verschenken hatte. Die Eroberungen der Hefen mit seinen eignen am Rhein in einen einzigen Staat, und ihre beyderseitigen Armeen in Eine militärische Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partei in Deutschland bilden, die den Ausschlag des Krieges in ihren Händen hielt. Aber diesem vielversprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herz gefaßt, Vater Joseph! Bressach ist unser!“ schrie Richelieu dem Kapuziner in die Ohren, der sich schon zur Reise in jene Welt anschickte; so sehr hatte ihn diese Freudenpost berührt. Schon verschlang er in Gedanken das Elsaß, das Breisgau und alle österrreichische Vorlande, ohne sich der Zusage zu erinnern, die er dem Herzog Bernhard gethan hatte. Der ernstliche Entschluß des letztern, Bressach für sich zu behalten, den er auf eine sehr unzweydeutige Art zu erkennen gab, stürzte den Cardinal in nicht geringe Verlegenheit, und Alles wurde hervorgebracht, den siegreichen Bernhard im französischen Interesse zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu seyn, womit man dort das Andenken seiner Triumphe beging; Bernhard erkannte und floh die Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine

lichsten Hungersnoth geängstigt, nach einer viermonatlichen Belagerung, am 7ten December 1638 ihrem eben so menschlichen als beharrlichen Sieger.

Bressachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein gränzenloses Feld, und jetzt fängt der Roman seiner Hoffnungen an, sich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, sich die Früchte seines Schwerts zu Frankreichs Vorthail zu begeben, bestimmt er Bressach für sich selbst, und kündigt diesen Entschluß schon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in seinem eigenen Namen von den Ueberwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauscht und zu den stolzeften Hoffnungen hingerissen, glaubt er von jetzt an, sich selbst genug zu seyn, und die gemachten Eroberungen, selbst gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo persönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie Bernhard, erlaubt, sich selbst etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer trefflichen Armee, die sich unter seiner Anführung unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um sich, unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegen ging, an einen Freund anzuschließen, warf er seine Augen auf die Landgräfin Amalia von Hessen, die Wittwe des kürzlich verstorbenen Landgrafen Wil-

Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwey Tagen gegen vierhundert Menschen im Lager dahin gerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam hervorbrachen, die eignen Aeußerungen des Sterbenden, und die Vortheile, welche Frankreich von seinem plötzlichen Hintritt erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch französches Gift sey hingerafft worden, der aber durch die Art seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Militären den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolph besaßen; Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsaß, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule Gustav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Muth des Feldherrn, mit dem ausbauern den Muth des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings; mit dem wilden Feud des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mäßigung des Weisen, und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehr. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage, kein Hinderniß konnte seine Kühnheit beschränken, kein Fehlschlag seinen unbezwinglichen Muth besiegen. Sein Geist strebte nach einem großen, stete nicht erreichbaren Ziele; aber

Nichte des Kardinals zur Gemahlinn anzubieten; der edle Reichsfürst schlug sie aus, um das sächsische Blut durch keine Mißheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten, und auch als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidien; man bestach den Gouverneur von Breysach und seine vornehmsten Officiere, um wenigstens nach dem Tode des Herzogs sich in den Besitz seiner Eroberungen, und seiner Truppen zu setzen. Dem letztern blieben diese Ränke kein Geheimniß, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewiesen sein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber diese Irrungen mit dem französischen Hofe hatten den nachtheiligsten Einfluß auf seine folgenden Unternehmungen. Die Anstalten, welche er machen mußte, um seine Eroberungen gegen einen Angriff von französischer Seite zu behaupten, nöthigten ihn, seine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subsidien vergrößerte seine Erscheinung im Felde. Seine Absicht war gewesen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen, und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Bayern zu agiren. Schon hatte er Banner, der im Begriff war, den Krieg in die österreichischen Länder zu wälzen, seinen Operationsplan entdeckt, und versprochen, ihn abzulösen — als der Tod ihn zu Merzburg am 1. Julius 1639), im sechs und dreißigsten Lebensjahre, mitten in seinem Heldenlauf, übertrassete.

alle Mitbewerber. Es erkaufte den General von Erlach, den Befehlshaber Breysach, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breysach und die ganze Armee in die Hände spielten. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig, der schon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiser gethan hatte, sah auch hier seinen Anschlag scheitern. Im Begriff, Frankreich einen so schlimmen Dienst zu erzeigen, nahm er unbesonnener Weise seinen Weg durch dieses Reich. Dem Kardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, seinen Anschlag zu vereiteln. Er ließ ihn also zu Moulin gegen alles Völkerecht anhalten, und gab ihm seine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Anlauf der Weimariſchen Truppen berichtigt war. So ſah ſich Frankreich nun im Beſitz einer beträchtlichen und wohl geklärten Kriegsmacht in Deutschland, und jezt fing es eigentlich erſt an, den Kaiſer unter ſeinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr Ferdinand der Zweyte, gegen den es jezt als ein offenbarer Feind aufſtand; dieſen hatte ſchon im Februar 1637 im neun und funfzigſten Jahre ſeines Alters der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den ſeine Herrſchaft entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während ſeiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie ſo lang er das Reichszepter

fährte, die Wohlthat des Friedens geschmückt. Mit den Talenten des guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden geschmückt, die das Glück der Völker begründen, sanft und menschlich von Natur, sehen wir ihn, was einem äbel verstandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Willkür, seine wohlthätige Bestimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menschheit, in einen Feind des Friedens, in eine Seigel seiner Völker, ansarten. In seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regentenamt achtungswürdig, nur in seiner Politik schlimm berichtet, verbindete er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen Unterthanen und die Flüche der protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Despoten auf, als Fals und nach der Zweite gewesen, und doch hat nur Einer einen dreißigjährigen Krieg entzündet; über der Ehrgeiz. Dieses Einzigen mußten unglücklicher Weise gerade mit einem solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Reizen der Zwietracht zusammentreffen, wenn er von so verderblichen Folgen begleitet seyn sollte. In einer friedlichen Zeitperiode hätte dieser Thron seine Thronung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgetürmtes, lange gekammertes Brönnegeräthe, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, Ferdinand der Dritte, wenige Monate vor seines Vaters Hintritt zur Würde eines römischen Königs erhoben, erbt seine Throne, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber Ferdinand der Dritte hatte den Jammer der Völker, und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen, und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte sie, und schenkte Europa den Frieden; aber erst nach einem zwölfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis allen Widerstand fruchtlos war, und die zwingende Noth ihm ihr hartes Geheiß diktierte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter Wapners kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet, und den Feldzug des 1637ten Jahrs mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfre Widerstand der Besatzung und die Annäherung der kaiserlichen Völker retteten diese Stadt und Wanner, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, mußte sich nach Torgau zurück ziehen. Aber die Gelegenheit der Kaiserlichen verschonte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, auf

gehalten von Strömen und vom Hunger verfolgt, mußte er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg aus Romanhafte geräht. Die ganze Armee durchwatete an einer seichten Stelle die Oder, bey Fürstenberg, und den Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. Wanner hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral Wrangel zu finden, und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bey Landsberg postirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Wanner entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die, von einem kaiserlichen General Buchetti bewacht, keinen Uebergang gestattete, vor sich Landsberg, Küstrin, die Warta und ein feindliches Heer, gar rechten Pöbel. Dem man, des Stillstands ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon triumphirten die Kaiserlichen über seinen unabweidlichen Fall. Wanners gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unglücks an. Sie hatten die versprochene Diversion am Rhein anstellen lassen, und ihre

Unthätigkeit erlaubte dem Kaiser, seine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einst,“ brach der aufgebrauchte General gegen den französischen Residenten aus, der dem schwedischen Lager folgte, „sollten wir und die Deutschen einmal in Gesellschaft gegen Frankreich fechten, so werden wir nicht so viel Umstände machen, ehe wir den Rheinstrom passiren.“ Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verschwendet, Entschluß und That forderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falsche Spur von der Ober hinweg zu locken, stellte sich Wanner, als ob er durch Pöhlen entkommen wollte, schickte auch wirklich den größten Theil der Bagage auf diesem Wege voran, und ließ seine Gemahlin sammt den übrigen Officiersfrauen dieser Marschroute folgen. Sogleich brechen die Kaiserlichen gegen die pöhlische Gränze auf, ihn diesen Paß zu versperren, auch Duchs im Verlaß seines Standorts, und die Ober wieder entblößt. Rasch wendet sich Wanner in der Dunkelheit der Nacht gegen diesen Strom zurück, und führt seine Truppen, sammt Bagage und Geschütz, eine Meile oberhalb Küstrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie hundert bey Fürstenberg, aber ohne Verlust erreicht die Pommern, in dessen Vertheidigung er und Herrmann Wangel sich theilen.

Aber die Kaiserlichen, von Gallas angeführt, bringen bey Ribes in dieses Herzogthum, und üben

schwimmen es mit ihrer überlegenen Macht. Ussedom und Wolgast werden mit Sturm, Demmin mit Accord erobert, und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurück gedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, sich in diesem Lande zu behaupten, da Herzog Bogisfa der Vierzehnte in eben diesem Jahre stirbt, und das schwedische Reich seine Ansprüche auf Pommern geltend machen soll. Um den Churfürsten von Brandenburg zu verhindern, seine auf eine Erbverbrüderung und auf den Pragischen Frieden gegründeten Rechte an dieses Herzogthum geltend zu machen, strengt es jetzt alle seine Kräfte an, und unterstützt seine Generale aufs Nachdrücklichste mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günstigeres Ansehen, und sie fangen an, sich von dem tiefen Verfall zu erheben, worein sie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Allirten versunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten sie einen Platz nach dem andern in Obersachsen verloren; die mecklenburgischen Fürsten, von den kaiserlichen Waffen bedrängt, fingen an, sich auf die österreichische Seite zu neigen, und selbst Herzog Georg von Lüneburg erklärte sich feindlich gegen sie. Ehrenbreitstein, durch Hunger besiegt, öffnete dem bayrischen General von Werth seine Thore, und die Oesterreicher bemächtigten sich aller am Rhein.

strom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingehäuft, und der Erfolg entsprach den prahlerischen Anstalten nicht, womit man den Krieg gegen diese Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutschland besaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten sich noch. Ein einziger Feldzug reißt sie aus dieser tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diversion, welche der siegende Bernhard den kaiserlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein schneller Umschwung gegeben.

Die Irrungen zwischen Frankreich und Schweden waren endlich beigelegt, und der alte Traktat zwischen beyden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden bestätigt worden. In Hessen übernahm die staatskluge Landgräfinn Amalia mit Bewilligung der Stände, nach dem Absterben Wilhelms, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entschlossenheit gegen den Widerspruch des Kaisers und der darmstädtischen Linie ihre Rechte. Der schwedischprotestantischen Partey schon allein aus Religionsgrundsätzen eifrig ergeben, erwartete sie bloß die Gunst der Gelegenheit, um sich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdessen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und listig angesponnene Traktaten den Kaiser in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr

Nichte des Karbinkls zur Gemahlinn anzuhieten; der edle Reichsfürst schlug sie aus, um das sächsische Blut durch keine Mißheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten, und auch als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidien-gelder; man bestach den Gouverneur von Breslach und seine vornehmsten Officiere, um wenigstens nach dem Tode des Herzogs sich in den Besitz seiner Eroberungen und seiner Truppen zu setzen. Dem letztern blieben diese Ränke kein Geheimniß, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewiesen sein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber diese Irrungen mit dem französischen Hofe, hatten den nachtheiligsten Einfluß auf seine folgenden Unternehmungen. Die Anstalten, welche er machen mußte, um seine Eroberungen gegen einen Angriff von französischer Seite zu behaupten, nöthigten ihn, seine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subsidien-gelder verzögerte seine Erscheinung im Felde. Seine Absicht war gewesen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Lust zu machen, und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Bayern zu agiren. Schon hatte er Bannern, der im Begriff war, den Krieg in die österreichischen Länder zu führen, seinen Operationsplan entdeckt und versprochen, ihn abzugeben — als der Tod ihn zu Merseburg am Rhein (im Julius 1639), im sechs und dreißigsten Lebensjahres, mitten in seinem Heldenlauf überraschte.

ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So schrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwischen der Elbe und Oder verddet, daß Banner, um in Sachsen und Böhmen einbrechen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit seiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niedersachsen nahm, und dann erst durch das halberstädtische Gebiet in Churfachsen einrückte. Die Ungeduld der niedersächsischen Staaten, einen so hungrigen Gast wieder los zu werden, versorgte ihn mit dem nöthigen Proviand, daß er für seine Armee in Magdeburg Brod hatte, — in einem Lande, wo der Hunger schon den Abscheu an Menschenfleisch überwunden hatte. Er erschreckte Sachsen mit seiner verwüstenden Ankunft; aber nicht auf dieses erschöpfte Land, auf die kaiserlichen Erbländer war seine Absicht gerichtet. Bernhards Siege erhoben seinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauses Oesterreich lockten seine Raubsucht. Nachdem er den kaiserlichen General von Salis bey Elsterburg geschlagen, die sächsische Armee bey Schmönnitz zu Grunde gerichtet, und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unüberstehlicher Macht ein, setzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, schlug den General von Hoffkirchen mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das

ganze unvertheidigte Königlich. Heute ward Alles, was sich fortzuschaffen ließ, und zerstört wurde, was nicht genossen und geraubt werden konnte. Um desto mehr Korn fortzuschleppen, schnitt man die Ähren von den Halmen, und verderbte den Ueberrest. Ueber tausend Schloßer, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auslodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schlessien, und selbst Mähren und Oesterreich sollten seine Raubsucht empfinden. Dies zu verhindern, mußte Graf Hatzfeld aus Westphalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbey eilen. Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaisers, erhält den Kommandostab, um die Ungeschicklichkeit seines Vorgängers, Gallas, wieder gut zu machen, und die Armee aus ihrem tiefen Verfall zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1640sten Jahres schien für die Schweden eine sehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen sie sich eilfertig über das meißnische Gebirge. Aber auch durch Sachsen von dem nacheilenden Feinde verfolgt, und bey Plauen geschlagen, müssen sie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Winter des Feldes gemacht, stürzen sie eben so schnell

wieder zu der tiefsten Schwäche herab, um sich aufs Neue zu erheben, und so mit beständigem raschem Wechsel von einem Neussern zum andern zu eilen. Banners geschwächte Macht, im Lager bey Erfurt ihrem gänzlichen Untergang nahe, erhebt sich auf einmal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlassen den Pragischen Frieden, und führen ihm jetzt die nämlichen Truppen zu, die sie wenige Jahre vorher gegen ihn gefehret hatten. Hessen schickt Hülfe, und der Herzog von Longueville selbst mit der nachgelassenen Armee Herzog Bernhards zu seinen Fahnen. Den Kaiserlichen aufs Neue an Macht überlegen, bietet ihnen Banner bey Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Bayern sich von den Kaiserlichen trennen, und ihren Marsch gegen Franken richten, versucht Banner auf dieses getrennte Korps einen Angriff, den aber die Klugheit des bayrischen Anführers, von Mercy, und die schnelle Annäherung der kaiserlichen Hauptmacht vereitelt. Beyde Armeen ziehen sich nunmehr in das ausgehungerte Hessen, wo sie sich nicht weit von einander, in ein festes Lager einschließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit sie aus diesem verarmten Landstriche verscheuchen. Piccolomini erwählt sich die fetten Ufer der Weser zu Winterquartieren; aber überflügelt von Wannern muß er sie den

führte, die Wohlthat des Friedens geschmückt. Mit den Talenten des guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden geschmückt, die das Glück der Völker begründen, sanft und menschlich von Natur, sehen wir ihn, was einemebel verstandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Willkür, seine wohlthätige Bestimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menschheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geißel seiner Völker ansarten. In seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regentenamte achtungswürdig, nur in seiner Politik schlimm berichtet, verbinde er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen Unterthanen und die Flüche der protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Dedupolen auf, als Falsch und wahr der Dreyer gewesen, und doch hat nur Einer einen dreißigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz. Dieses Einzigen mußte unglücklicher Weise gerade mit einem solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Reizen der Aufsehnacht zusammentreffen, wenn er von so verwerflichen Folgen begleitet seyn sollte. In einer friedlichen Zeitperiode hätte dieser Funke seine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgetürmtes, lange gesammletes Brennmaterial, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, Ferdinand der Dritte, wenige Monate vor seines Vaters Hintritt zur Würde eines römischen Königs erhoben, erbt seine Throne, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber Ferdinand der Dritte hatte den Jammer der Völker, und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen, und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte sie, und schenkte Europa den Frieden; aber erst nach einem elfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis allen Widerstand fruchtlos war, und die zwingende Noth ihm ihr hartes Geßel diktierte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren hegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter Wapners kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet, und den Feldzug des 1637ten Jahrs mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfre Widerstand der Besatzung und die Annäherung der kurfürstlich-kaiserlichen Völker retteten diese Stadt und Wanner, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, mußte sich nach Torgau zurück ziehen. Aber die Gelegenheit der Kaiserlichen verschonte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, auf

gehalten von Strömen und vom Hunger verfolgt, mußte er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg auch Romanhafte gränzt. Die ganze Armee durchwatete an einer seichten Stelle die Oder, bey Fürstenberg, und den Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. Wanner hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral Wrangel zu finden, und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bey Landsberg postirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Wanner entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die, von einem kaiserlichen General Buchzitz bewacht, keinen Uebergang gestattete, vor sich Landsberg, Küstrin, die Warta und ein feindliches Heer, gar keinen Pöhlern. Dem man, des Stillstands ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon triumphirten die Kaiserlichen über seinen unabweidlichen Fall. Wanners gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unglücks an. Sie hatten die versprochene Diversion am Rhein anstellen lassen, und ihre

Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechselndem Glück, behauptete er das Ansehen der schwedischen Waffen in Deutschland, und zeigte sich durch eine Kette von Siegesthaten seines großen Lehrers in der Kriegskunst werth. Er war reich an Anschlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und rasch vollstreckte, besonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Lastern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt, oder doch in Schutz nimmt. Eben so gebieterisch im Umgang als vor der Fronte seines Heers, rauh wie sein Gewerbe, und stolz wie ein Eroberer, drückte er die deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Uebermuth, als durch seine Erpressungen ihre Länder. Für die Beschwerden des Kriegs entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wollust, die er bis zum Uebermaße trieb, und endlich mit einem frühen Tod büßen mußte. Aber üppig, wie ein Alexander und Mahomet der Zweyte, häßte er sich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wollust in die härteste Arbeit des Kriegs, und in seiner ganzen Feldherrngröße stand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen achtzigtausend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen sechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm sandte,

beurkundeten seine Siege. Der Verlust dieses großen Führers wurde von den Schweden bald aufs Empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu ersetzen seyn würde. Der Geist der Empdrung und Zügellosigkeit, durch das überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Officiere fordern mit furchtbarer Einstimmigkeit ihre Rückstände, und keiner der vier Generale, die sich nach Bannern in das Kommando theilen, besitzt Ansehen genug, diesen ungestümen Mahnern Genüge zu leisten oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erschlafft; der zunehmende Mangel und die kaiserlichen Abrufungsschreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die französisch-weltmarischen Völker beweisen wenig Eifer; die Lüneburger verlassen die schwedischen Fahnen, da die Fürsten des Hauses Braunschweig nach dem Tode Herzogs Georg sich mit dem Kaiser vergleichen; und endlich sondern sich auch die Hessen von ihnen ab, um in Westphalen bessere Quartiere zu suchen. Der Feind benützt dieses verderbliche Zwischenreich, und, obgleich in zwey Actionen aufs Haupt geschlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortschritte in Niedersachsen zu machen.

Endlich erschien der neu ernannte schwedische Generalissimus mit frischem Geld und Soldaten. Bernhard Torstensohn war es, ein Jüngling Gustav Adolfs, und der glücklichste Nachfolger dieses Hel-

den, dem er schon in dem polnischen Kriege als Page zur Seite stand. Von dem Podagra gelähmt und an die Säufte geschmiebet, besiegte er alle seine Gegner durch Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während daß sein Körper die schrecklichsten aller Fesseln trug. Unter ihm verändert sich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrschen, die die Noth gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erschöpft sind alle Länder, um die man bisher gestritten hatte, und, in seinen hintersten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oesterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutschland blutet. Torstensohn verschafft ihm zuerst diese bittere Erfahrung, sättigt seine Schweden an dem fetten Lisch Oesterreichs, und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaisers.

In Schlessien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den schwedischen Anführer Stahantisch erfochten, und ihn nach der Neumark gejagt. Torstensohn, der sich im Lüneburgischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an sich, und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, das unter dem großen Churfürsten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schlessien ein. Glogau wird ohne Apptroche, ohne Bresche, mit dem Degen in der Faust erstiegen, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bey Schweidnitz geschlagen und selbst erschossen, Schweidnitz, wie fast das

ganze diesseits der Oder gelegene Schlessien erobert. Nun drang er mit unaufhaltbarer Gewalt bis in das Innerste von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauses Oesterreich gekommen war; bemächtigte sich der Stadt Olmütz, und machte selbst die Kaiserstadt beben. Unterdessen hatte Piccolomini und Erzherzog Leopold eine überlegene Macht versammelt, die den schwedischen Eroberer aus Mähren, und bald auch, nach einem vergeblichen Versuch auf Brieg, aus Schlessien verscheuchte. Durch Wrangeln verstärkt, wagte er sich zwar aufs Neue dem überlegnen Feind entgegen, und entsetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch seine Absicht auf Böhmen ausführen. Er überschwemmte nun die Lausitz, wo er im Angesichte des Feindes Zittau wegnahm, und nach einem kurzen Aufenthalt seinen Marsch durch Meissen an die Elbe richtete, die er bey Torgau passirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung, und machte sich Hoffnung, in dieser wohlhabenden, seit zehn Jahren verschont gebliebenen, Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und starke Brandschatungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiserlichen unter Leopold und Piccolomini über Dresden zum Entsatze herbei, und Torstensohn, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen

wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zusammen, den Gustav Adolph elf Jahre vorher durch einen entscheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erbißte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettstreit auf dieser heiligen Erde. Die schwedischen Generale Stalhantsh und Willenberg werfen sich auf den noch nicht ganz in Ordnung gestellten linken Flügel der Oesterreicher mit solchem Ungestüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiteren über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem Linken der Schweden drohte schon ein ähnliches Schicksal, als ihm der siegende Rechte zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel, und seine Linien trennte. Die Infanterie beyder Theile stand einer Mauer gleich, und wehrte sich, nachdem alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Nachseuten, bis endlich die Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreystündigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beyder Armeen hatten ihr Aeußerstes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit seinem Regimente der erste bey'm Angriff und der letzte auf der Flucht. Ueber dreystausend Mann und zwey ihrer besten Generale, Schlangen und Lilienhoef, kostete den Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben fünf Tausend auf dem Platze, und beynahe eben

so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von sechs und vierzig Kanonen, das Silbergeschütz und die Kanzley des Erzherzogs, die ganze Baggage der Armee fiel in der Feiger Hände. Torstensohn, zu sehr geschwächt durch seinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geschlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter sich wieder sammelten. Erzherzog Leopold konnte diese verlorene Schlacht nicht verschmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch seine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen seines Grimms. Zu Raasdorf in Böhmen erklärte er es im Angesicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller seiner Pferde, Waffen und Insignien, ließ seine Standarten zerreißen, mehrere seiner Officiere und von den Gemeinen den gehentten Wagn zum Tode verurtheilen.

— Leipzig selbst, welches drey Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die schönste Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze schwedische Heer neu bekleden, und sich mit drey Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taren beschwert wurden, von der Plünderung los kaufen. Torstensohn rückte noch im Winter vor Freyberg, trotzte vor dieser Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und hoffte durch seine Beharrlichkeit den Muth der Be-

lagerten zu ermüden. Aber er opferte nur seine Truppen auf, und die Annäherung des kaiserlichen Generals Piccolomini nöthigte ihn endlich, mit seiner geschwächten Armee sich zurück zu ziehen. Doch achtete er es schon für Gewinn, daß auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er sich freywillig beraubte, zu entbehren genöthigt ward, und in diesem ungünstigen Winterfeldzug über dreystausend Pferde einbüßte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Ober, um sich durch die Garnisonen aus Pommern und Schleßen zu verstärken; aber mit Uligeschwindigkeit stand er wieder an der böhmischen Gränze, durchzog dieses Königreich, und — entsetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiserlichen hart gedrängt wurde. Aus seinem Lager bei Dobritschau, zwey Meilen von Olmütz, beherrschte er ganz Mähren, drückte es mit schweren Expressionen, und ließ bis an die Brücken von Wien seine Scharen streifen. Umsonst bemühte sich der Kaiser, zu Vertheibigung dieser Provinz den ungarischen Adel zu bewaffnen; dieser berief sich auf seine Privilegien, und wollte außerhalb seinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieser fruchtlosen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerstand, und ließ die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während daß Bernhard Torstensson durch seine Marsche und Siege Freund und Feind in Erstaunen setzte, hatten sich die Armeen der Allirten in an-

derm Theilen des Reichs nicht untbätig verhalten. Die Hessen und Weimariſchen unter dem Grafen von Eberſtein und dem Marſhall von Guebriant waren in das Erzſtift Köln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um ſich dieſer räuberiſchen Gäfte zu erwehren, rief der Churfürſt den kaiſerlichen General von Haßfeld herbey, und verſammelte ſeine eignen Truppen unter dem General Lamboy. Dieſen griffen die Allirten (im Jänner 1642) bey Kempen an, und ſchlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zweytauſend blieben und noch einmal ſo viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieſer wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Churfürſtenthum und die angränzenden Lande, daß ſie nicht nur ihre Winterquartiere darin beſaßen, ſondern auch große Verſtärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überließ den heſſiſchen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Haßfeld zu vertheidigen, und näherte ſich Thüringen, um Torſtenſohns Unternehmungen in Sachſen zu unterſtützen. Aber anſtatt ſeine Macht mit der ſchwediſchen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinſtrom, von dem er ſich ſchon weiter, als er ſollte, entfernt hatte. Da ihm die Bayern unter Mercy und Johann von Berth in der Markgraſſchaft Baden zuvorgekommen waren, ſo irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Bitterung preis

gegeben, ohne Obdach umher, und mußte gewöhnlich auf dem Schnee kampiren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Sommer wieder im Felde, und beschäftigte in Schwaben das bayerische Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entsetzen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feind in das Elsaß zurück gedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Cardinals Richelieu, der im November der Jahrß 1642 erfolgt war, und des Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben Ludwig's des Drenzehnten im May 1643 nach sich zog, hatte die Aufmerksamkeit Frankreichs eine Zeit lang von dem deutschen Krieg abgezogen, und diese Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieu's Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der französische Unterthan diese politische Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptstärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, so lehrte sie Mazarin gegen den Kaiser, und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Ausspruch wahr, daß die deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sey. Er schickte dem Feldmarschall von Guebriant, gleich nach der Ein-

Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung ins Elsaß; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Kriegs desto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bey Rocroy, Herzog von Enguien, nachheriger Prinz von Condé, sie in eigner Person dahin führen. Jetzt fühlte sich Guébriant stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meister von Rothweil, wo ihm ein bayrisches Magazin in die Hände fiel. Aber dieser Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guébriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.

Die französische Armee, durch die Expedition in einer so rauhen Jahreszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Einnahme von Rothweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo sie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Besuchs, in tiefer Sicherheit rastet. Unterdessen versammelt der Feind eine große Macht, die bedenkliche Festsetzung der Franzosen jenseits des Rheins, und in einer so großen Nähe von Bayern, zu hindern; und diese Gegend von ihren Erpressungen zu befreien. Die Kaiserlichen, von Hatfeld angeführt, verbinden

sich mit der bayrischen Macht, welche Mercy befehligte, und auch der Herzog von Lothringen, den man in diesem ganzen Krieg überall, nur nicht in seinem Herzogthum, findet, stößt mit seinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anschlag wird gefaßt, die Quartiere der Franzosen in Luttlingen und den angrenzenden Odrfern aufzuschlagen, d. i. sie anvermuthet zu überfallen; eine in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil sie immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut kostete, als geordnete Schlachten. Hier war sie um so mehr an ihrem Plage, da der französische Soldat, in verglichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutschen Winter ganz andre Begriffe hegte, und durch die Strenge der Jahreszeit sich gegen jede Ueberraschung für hinlänglich gesichert hielt. Johann von Werth, ein Meister in dieser Art Krieg zu führen, der seit einiger Zeit gegen Gustav Horn war ausgewechselt worden, führte die Unternehmung an, und brachte sie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Pässe und Waldungen wegen am wenigsten erwartet werden konnte, und ein starker Schnee, der an eben diesem Tage (den 24sten des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des Vortrabs, bis er im Angesichte von Luttlingen Halt machte. Die

ganze außerhalb des Orts verlassen stehende Artillerie wird, so wie das nahe liegende Schloß Honberg, ohne Widerstand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt, und aller Zusammenhang der in den Dörfern umher zerstreuten feindlichen Quartiere still und plötzlich gehemmt. Die Franzosen waren also schon besiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterey dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche sie vor dem nachsetzenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zusammen gehauen, oder streckte freywillig das Gewehr. Gegen zweytausend blieben, siebentausend geben sich mit fünf und zwanzig Stabsofficieren und neunzig Capitäns gefangen. Dies war wol in diesem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partey ohne gefahr den nämlichen Eindruck machte; beyde waren Deutsche, und die Franzosen hatten sich beschimpft. Das Andenken dieses unholden Tages, der hundert Jahre später bey Reßbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines Turenne und Condé wieder ausgelöscht; aber es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie häuften, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit bezahlt machten.

Diese Niederlage der Franzosen hätte indessen den Schweden sehr verderblich werden können, da nunmehr

die ganze ungetheilte Macht des Kaisers gegen sie losgelassen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieser Zeit noch um einen vermehrt worden war. Torstensohn hatte Währen im September 1643 plötzlich verlassen und sich nach Schlessen gezogen. Niemand wußte die Ursache seines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung seines Marsches trug dazu bey, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schlessen aus näherte er sich unter mancherley Krümmungen der Elbe, und die Kaiserlichen folgten ihm bis in die Lausitz nach. Er ließ bey Torgau eine Brücke über die Elbe schlagen, und sprengte aus, daß er durch Meissen in die obere Pfalz und in Bayern dringen würde. Auch bey Barby stellte er sich an, als wollte er diesen Strom passiren, zog sich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er seiner erstaunten Armee bekannt machte, daß er sie nach Holstein gegen die Dänen führe.

Längst schon hatte die Parteylichkeit, welche König Christian der Vierte bey dem von ihm übernommenen Wittleramte gegen die Schweden blicken ließ, die Eifersucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hindernisse, die er der schwedischen Schiffahrt im Sund entgegen setzte, und die Lasten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beschwerte, den Unwillen dieser Krone gereizt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefodert. Wie gewagt es auch schien, sich in einen

neuen Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Last des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, benähe zu Boden sank, so erhob doch die Nachbegierde und ein verzährter Nationalhaß den Muth der Schweden über alle diese Bedenklichkeiten, und die Verlegensheiten selbst, in welche man sich durch den Krieg in Deutschland verwickelt sah, waren ein Beweggrund mehr, sein Glück gegen Dänemark zu versuchen. Es war endlich so weit gekommen, daß man den Krieg nur fortsetzte, um den Truppen Arbeit und Brod zu verschaffen, daß man fast bloß um den Vortheil der Winterquartiere stritt und, die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptschlacht schätzte. Aber fast alle Provinzen des deutschen Reichs waren verddet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menschen, und an Allem diesem hatte Holstein Ueberfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in dieser Provinz rekrutirte, Pferde und Soldaten sättigte, und die Reiteren besser beritten machte — so war der Erfolg schon der Mühe und Gefahr des Versuches werth. Auch kam jetzt bey Eröffnung des Friedensgeschäftes Alles darauf an, den nachtheiligen dänischen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu hemmen, den Frieden selbst, der die schwedische Krone nicht sehr zu begünstigen schien, durch Verwirrung der Interessen möglichst zu verzögern, und, da es auf Bestimmung einer Genugthuung ankam, die

Zahl seiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünschte, desto gewisser zu erlangen. Die schlechte Verfassung des dänischen Reichs berechnete zu noch größeren Hoffnungen, wenn man nur den Anschlag schnell und verschwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniß so gut, daß die dänischen Minister nicht das Geringste davon argwohnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniß gezogen. Der Krieg selbst war die Kriegserklärung, und Torstensohn stand in Holstein, ehe man eine Feindseligkeit ahnete. Durch keinen Widerstand aufgehalten, ergießen sich die schwedischen Truppen wie eine Ueberschwemmung durch dieses Herzogthum, und bemächtigten sich aller festen Plätze desselben, Rendsburg und Glückstadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in Schonen ein, welches gleich wenig Widerstand leistet, und nur die stürmische Jahreszeit verhindert die Anführer, den kleinen Belt zu passiren und den Krieg selbst nach Fühnen und Seeland zu wälzen. Die dänische Flotte verunglückt bey Femern, und Christian selbst, der sich auf derselben befindet, verliert durch einen Splitter sein rechtes Auge. Abgeschnitten von der weit entlegenen Macht des Kaisers, seines Bundesgenossen, steht dieser König auf dem Punkte, sein ganzes Reich von der schwedischen Macht überschwemmt zu sehen, und es ließ sich in allem Ernst zu Erfüllung der Wahrsagung an, die man

sich von dem berühmten Tycho Brahe erzählte, daß Christian der Vierte im Jahr 1644 mit einem bloßen Stöcken aus seinem Reiche würde wandern müssen.

Aber der Kaiser durfte nicht gleichgültig zusehen, daß Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Raub dieses Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die sich einem so weiten Marsch durch lauter ausgehungerte Ländere entgegen setzten, so säumte er doch nicht, den Grafen von Gallas, dem nach dem Austritt des Piccolomini das Oberkommando über die Truppen auf Neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holstein zu senden. Gallas erschien auch wirklich in diesem Herzogthum, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die schwedische Armee in Jütland einzuschließen. Zugleich wurden die Hessen und der schwedische General von Königsmark durch Hagfeld und durch den Erzbischof von Bremen, den Sohn Christians des Vierten, beschäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meissen nach Sachsen gezogen. Aber Torstensohn drang durch den unbefestigten Paß zwischen Schleswig und Stapelholm, ging mit seiner neuvermehrten Armee dem Gallas entgegen, und drückte ihn den ganzen Elbstrom hinauf bis Wernburg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager bezogen. Torstensohn passirte die Saale, und nahm

eine solche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam, und sie von Sachsen und Böhmen abschchnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein, und richtete den größten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbesserte nichts an dieser verzweifelten Lage. Die Kavallerie, welche nach Schlessen zu entkommen suchte, wird von Torstensohn bey Jüterboch eingeholt und zerstreut, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Versuch, sich mit dem Schwert in der Hand durchzuschlagen, bey Magdeburg fast ganz aufgerieben. Von seiner großen Macht brachte Gallas bloß einige tausend Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meister zu finden sey, eine Armee zu ruiniren. Nach diesem verunglückten Versuch zu seiner Befreyung suchte der König von Dänemark den Frieden, und erhielt ihn zu Bredseboor im Jahr 1645 unter harten Bedingungen.

Torstensohn verfolgte seinen Sieg. Während daß einer seiner Untergenerale, Axel Lillienstern, Kursachsen ängstigte, und Königsmärk ganz Bremen sich unterwürfig machte, brach er selbst an der Spitze von sechzehntausend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein, und suchte nun den Krieg auf Neue in die Erbstaaten Oesterreichs zu verpflanzen. Ferdinand eilte auf diese Nachricht selbst nach Prag, um durch seine Gegenwart den Muth seiner Völker zu entflammen, und, da es so sehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinstim-

nung fehlte, in der Nähe des Kriegesfeldes desto schneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf seinen Befehl versammelte Haßfeld die ganze österreichische und bayrische Macht, und stellte sie — das letzte Heer des Kaisers und der letzte Wall seiner Staaten — wider seinen Rath und Willen, dem eindringenden Feinde bey **Lankau** oder **Lankowitz** am 24ten Februar 1645 entgegen. **Ferdinand** verließ sich auf seine Reiterer, welche dreystausend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zusage der Jungfrau **Maria**, die ihm im Traum erschienen, und einen gewissen Sieg versprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiserlichen schreckte **Lankau** so nicht ab, der nie gewohnt war, seine Feinde zu zählen. Gleich bey dem ersten Angriff wurde der linke Flügel, den der kaiserliche General **von Gdh** in eine sehr unvorteilhafte Gegend zwischen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer selbst mit dem größten Theil seiner Völker erschlagen, und beynahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieser unglückliche Anfang entschied das Schicksal des ganzen Treffens. Die Schweden bestärkigten sich, immer vorwärts dringend, der wichtigsten Anhöhen, und nach einem achtstündigen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiserlichen Reiterer, und dem tapfersten Widerstand des Fußvolks, waren sie Meister vom Schlachtfelde. Zwey-

tausend Oesterreicher blieben auf dem Platze, und
 Nathfeld selbst mußte sich mit drehtausend gefangen
 geben. Und so war denn an Einem Tage der beste
 General und das letzte Heer des Kaisers verloren.

Dieser entscheidende Sieg bey Zankowitz öffnete
 auf einmal dem Feind alle österreichische Lande. Fero-
 dinand entfloß eilig nach Wien, um für die Ver-
 theidigung dieser Stadt zu sorgen, und sich selbst, seine
 Schätze und seine Familie in Sicherheit zu bringen.
 Auch währte es nicht lange, so brachen die siegenden
 Schweden in Mähren und Oesterreich wie eine Was-
 serfluth herein. Nachdem sie beynahe das ganze Mäh-
 ren erobert, Brunn eingeschlossen, von allen festen
 Schloßern und Städten bis an die Donau Besitz ge-
 nommen, und endlich selbst die Schanze an der Wolfs-
 brück, unsern von Wien, erstriegen, stehen sie endlich
 im Gesichte dieser Kaiserstadt, und die Sorgfalt, mit
 der sie die eroberten Plätze besetzten, scheint keinen
 kurzen Besuch anzudeuten. Nach einem langen ver-
 erblichen Umweg durch alle Provinzen des deutschen
 Reiches krümmt sich endlich der Kriegesstrom rück-
 wärts zu seinem Anfang, und der Anall des schwe-
 dischen Geschickes erinnert die Einwohner Wiens an
 jene Kugeln, welche die böhmischen Rebellen vor sie-
 ben und zwanzig Jahren in die Kammersburg warfen.
 Dieselbe Kriegsbühne führt auch dieselben Werkzeuge
 des Angriffs zurück. Die Bethlen Gabor von

den rebellischen Böhmern, so wird jetzt sein Nachfolger, Hugo, von Lorstensohn zum Beystand herbeigerufen; schon ist Oberungarn von seinen Truppen überwunnen, und täglich fürchtet man seine Vereinigung mit den Schweden. Johann Georg von Sachsen, durch die schwedischen Einquartierungen in seinem Lande aufs Außerste gebracht, halblos gelassen von dem Kaiser, der sich nach dem Jankauschen Treffen selbst nicht beschützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillstand mit den Schweden zu schließen; der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiser verliert einen Freund, indem an den Thoren seines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufsteht, indem seine Kriegsbeere schmelzen, und seine Bundesgenossen an andern Enden Deutschlands geschlagen werden. Denn auch die französische Armee hatte den Schimpf der Tuttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder aufgehoben, und die ganze Macht Bayerns am Rhein und in Schwaben beschäftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verstärkt, als der große und jetzt schon durch seine Siege in Italien verherrlichte Threnne dem Herzog von Eugenien zuführte, erschienen sie am 3ten August 1644 vor Freyburg, welches Metz kurz vorher erobert hatte, und mit seiner ganzen, aufs Beste verhängten Armee bedeckte. Das Ungestüm der französischen Tapferkeit scheiterte zwar an der Standhaftigkeit

der Bayern, und der Herzog von Engaulen mußte sich zum Rückzug entschließen, nachdem er bey sechstausend seiner Leute umsonst hingeschlachtet hatte. Maximilian vergoß Thränen über diesen großen Verlust, den aber der herzlose, für den Ruhm allein empfindliche, Condé nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris,“ hörte man ihn sagen, „gibt mehr Menschen das Leben, als diese Action gekostet hat.“ Indessen hatte doch diese mörderische Schlacht die Bayern so sehr entkräftet, daß sie, weit entfernt, das bedrängte Oesterreich zu unterstützen, nicht einmal die Rheinpfalz verteidigen konnten. Speier, Worms, Mannheim ergaben sich, das feste Philippsburg ward durch Mangel bezwungen, und Mainz selbst eilt, durch eine zügige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oesterreich und Böhmen am Anfang des Krieges gegen die Wälfen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen Torstensohn. Ragotsky war zwar mit seinen Wälfen, fünf und zwanzig Tausend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des schwedischen Lagers gedrungen; aber diese undisziplinirten und rohen Scharen verpfändeten nur das Land, und vermehrten den Mangel im Lager der Schweden, anstatt daß sie die Unternehmungen Torstensohns durch eine zweckmäßige Wirksamkeit hätten befördern sollen. Dem Kaiser Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzudrängigen, war der Zweck, der den Ragotsky, wie Bethlen

Gabor, ins Feld rief, und beyde gingen heim, sobald sie diese Absicht erreicht hatten. Ferdinand, um seiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreyte durch ein geringes Opfer seine Staaten von diesem furchtbarn Feinde.

Unterdessen hatte sich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Bränn auf Austeritz-geschwächt. Torstensohn, der selbst dabey kommandirte, erschöpfte vier Monate lang umsonst seine ganze Belagerungskunst; der Widerstand war dem Angriffe gleich, und Verzweiflung erhöhte den Muth des Kommandanten de Souhes, eines schwedischen Ueberläufers, der keinen Parbon zu hoffen hatte. Die Muth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuß unreifer Früchte in seinem langwierigen verpesteten Lager erzeugte, und der schnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigten endlich den schwedischen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Pässe an der Donau besetzt, seine Armee aber durch Krankheit und Hunger schon sehr geschmolzen war, so entsagte er seiner Unternehmung auf Oesterreich und Mähren, begnügte sich, durch Zurücklassung schwedischer Besatzungen in den eroberten Schlössern einen Schlüssel zu beyden Provinzen zu behalten, und nahm seinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem letztern noch nicht wieder erobert waren,

wurden nach seinem Abzuge von dem kaiserlichen General Bucheim bezwungen, so daß die österreichische Gränze in dem folgenden Jahre wieder obllig von Feinden gereinigt war, und das zitternde Wien mit dem bloßen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schlessien behaupteten sich die Schweden nur mit sehr abwechselndem Glück, und durchzitterten beyde Länder, ohne sich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der Torstensohn'schen Unternehmung ihrem vielversprechenden Anfang nicht ganz gemäß war, so hatte sie doch für die schwedische Partey die entscheidendsten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachsen zum Stillstand genöthigt, der Kaiser bey dem Friedenscongreffe nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden selbst in seinem Betragen gegen die Kronen zudersüßlicher und kühner gemacht. Seiner großen Pflicht so glänzend entledigt, trat der Urheber dieser Vortheile, mit Lorbern geschmückt, in die Stille des Privatstandes zurück, um gegen die Qualen seiner Krankheit Aenderung zu suchen.

Von der böhmischen Seite zwar sah sich der Kaiser nach Torstensohn's Abzug vor einem feindlichen Einbruch gesichert; aber bald näherte sich von Schwaben und Bayern her eine neue Gefahr den österreichischen Gränzen. Lurenne, der sich von Condé getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr 1645 unweit Mergentheim von Mercy auf's

Haupt geschlagen worden, und die siegenden Bayern drangen unter ihrem tapfern Anführer in Hessen ein. Aber der Herzog von Enguien eilte sogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elsass, Rdnigsmark aus Währen, die Hessen von dem Rheinstrom herbey, das geschlagene Heer zu verstärken, und die Bayern wurden bis an das äußerste Schwaben zurück gedrängt. Bey dem Dorf Alleröheim unweit Mörblingen hielten sie endlich Stand, die Gränze von Bayern zu vertheidigen. Aber der ungekürzte Muth des Herzogs von Enguien ließ sich durch kein Hinderniß schrecken. Er führte seine Völker gegen die feindlichen Schanzen und eine große Schlacht geschah, die der heldenmüthige Widerstand der Bayern zu einer der hartnäckigsten und blutigsten machte, und endlich der Tod des vortreflichen Mercy, Lurenens Besonnenheit und die felsenfeste Standhaftigkeit der Hessen zum Vortheil der Alliirten entschied. Aber auch diese zweyte barbarische Hinopferung von Menschen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das französische Heer, durch diesen blutigen Sieg entkräftet, verminderte sich noch mehr durch den Abzug der Hessen, und den Bayern führte Leopold kaiserliche Hülfsvölker zu, daß Lürenne auf Eilfertigkeit nach dem Rhein zurück fliehen mußte.

Der Rückzug der Franzosen erlaubte dem Feind, seine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schwes-

den zu lehren. Gustav Wrangel, kein unwürdiger Nachfolger Banners und Torstensöns, hatte im Jahre 1646 das Oberkommando über die schwedische Macht erhalten, die, außer Königsmarks fliegendem Korps und den vielen im Reiche zerstreuten Besatzungen, ungefähr noch acht Tausend Pferde und funfzehn Tausend Mann Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog seine vier und zwanzig Tausend Mann starke Macht durch zwölf bayrische Kavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verstärkt hatte, ging er auf Wrangeln los, und hoffte ihn, ehe Königsmark zu ihm stieße, oder die Franzosen eine Diversion machten, mit seiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieser erwartete ihn nicht, sondern eilte durch Obersachsen an die Weser, wo er Hörter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er sich nach Hessen, um sich mit Löhrenne zu vereinigen, und zog in seinem Lager zu Wehlar die fliegende Armee des Königsmark an sich. Aber Löhrenne, gefesselt durch Mazarin's Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachsenden Uebermuth Schwedens gern eine Gränze gesetzt sah, entschuldigte sich mit dem dringenden Bedürfniß, die niederländischen Gränzen des französischen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre versprochene Diversion in diesem Jahr unterlassen hätten. Da aber Wrangel fortfuhr, auf seiner gerechten Forderung mit Nachdruck

zu bestehen, da eine längere Widerseßlichkeit bey den Schweden Verdacht erwecken, ja sie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oesterreich geneigt machen könnte; so erhielt endlich Lärénne die erwünschte Erlaubniß, das schwedische Heer zu verstärken.

Die Vereinigung geschah bey Gießen, und jetzt fühlte man sich mächtig genug, dem Feinde die Stri-
p zu bieten. Er war den Schweden bis Hessen nach-
gefolgt, wo er ihnen die Lebensmittel abschneiden und die Vereinigung mit Lärénne verhindern wollte. Dasselbe mißlang, und die Kaiserlichen sahen sich nun selbst von dem Main abgeschnitten, und nach dem Verlust ihrer Magazine dem größten Mangel ausgesetzt. Wrangel benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andre Wendung geben sollte. Auch er hatte die Maxime seines Vorgängers adoptirt, den Krieg in die österreichischen Staaten zu spielen; aber von dem schlechten Fortgange der Torstensohn'schen Unternehmung abgeschreckt, hoffte er denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloß sich, dem Laufe der Donau zu folgen, und mitten durch Bayern gegen die österreichischen Gränzen hereinzubringen. Einen ähnlichen Plan hatte schon Gustav Adolph entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die Wallenstein'sche Macht und Sachsens Gefahr von sei-

ner Siegesbahn zu frühzeitig abweisen. In seine Fußstapfen war Herzog Bernhard getreten, und, glücklicher als Gustav Adolph, hatte er schon zwischen der Iser und dem Inn seine siegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen, in seinem Heldenlaufe still zu stehen, und seine Völker zurückzuführen. Was diesen Beyden mißlungen war, hoffte Wacker jetzt um so mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiserlich-bayrischen Völker weit hinter ihm an der Lahn standen, und erst nach einem sehr weiten Marsch durch Franken und die Oberpfalz in Bayern eintreffen konnten. Eilfertig zog er sich an die Donau, schlug ein Korps Bayern bey Donauwerth, und passirte diesen Strom, so wie den Lech, ohne Widerstand. Aber durch die fruchtlose Belagerung von Augsburg verschaffte er den Kaiserlichen Zeit, sowohl diese Stadt zu entsetzen, als ihn selbst bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem sie sich aber auf Neuwe, um den Krieg von den bayrischen Gränzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, erfaß er die Gelegenheit, den unbesetzt gelassenen Lech zu passiren, den er nunmehr den Kaiserlichen selbst versperrete. Und jetzt lag Bayern offen und unverteidigt vor ihm da; Franzosen und Schweden überschwebten es wie eine reißende Fluth, und der Soldat belohnte sich durch die schrecklichsten Gewalthat-

ten; Räubereien und Erpressungen für die überstanten Gefahren. Die Ankunft der kaiserlich-bayrischen Völker, welche endlich bey Thierhaupten den Uebergang über den Lechstrom vollbrachten, vermehrte bloß das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterschied plünderten.

Jetzt endlich — jetzt, in diesem ganzen Kriege zum erstenmal, wankte der standhafte Muth Maximilians, der acht und zwanzig Jahre lang bey den härtesten Proben unerschüttert geblieben. Ferdinand der Zweyte, sein Gespieler zu Ingolstadt und der Freund seiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieses Freundes und Wohlthäters war eins der stärksten Bande zerrissen, die den Churfürsten an Oesterreichs Interesse gefesselt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet; der Sohn war seinem Herzen fremd, und nur das Staatsinteresse konnte ihn in der Treue gegen diesen Fürsten erhalten.

Und eben dieses Letztere war es, was die französische Arglist jetzt wirken ließ, um ihn von der öfterreichischen Allianz abzulocken und zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine große Absicht hatte Mazarin seiner Eifersucht gegen die wachsende Macht Schwedens Stillschweigen auferlegt, und den französischen Völkern gestattet, die Schweden nach Bayern zu begleiten. Bayern sollte alle Schrecknisse

des Krieges erleiden, damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maximilian besiegten, und der Kaiser den ersten und letzten seiner Allirten verliere. Brandenburg hatte unter seinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachsen aus Noth ergreifen müssen; den Spaniern untersagte der französische Krieg jeden Antheil an dem deutschen; Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Pohlen ein langer Stillstand entwaffnet. Gelang es, auch noch den Churfürsten von Bayern von dem österreichischen Bündniß loszureißen, so hatte der Kaiser im ganzen Deutschland keinen Verfechter mehr, und schutzlos stand er da, der Willkür der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er schwebte, und ließ kein Mittel unversucht, sie abzuwenden. Aber man hatte dem Churfürsten von Bayern die nachtheilige Meinung beigebracht, daß nur die Spanier dem Frieden entgegen ständen, und daß bloß spanischer Einfluß den Kaiser vermöge, sich gegen den Stillstand der Waffen zu erklären: Maximilian aber haßte die Spanier und hatte es ihnen nie vergeben, daß sie ihm bey seiner Bewerbung um die pfälzische Chur entgegen gewesen waren. Und dieser feindseligen Macht zu gefallen sollte er jetzt sein Volk aufgeopfert, seine Lande verwüstet, sich selbst zu Grunde gerichtet sehen, da er sich durch einen

Stillstand aus allen Bedrängnissen reißen, seinem Volke die so nöthige Erholung verschaffen, und durch dieses Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beschleunigen konnte? Jede Bedenkllichkeit verschwand, und, von der Nothwendigkeit dieses Schrittes überzeugt, glaubte er seinen Pflichten gegen den Kaiser genug zu thun, wenn er auch ihn der Wohlthat des Waffenstillstandes theilhaftig machte.

Zu Ulm versammelten sich die Deputirten der drei Rürnen und Bayerns, um die Bedingungen des Stillstands in Richtigkeit zu bringen. Aus der Instruktion der östereichischen Abgesandten ergab sich aber bald, daß der Kaiser den Kongreß nicht beschickt hatte, um die Abschließung desselben zu befördern, sondern vielmehr, um sie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren, und von der Fortsetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillstand zu gewinnen, nicht ihnen denselben durch harte Bedingungen zu erschweren. Sie waren ja die Sieger; und doch mußte der Kaiser sich an, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Gesandten nicht im ersten Zorn den Kongreß verließen, und um sie zurückzuhalten, mußten die Franzosen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Churfürsten von Bayern auf diese Weise mißlungen war, den Kaiser mit in den Stillstand einzuschließen, so hielt er sich nun

mehr für berechtigt, für sich selbst zu sorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillstand erkaufen ließ, so bedachte er sich doch nicht lange, denselben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben auszubreiten, und war zufrieden, die seinigen auf Bayern und auf die pfälzischen Lände einzuschränken. Was er in Schwaben erobert hatte, mußte den Allirten geräumt werden, die ihm ihrer seits, was sie von Bayern inne hatten, wieder anlieferten. In den Stillstand war auch Rbh und Hesse nassel eingeschlossen. Nach Abschließung dieses Traktats, am 14ten März 1647, verließen die Franzosen und Schweden Bayern, und wählten sich, um sich selbst nicht im Wege zu stehen, verschiedene Quartiere, jene im Herzogthum Württemberg, diese in Oberschwaben, in der Nähe des Bodensees. In dem äußersten nördlichen Ende dieses Sees, und Schwabens südlichster Spitze, trögte die österreichische Stadt Bregenz durch ihren engen und steilen Paß jeden feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man seine Güter und Personen in diese türkische Festung geschütet. Die reiche Beute, die er aufgebauete Vorrath darin erwarten ließ, und der Theil, einen Paß gegen Tyrol, die Schweiz und Italien zu besitzen, reizte den schwedischen General, einen Angriff auf diese für unüberwindlich gehaltene Klausel und die Stadt selbst zu versuchen. Weder gelang ihm,

des Widerstands der Landleute ungeachtet, die, sechs Tausend an der Zahl, den Paß zu vertheidigen strebten. Unterdeß hatte sich Türenne, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, nach dem Württembergischen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmstadt und den Churfürsten von Mainz durch die Gewalt seiner Waffen zwang, nach dem Beyspiel Bayerns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich schien das große Ziel der französischen Staatskunst erreicht zu seyn, den Kaiser, alles Beystands der Ligue und seines protestantischen Allirten beraubt, den vereinigten Waffen der beyden Kronen ohne Vertheidigung bloß zu stellen, und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktiren. Eine Armee von höchstens zwölf Tausend Mann war Alles, was ihm von seiner Furchtbarkeit übrig war, und über diese mußte er, weil der Krieg alle seine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Kabinisten, den holländischen Ueberläufer Melander, zum Befehlshaber setzen. Aber wie dieser Krieg mehrmals die überraschenden Glückswechsel aufstellte, und oft durch einen plötzlichen Zwischenfall alle Berechnungen der Staatskunst zu Schanden machte, so strafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief gesunkene Macht Despotenreichs arbeitete sich nach einer kurzen Krise aufs Neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Eifer war gegen die Schweden erlaubt dieser Krone

nicht, den Kaiser zu Grunde zu richten, und die schwedische Macht in Deutschland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich selbst zuletzt verderblich werden konnte. Oesterreichs hilflose Lage wurde daher von dem französischen Minister nicht benutzt, die Armee des Turenne von Brangeln getrennt und an die niederländischen Gränzen gezogen. Zwar versuchte Brangel, nachdem er sich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert, und die dortige kaiserliche Besatzung unter seine Armee gesteckt hatte, für sich selbst in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüssel zu diesem Königreich. Um diese Festung zu entsetzen, ließ der Kaiser seine letzte Armee marschiren, und fand sich in eigner Person bey derselben ein. Aber ein weiter Umweg, den sie nehmen mußte, um die Güter des Kriegsrathspräsidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren Marsch, und ehe sie anlangte, war Eger schon verloren. Beyde Armeen näherten sich jetzt einander, und man erwartete mehr als einmal eine entscheidende Schlacht, da beyde der Mangel drückte, die Kaiserlichen die größere Zahl für sich hatten, und beyde Lager und Schlachtorbnungen oft nur durch die aufgeworfenen Berke von einander geschieden waren. Aber die Kaiserlichen begnügten sich, dem Feind zur Seite zu bleiben, und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und schlimme Märsche zu ernühdern, bis die mit Bayern eröffneten Unterhandlungen das gewünschte Ziel erreicht haben würden.

Bayerns Neutralität war eine Wunde, die der kaiserliche Hof nicht beschmerzen konnte, und nachdem man umsonst versucht hatte, sie zu hindern, ward beschlossen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Officiere der bayrischen Armee waren über diesen Schritt ihres Herrn entrüstet, der sie auf einmal in Unthätigkeit versetzte, und ihrem Hange zur Ungehorsamkeit eine lästige Fessel anlegte. Selbst der tapfere Johann von Berth stand an der Spitze der Mißvergnügten; und, aufgemuntert von dem Kaiser, entwarf er das Komplot, die ganze Armee von dem Churfürsten abtrünnig zu machen, und den Kaiser zuzuführen. Ferdinand erdichtete nicht, diese Verrätheren gegen den treuesten Alltöten seines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die churfürstlichen Völler förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er sie erinnerte, daß sie Reichstruppen seyen, die der Churfürst bloß in kaiserlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte Maximilian das angesponnene Komplot noch zeitig genug, um durch schnelle und zweckmäßige Anstalten der Ausführung desselben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaisers hatte ihn zu Repressalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein sprechen durfte, die Leidenschaft zu hören. Er hatte von dem Waffenstillstand die Vortheile nicht gesun-

die er sich davon versprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beschleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen, hatte dieser einseitige Stillstand vielmehr den Negotiationen zu Münster und Denabrück eine schädliche Wendung gegeben, und die Allirten in ihren Forderungen dreifach genächt. Die Franzosen und Schweden waren aus Bayern entfernt worden; aber durch den Verlust der Quartiere im schwäbischen Kreise sah er sich nun selbst dahin gebracht, mit seinen Truppen sein eigenes Land auszulaugen, wenn er sich nicht entschließen wollte, sie ganz und gar abzubanken, und in dieser Zeit des Faastrochs unbesonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eins dieser beiden gewissen Uebel erwähnte, entschloß er sich lieber zu einem dritten, das zum wenigsten noch ungewiß war, den Stillstand aufzukündigen, und aufs Neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entschluß und die schnelle Hülfe, die er dem Kaiser nach Böhmen schickte, drohte den Schweden höchst verderblich zu werden, und Wrangel mußte sich aufs Eilfertigste aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Pilsen nach Westphalen und Lüneburg, um die französische Armee unter Turenne an sich zu ziehen, und unter Metander und Gronsfeld folgte ihm die kaiserlich bayrische Armee bis an den Weserstrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn ertödtete, ziehe Turenne zu ihm; aber was den Kaiser zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch

die Schweden: Mitten unter der Wuth des Kampfes
 sowohl alte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wach-
 samkeit der Hbse vermehrte sich, je näher der Friede
 herbei rückte. Der Churfürst von Bayern darfte es
 nicht geschehen lassen, daß sich das Uebergewicht der
 Macht so entscheidend auf die Seite des Kaisers neigte,
 und durch diesen plötzlichen Umschwung der Dinge der
 Friede verzögert würde. So nahe an Abgeschlossenung der
 Traktaten war jede einseitige Glücksveränderung äußerst
 wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter
 den traktirenden Kronen konnte auf einmal das Wehl
 des Jahrs, die theure Frucht der schwierigsten Unter-
 handlungen, zerstreuen und die Ruhe des ganzen Europa
 verzögern. Wenn Frankreich seine Allirte, die Krone
 Schweden, in heillosen Fesseln hielt, und ihr, nach
 Maßgabe ihrer Vortheile und Verluste, seine Hilfe zu-
 schickte, so übernahm der Churfürst von Bayern still-
 schweigend dieses Geschäft bey seinem Allirten, dem
 Kaiser, und suchte durch eine reife Abwägung seines
 Reichthums, Möglicher von Oesterreichs Größe zu bleiben.
 Jetzt droht die Macht des Kaisers auf einmal zu einer
 gefährlichen Höhe zu steigen, und Maximilian hält
 plötzlich inne, die schwedische Armee zu verfolgen. Auch
 fürchtete er die Rheinpfälzen Frankreichs, welches schon
 gedroht hatte, die ganze Macht Lurennes gegen
 ihn zu senden, wenn er seinen Truppen erlauben würde,
 über die Mosel zu gehen.

Melanther, durch die Bayern gehindert, Brangeln weiter zu verfolgen, wendete sich über Jena und Erfurt gegen Hessen, und erscheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demselben Lande, das er ehemals vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen seine ehemalige Geketerinn war, was ihn antrieb, Hessen zum Schauplatz seiner Verwüstung zu erwählen, so befriedigte er diese Lust auf das Schrecklichste. Hessen blutete unter seiner Geißel, und das Elend dieses so hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn aufs Aeußerste getrieben. Aber bald hatte er Ursache zu betauern, daß ihn bey der Wahl der Quartiere die Rachgierigkeit der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Hessen drückte der äußerste Mangel die Armee, während daß Brangel in Lüneburg frische Kräfte sammelte, und seine Regimenter beritten machte. Viel zu schwach, seine schlechten Quartiere zu behaupten, als der schwebische General im Winter des 1648ten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Hessen anrückte, mußten er mit Schanden entweichen, und an den Ufern der Donau seine Rettung suchen.

Frankreich hätte die Erwartungen des Schweden aufs Neue geknüpft, und die Armee des Thurenia, aller Aufforderungen Brangels ungeachtet, am Rheinstrom zurück gehalten. Der schwedische Heerführer hatte sich daburch getäuscht, daß er die weimarische Reiterrey an sich zog, die dem französischen Dienst ent-

lagte, durch eben diesen Schritt aber der Eifersucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt Lär en ne die Erlaubniß, zu den Schweden zu stoßen, und nun wurde von beyden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in diesem Kriege eröffnet. Sie trieben Melander n bis an die Donau vor sich her, warfen Lehen gsmittel in Eger, das von den Kaiserlichen belagert war, und schlugen jenseits der Donau das kaiserliche bayrische Heer, das bey Eusmarshausen sich ihnen entgegenstellte. Melander erhielt in dieser Action eine tödtliche Wunde, und der bayrische General von Grons feld postirte sich mit der übrigen Armee jenseits des Lechstroms, um Bayern vor einem feindlichen Einbruche zu schützen.

Aber Grons feld war nicht glücklicher als L i l l y, der in eben diesem Posten für Bayerns Rettung sein Leben hingeeopfert hatte. Wrangel und Lär en ne wählten dieselbe Stelle, zum Uebergang, welche durch den Sieg Gustav' Adolphs bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hülfe desselben Vortheils, welcher jenen begünstigt hatte. Jetzt wurde Bayern aufs Neue überschwemmt, und der Bruch des Stillstandes durch die grausamste Behandlung des bayrischen Unterthans geahndet, Maximilian verkroch sich in Salzburg, indem die Schweden über die Isar setzten, und bis an den Inn vordrangen. Ein anhaltender starker Regen, der diesen nicht sehr beträchtlichen Fluß in wa-

nigen Tagen in einen reißenden Sturm verbandelte, rettete Oesterreich noch einmal aus der drohenden Gefahr. Zehnmahl versuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn zu schlagen, und zehnmahl vernichtete sie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholischen so groß gewesen, als jetzt, da die Feinde mitten in Bayern standen, und ein General mehr vorhanden war, den man einem La Renne, Wrangel und Königsmark gegenüberstellen durfte. Endlich erschien der tapfere Held Picothomini aus den Niederlanden, den schwachen Rest der kaiserlichen Heere anzuführen. Die Allirten hätten durch ihre Verwüstungen in Bayern sich selbst den längern Aufenthalt in diesem Lande erschwert, und der Mangel nöthigt sie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspost ihre Thätigkeit endigt.

Mit seinem fliegenden Corps hatte sich Königsmark nach Böhmen gewendet, wo Ernst Sadowsky, ein abgedankter Rittmeister, der in kaiserlichen Dienst zum Krüppel geschossen, und dann ohne Genugthuung verabschiedet ward, ihm einen Plan an gab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. Königsmark vollführte ihn glücklich, und erwarb sich dadurch den Ruhm, den dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Action beschloßen zu haben. Nicht mehr als Einen Todten kostete den Schweden dieser entscheidende Streich, der endlich die Unentschlossenheit

des Kaisers besiegte. Die Altstadt aber, Prags größte Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, erwiderte durch ihren lebhaften Widerstand auch dem Pfalzgrafen, Karl Gustav, den Thronfolger der Christina, der mit frischen Völkern aus Schweden angelangt war, und die ganze schwedische Macht aus Böhmen und Schlesien vor ihren Mauern versammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in diesen erreichte sie die Nothhilfe des zu Denabrad und Münster am vier und zwanzigsten Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Riesenwerk es war, diesen unter dem Namen des westphälischen berühmten, unverleglichen und heiligen Frieden zu schließen, welche unendlich scheinende Hindernisse zu bekämpfen, welche streitende Interessen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zusammen wirken mußte, dieses mühsame, theure und dauernde Werk der Staatskunst zu Stande zu bringen, was es kostete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es kostete, die schon eröffneten unter den wechselnden Spielen des immer fortgesetzten Krieges im Gange zu erhalten, was es kostete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken, und den feyerlich abgeklundigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen — was endlich der Inhalt dieses Friedens war, was durch dreißigjährige Anstrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden ist, und

welchen Vortheil oder Nachtheil die europäische Gesellschaft im Großen und im Ganzen dabey mag geerntet haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein großes Ganze die Kriegsgeschichte war, so ein großes und eignes Ganze ist auch die Geschichte des westphälischen Friedens. Ein Umriss davon würde das interessanteste und charaktervollste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelet entstehen, und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch sie die Aufmerksamkeit desjenigen Publikums fesseln könnte, für das ich schrieb, und von dem ich hier Abschied nehme.









**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

[illegible]



the 1990s, the number of people in the world who are undernourished has increased from 600 million to 800 million. The number of people who are malnourished has increased from 1.2 billion to 1.5 billion. The number of people who are obese has increased from 100 million to 300 million.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.

The World Bank has estimated that the cost of malnutrition to the world economy is \$100 billion per year. The cost of obesity to the world economy is \$100 billion per year. The cost of undernutrition to the world economy is \$100 billion per year.